Biogr. Goldoni
464. ~~Bl. ital. p. 203.~~
-3

<36615777500019

<36615777500019

Bayer. Staatsbibliothek

S

E

Oc b 2476 1

Biogr. 464.

Goldoni
über sich selbst
und
die Geschichte seines Theaters

Aus
dem Französischen übersezt
und
mit einigen Anmerkungen versehen
von
G. Schaz.

Dritter Theil.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
Mit Churfürstl. Sächs. Privileg.
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Weg vom Ufer des Var nach Paris. Erstes Nachtlager in Vidauban. Kurze Abhandlung über das Souper und die Suppe. Anblick von Marseille. Anblick von Avignon. Ein paar Worte über Lyon. Brief von Paris. Vereinigung der komischen Oper mit der italienischen Komödie. Betrachtungen über mich selbst. Ankunft in Paris. 1

Zweites Kapitel.

Mein erster Blick über die Stadt Paris. Meine ersten Besuche. Ein angenehmes Diner. Besuch der komischen Oper. Ein paar Worte über dieses Schauspiel und die Akteurs desselben. 9

Drittes Kapitel.

Fortsetzung des vorhergehenden Kapitels. Einige Bemerkungen über die italienischen Schauspieler in Paris. Meine erste Reise nach Fontainebleau. Ein paar Worte über den Hof. Unterzeichnung des Friedens zwischen Frankreich und England. Die Italiener geben auf dem Theater von Fontainebleau das verlorne und wiedergefundene Kind Harlekins. Dieses Stück misfällt dem Hofe. Nachtheil der skizzirten Stücke. Meine Plane werden vereitelt. 16

Viertes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Paris. Meine Beobachtungen und Entwürfe. Mein Quartier im Palais Royal. L'Amour paternel, (die väterliche Liebe) mein erstes Lustspiel. Kurzer Auszug aus diesem Stücke. Sein geringer Beyfall. Stücke, im Verlauf zweyer Jahre, für die italienische Ko-

Bayerische Staatsbibliothek München

mödie verfertigt. Neue Bemerkungen über die komische Oper. Ein paar Worte über die französische Komödie. 25

Fünftes Kapitel.

Ich gehe zum erstenmale in die französische Komödie. Ich sehe den Misanthropen. Ein paar Worte über dieses Stück und über die Schauspieler. Der Hausvater vom Hrn. Diderot. Anekdoten, die diesen Verfasser und mich betreffen. Les Dominiqueaux, (der Sonntagsklub) eine gelehrte Gesellschaft 33

Sechstes Kapitel.

Ich besuche zum erstenmale die französische Oper. Der Eindruck, den das Ganze auf mich macht. Eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite. Castor und Pollux söhnt mich mit der französischen Oper aus. Ein paar Worte über Rameau, Gluk, Piccini und Sacchini. 44

Siebentes Kapitel.

Brand des Opernhauses. Das Concert spirituel. Die zwey Jahre meines Contracts laufen zu Ende. Meine Unentschlossenheit. Der venetianische Gesandte, möchte mich wieder in mein Vaterland bringen. Tod dieses Ministers. Glückliches Ereugniß für mich. Ich komme in Dienste der Mesdames de France. Ich laufe Gefahr, das Gesicht zu verlieren. Meine Fehler, meine Lächerlichkeiten im Umgange. 50

Achtes Kapitel.

Mein Quartier im Schloß von Versailles. Kleine Reise des Hofs nach Marly. Einige Bemerkungen über diesen reizenden Ort. Große Reise des Hofs nach Compiegne. Ein paar Worte über diese Stadt und die dießjährigen Lager. Tod

des Infanten Don Philipp, Herzogs von Parma. Meine Reise nach Chantilly. 60

Neuntes Kapitel.

Reise nach Fontainebleau. Ein paar Worte über das Schloß und die Stadt. Tod des Dauphins. Der Duc de Berry nimmt den Titel Dauphin an. Meine Rückkehr nach Versailles. Trauriges Compliment bey meiner Ankunft. Tod der Dauphine — des Königs von Pohlen und der Königin von Frankreich, seiner Tochter. Meine schmerzhafte Lage. Geschenk von Mesdames. Meine Pension wird bestimmt. Urtheile der Pariser über Versailles. 72

Zehntes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Paris. Neuė gelehrte Gesellschaft. Schwierigkeiten, die mit Uebersetzungen verbunden sind. Einige von meinen Stücken werden in das Französische übersezt. Das Theater eines Unbekannten. Uebersetzung meines venetianischen Advokaten. Meines Dieners zweyer Herren. Auswahl der besten italienischen Stücke. Ein paar Worte über dieses Werk. Gespräch zwischen einem Herrn, einer Dame und mir. 81

Eilftes Kapitel.

Eine Unterredung den Tag darauf mit der Dame aus dem vorigen Kapitel. Les Amours de Zelinde et Lindor; la Jalousie de Lindor; les inquiétudes de Zelinde; les Amans timides. (Die Liebe der Zelinde und Lindors; Lindors Eifersucht; Zelindens Besorgniß; die furchtsamen Liebenden.) Le bon et le mauvais Genie. (Der gute

und der böse Genius) ein Maschinenstück in fünf Aufzügen. Geschichte desselben. Auszug daraus. Sein Beyfall. 100

Zwölftes Kapitel.

Mein Neffe wird Professor der italienischen Sprache bey der königlichen Militärschule, und einige Zeit nachher Sekretär und Dollmetscher bey dem Departement von Corsica. Abreise des venetianischen Gesandten, Herrn Gradenigo. Abschaffung der öffentlichen Einzüge der beständigen Gesandten. Der Ritter Mocenigo, neuer Gesandter von Venedig. 110

Dreyzehntes Kapitel.

Meine Correspondenz mit den Unternehmern der Londner Oper. Victorine, eine komische Oper. Der König auf der Jagd, eine andere komische Oper für Venedig. Einige Details über die Schauspieler und Dichter der komischen Oper in Paris. Plan zu einem kleinen Stücke in 2 Aufz. 118

Vierzehntes Kapitel.

Auszug aus der Bouillotte. Gründe, die mich abhielten, sie auf das Theater zu geben. 128

Funfzehntes Kapitel.

Vermählung des Dauphin. Eröffnung des großen Hoftheaters. Bemerkungen über dieses Denkmal. Schwarm von Poeten bey dieser Gelegenheit. Le Bourru bienfaisant, (der wohlthätige Murrkopf) ein Lustspiel in drey Aufzügen in Prosa. Sein Beyfall. Den Schauspielern, die es aufgeführt haben, wiederfährt Gerechtigkeit. 135

Sechszehntes Kapitel.

Bemerkungen, den Bourru bienfaisant betreffend. Unterredung mit Jean Jacques Rousseau über denselben Gegenstand. 142

Siebenzehntes Kapitel.
Fortsetzung des vorigen Kapitels. Anekdoten J. J. Rousseau betreffend. Einige Betrachtungen über denselben Gegenstand. 154
Achtzehntes Kapitel.
Vermählung des Grafen von Provence, Bruders des Königs. Der Park von Versailles. Madam Luise nimmt bey den Carmeliterinnen in St. Denis den geistlichen Habit. 161
Neunzehntes Kapitel.
Die kleinen Pariser Schauspiele. Die Boulevards die Messen, die Promenaden der Hauptstadt und der Gegend umher. 166
Zwanzigstes Kapitel.
L' Avare fastueux, (der prächtige Geizige) ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Auszug daraus. 176
Einundzwanzigstes Kapitel.
Fortsetzung des vorigen Kapitels. 188
Zweyundzwanzigstes Kapitel.
Fortsetzung der beiden vorigen Kapitel. Anekdoten, den prächtigen Geizigen betreffend. 203
Dreyundzwanzigstes Kapitel.
Vermählung des Grafen Artois, Bruder des Königs. Ankunft des Ritters Giovan Mocenigo, neuen venetianischen Gesandtens, in Paris. Seine Gütigkeiten gegen mich. Seine glückliche Negociation wegen Abschaffung des Droit d'Aubaine zwischen der Krone Frankreich und der Republik. Meine Attentions für die Italiener. Neue Ausgabe des Metastasio. Italienische Kupferstecher, die sich dabey hervorthaten. 209
Vierundzwanzigstes Kapitel.
Tod Ludewigs des XV. Thronbesteigung Ludewigs des XVI. Geburt des Duc d'Angouleme. Frank-

heit der Mesdames de France. Ihre Genesung in Choisi. Vermählung von Madam Clotilde, Schwester des Königs. Meine Dienste bey dieser Prinzessin und Madam Elisabeth. Neue Wohlthaten des Königs gegen mich. 219

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Abreise des Ritters Giovan Mocenigo, venetianischen Gesandten. Der Ritter Zeno kömmt an seine Stelle. Verbot der Hazardspiele in Paris. Ein paar Worte über ein neues Buch, betitelt: de la Passion du jeu. Einige Betrachtungen über die Gesellschaftsspiele. 230

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Füchse, eine komische Oper in drey Akten. Ankunft der Schauspieler der italienischen komischen Oper in Paris, um auf dem Opertheater zu spielen. 237

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Geburt des Duc de Berry, Sohn des Grafen von Artois. Geburt der Marie Theresie Charlotte de France, Madame, Tochter des Königs. Ein paar Worte über den lezten Krieg, das Seewesen und die Finanzen. Roland, eine Oper, die Musik von Herrn Piccini. Dieses Kapitel wird durch eine Unpäßlichkeit, deren ich oft unterworfen bin, unterbrochen. Diese Unpäßlichkeit ist von ganz eigner Art. Kluges Benehmen meines Arztes, und die Erleichterung, die ich davon spüre. 243

Achtundzwanzigstes Kapitel

Die Gemäldeausstellung. Ein paar Worte über die Akademien und königlichen Societäten in Paris. Das Lycäum. Das Musäum in der Dauphinestraße. Ankunft des Herrn von Voltaire in Paris. Sein Tod. 250

Neunundzwanzigstes Kapitel.
Die italienische Gattung wird bey der Comedie Italienne unterdrückt. Ein paar Worte über die eifersüchtige Frau und ihren Verf. Ankunft des Ritter Dolfino, venetianischen Gesandten, in Paris. 261

Dreißigstes Kapitel.
Das Opernhaus brennt von neuem ab. Geburt des Dauphins. Freudensbezeigungen bey dieser Gelegenheit. Es wird ein neuer Opernsaal auf den Boulevards gebaut. Verheirathung meiner Nichte in Italien. Anpreisung einer Schrift und ihres Verfassers. Ein paar Worte über die Familie eines meiner Freunde 269

Einunddreißigstes Kapitel.
Der Palais Royal. Seine neue Gestalt und Annehmlichkeiten. 277

Zweyunddreißigstes Kapitel.
Der neue Saal der französischen Komödie. Der Saal der italienischen Komödie. Der thierische Magnetismus Die Ballons. Die Somnambulisten. Der Mann aus Lyon, der trocknen Fußes über das Wasser gehen will. Dieser Scherz compromittirt das Journal de Paris. Dieses Journal wird gänzlich gerechtfertigt. 281

Dreyunddreißigstes Kapitel.
Die periodischen Blätter von Paris. Einige Werke, deren Fortsetzungen nicht zu bestimmten Zeiten erscheinen. 293

Vierunddreißigstes Kapitel.
Bemerkungen über einige Einrichtungen in Paris. 309

Fünfunddreißigstes Kapitel.
Tod von Madam Sophie de France. Projekt eines neuen Journals. Abentheuer eines Amerikaners mit einer Neapolitanerin. 315

Sechsunddreißigstes Kapitel.
Dido, eine lyrische Tragödie in drey Akten. Eine neue dramatische Gattung auf dem Pariser Operntheater. Der Barbier von Sevilla, und die Verheirathung des Figaro, auf dem Theater der Comœdie française. Einpaar Worte über andere Schriftsteller und Personen von meiner Bekanntschaft. 324

Siebenunddreißigstes Kapitel.
Französische Uebersetzung von einem meiner Stücke. Fällt auf dem italienischen Theater. Geburt des Duc de Normandie. Neue Art von Illumination. Einige Betrachtungen über die Moden. 332

Achtunddreißigstes Kapitel
Ein paar Worte über ein ganz ungewöhnliches gerichtliches Verfahren. Der Geschmack der Franzosen an Vaudevilles. Ein paar Worte über zwey schätzbare Schriftsteller. Bemerkungen über die Stadt Saint-Germain-en-Laye. Erkenntlichkeit gegen einige meiner Freunde. Mein gewöhnliches Leben. Mein Geheimniß, mir Schlaf zu machen. Mein Temperament. 339

Neununddreißigstes Kapitel.
Ankunft des Herrn Ritter Cappello, venetianischen Gesandten in Paris. Ein paar Worte über den Hafen von Cherbourg. Neue Vorstellung meines Bourru bienfaisant in Versailles. Entfernung von vier Schauspielern von der französischen Komödie. Stücke, die seit kurzem auf diesem Theater gegeben worden. Andere Stücke, die auf dem italienischen Theater gespielt werden. 351

Vierzigstes Kapitel.
Dank des Verfassers. Seine Entschuldigungen. Ein paar Worte über zwey italienischen Schriftsteller. Beschluß des Werks. 358

S. 606

100. Kapitel

Erstes Kapitel.

Weg vom Ufer des Var nach Paris. Erstes Nachtlager in Vidauban. Kurze Abhandlung über das Souper und die Suppe. Anblick von Marseille. Anblick von Avignon. Ein paar Worte über Lyon. Brief von Paris. Vereinigung der komischen Oper mit der italienischen Komödie. Betrachtungen über mich selbst. Ankunft in Paris.

Gleich bey meinem Eintritt in Frankreich fing ich an, die französische Politesse *) zu bemerken. An den italienischen Zollhäusern hatte ich mancherley Verdrüßlichkeiten gehabt, an der

*) „Das Wort amüsiren," sagt ein großer deutscher Schriftsteller, „werde ich nie versuchen, durch ein „gleichbedeutendes deutsches Wort zu geben. Sich „amüsiren heißt nicht sich ergötzen, oder vergnügen „oder belustigen — es heißt sich auf eine angenehme „Art um seine Existenz betrügen. Die Franzosen „amüsiren und ennüyiren sich ganz anders, als wir, „und daher können auch die Wörter, die sie gebrauchen, nicht al pari mit den unsrigen gehen. So „ists noch mit vielen andern Wörtern" — — und so

Barriere von St. Laurent, nah am Var, hingegen, war ich in zwey Minuten visitirt, und meine Koffer wurden nicht im mindesten in Unordnung gebracht.

Und mit wie viel Höflichkeit und Artigkeit ward ich bey meiner Ankunft in Antibes nicht von dem Commendanten dieser Gränz-Festung aufgenommen! Ich wollte ihm meinen Paß zeigen. „Ich „erlasse es Ihnen, mein Herr," sagte er: „ma-

auch mit dem Worte Politesse. Es ist nichts weniger als mit dem deutschen Worte Höflichkeit gleichbedeutend. Dem Ausländer, oft sogar ins Gesicht, Geist, Witz und Genie absprechen, und seine eigene Nation für die einzige cultivirte des Erdbodens ausgeben, heißt bey uns Deutschen Grobheit, mit der französischen Politesse hingegen verträgt es sich recht gut. Ich habe hie und da in der Uebersetzung einige französische Wörter und Ausdrücke beybehalten, aber nicht eher, als bis mir die deutsche Sprache kein gleichbedeutendes Wort dafür zu geben hatte. Den Gebrauch fremder Wörter in jeder Schreibart, und auch in solchen Fällen verbieten zu wollen, wo wir durchaus keine den ausländischen entsprechende haben, ist übertriebene Puristerey. Alle fremde, vorzüglich französische Wörter lassen sich durchaus nicht vermeiden; da, wie der angeführte Schriftsteller sehr richtig bemerkt, wir uns mit den Franzosen in dem nämlichen Falle befinden, wie die Römer mit den Griechen.

„chen Sie geschwind, daß sie weiter kommen; Sie „werden mit Ungeduld in Paris erwartet.“ Ich sezte also meinen Weg fort, und hielt mein erstes Nachtlager in Vidauban.

Man trägt das Souper auf, aber keine Suppe. Meine Frau hatte welche nöthig, und mein Neffe verlangte gleichfalls darnach. Sie fodern sie; aber umsonst. Sie ist in Frankreich den Abend nicht gewöhnlich. Mein Neffe behauptet, von der Suppe heiße das Abendessen Souper, es müsse also auch bey dem Souper eine Suppe seyn. Der Wirth begreift nichts davon, macht seinen Bückling, und geht.

Der junge Mensch hatte im Grunde nicht Unrecht. Ich machte mir einen Spaß damit, ihm eine kleine Vorlesung über die Etymologie des Worts Souper, und über die Abschaffung der Suppe zu halten.

„Die Alten,“ sagte ich ihm, „hielten nur eine Mahlzeit, die cocna hieß, und des Abends eingenommen wurde. Da sie sich immer mit einer Suppe anhob, so vertauschten die Franzosen diese Benennung mit dem Worte Souper. Der Luxus und die Leckerhaftigkeit vermehrten die Mahlzeiten. Die Suppe ward vom Abendessen auf das Mittagsessen verlegt, und die Abendmahlzeit ist

jezt bey den Franzosen zu einem Souper ohne Suppe worden."

Mein Neffe, der ein kleines Reise-Journal hielt, ermangelte nicht, meine Gelehrsamkeit sorgfältig aufzuzeichnen, die, so seltsam sie auch scheinen mag, doch vielleicht nicht ganz ohne Grund ist.

Am folgenden Morgen reisten wir bey früher Tageszeit von **Vidauban** ab, und kamen den Abend in **Marseille** an. Herr **Cornet**, venetianischer Consul in dieser Stadt, besuchte uns gleich den Augenblick. Er bot uns ein Logis in seinem Hause an, das wir anfangs aus Bescheidenheit ablehnten: die folgende Nacht aber wurden wir so sehr von jenem unerträglichen Geschmeiß, das zugleich sticht und inficirt, gequält, daß wir uns genöthigt sahen, das Anerbieten des Bruders unserer guten Freunde in **Venedig** anzunehmen.

Sechs Tage lang genossen wir des Anblicks von **Marseille**. Die Lage dieser Stadt ist sehr angenehm, ihr Handel sehr beträchtlich, die Einwohner sind sehr liebenswürdig, und ihr Hafen ist ein Meisterstück der Natur und der Kunst.

Wir sezten unsern Weg fort, und kamen durch **Aix**. Die prächtige Promenade, die le Cours heißt, konnten wir weiter nicht, als beym Durch-

fahren, von der Kutsche aus, genießen, und kamen bey früher Tageszeit in Avignon an.

An dem Stadtthore sah ich die Schlüssel des heil. Petrus eingehauen, auf denen die päbstliche Krone ruhte.

Ich war neugierig, den Palast zu sehen, der zweyundsechzig Jahre lang der Sitz des Oberhaupts der katholischen Kirche gewesen ist. Ich besuchte den Vice-Legaten. Dieser Prälat bat mich auf den folgenden Tag zum Essen, wo ich dieses alte Gebäude besah, das so gut erhalten ist, daß der Pabst, wenn er Lust hätte hieher zu kommen, noch immer ein sehr bequemes Unterkommen finden würde.

Ich war nunmehr vier Monat aus Venedig weg, hatte zwar in Bologna krank gelegen, aber nachher so viel Zeit blos auf meinen Zeitvertreib verwendet, daß ich anfing zu fürchten, die Langsamkeit meiner Reise möchte mir bey den Personen, die mich in Paris erwarteten, Schaden thun.

Bey meiner Ankunft in Lyon fand ich einen Brief vom Herrn Zanuzzi, mit Vorwürfen, die wirklich ein wenig lebhaft, aber doch bey weitem nicht so heftig waren, als ich sie verdient hatte.

Der Mensch ist ein unbegreifliches, unerklärbares Wesen. Ich wäre selbst nicht im Stande, mir von den Bewegungsgründen Rechenschaft abzulegen, die mich bisweilen ganz gegen meine Grundsätze und Plane handeln lassen.

Mit dem besten Willen von der Welt, ganz bey der Sache zu seyn, die mich interessirt, stoße ich auf meinem Wege auf tausend Armseligkeiten und Kindereyen, die mich aufhalten und ablenken.

Ein unschuldiges Vergnügen, eine anständige Gefälligkeit, eine Neugierde, ein freundschaftlicher Rath, ein Engagement ohne alle weitere Folgen, sind gewiß keine fehlerhaften Gewohnheiten, und doch giebt es Fälle, wo jede Zerstreuung gefährlich werden kann, und solcher Zerstreuungen habe ich mich nie erwehren können.

Der Brief, den ich bey meiner Ankunft in Lyon fand, hätte mich bewegen sollen, auf der Stelle abzureisen; allein wie hätte ich eine der schönsten Städte Frankreichs verlassen können, ohne einen Blick auf sie geworfen zu haben? Mußte ich nicht diese Fabriken, die ganz Europa mit Stoffen und Mustern versehen, in der Nähe betrachten? Ich miethete mich in den königlichen Park ein, und hielt mich zehn Tage lang auf. „Waren

„denn,“ wird man mich fragen, „zehn Tage er„forderlich, die Merkwürdigkeiten von Lyon zu „besehen?“ Nein, aber gewiß hätten sie nicht einmal hingereicht, wenn ich alle Diners und Soupers hätte annehmen wollen, die diese reichen Kaufleute mir um die Wette anboten.

Ueberdieß fügte ich niemand durch mein Zaudern den mindesten Schaden zu. Mein Gehalt in Paris ging nicht eher als mit dem Tage meiner Ankunft an, und, vorausgesezt auch, die italienischen Schauspieler hätten meiner bedurft, so war ich doch sicher, sie durch meine Fertigkeit im Arbeiten geschwind genug zu entschädigen.

Allein dieses Bedürfniß hatte aufgehört. Die komische Oper und die italienische Komödie waren während meiner Reise vereinigt worden; die neue Gattung brachte die alte unter sich, und die Italiener, welche die eigentliche Grundlage dieses Theaters ausmachten, wurden jezt nur als Nebenpersonen des Schauspiels betrachtet.

Ich erfuhr diese Neuigkeit in Lyon, doch nicht genug davon, um alle Unannehmlichkeiten, die mir daraus zuwachsen mußten, vorher sehen zu können. Ich bildete mir im Gegentheil ein, meine Landsleute würden, von Ehrgeiz gespornt, die Nacheiferung ihrer neuen Kameraden benutzen, und ich

hielt sie für fähig, den Kampf bestehen zu können.

Dieses Vertrauen machte mir Muth, und so nahm ich mit meiner gewöhnlichen Munterkeit und Zuversicht den Weg nach der Hauptstadt. Die Schönheit der Straßen, und die Fruchtbarkeit der Ebenen, die ich durchwanderte, erweckten die schönsten Ideen und die schmeichelhaftesten Hoffnungen in mir.

Ich erreichte Villejuif, wo ich Herrn Zanuzzi und Madam Savi, erste Schauspielerin der italienischen Komödie, fand. Meine Frau und mich nahmen sie in ihren Wagen, mein Neffe folgte uns in dem meinigen, und wir stiegen in der Vorstadt Saint Denis ab, wo diese beiden Personen in Einem Hause wohnten.

Meine Ankunft wurde noch denselben Tag mit einem artigen, sehr muntern Souper gefeyert, zu welchem ein Theil der italienischen Schauspieler eingeladen war. So müde wir auch warrn, so genossen wir doch mit Vergnügen die Annehmlichkeiten einer glänzenden Gesellschaft, die den französischen Witz mit der lauten Fröhlichkeit der italienischen Unterhaltung verband.

Zweites Kapitel.

Mein erster Blick über die Stadt Paris. Meine ersten Besuche. Ein angenehmes Diner. Besuch der komischen Oper. Ein paar Worte über dieses Schauspiel und die Akteurs desselben.

Ermüdet von der Reise, und gestärkt durch den köstlichen Nektar, welcher der Provinz Burgund den Namen des gelobten Landes verdienen könnte, brachte ich eine sanfte und ruhige Nacht zu.

Mein Erwachen war eben so angenehm, als meine Träume im Schlaf gewesen waren. Ich war in Paris, war vergnügt, aber ich hatte noch nichts gesehen, und brannte für Verlangen, alles zu sehen.

Ich sprach mit meinem Wirth und Freunde davon. „Wir müssen mit den Visiten den Anfang „machen," sagte er; „wir wollen warten, bis der „Wagen kömmt." — „Keinesweges," sagte ich, „ich werde mich keiner Miethkutsche bedienen. „Kommen Sie, wir gehen zu Fuße." — „Aber „es ist weit." — „Thut nichts." — „Es ist heiß." — „Geduld!"

In der That war dieses Jahr die Hitze so groß, als in Italien. Doch, das verschlug mir nichts. Ich war dazumal erst dreyundfunfzig Jahr alt; ich war stark, gesund, bey Kräften, und Neugier und Ungeduld gaben mir Flügel.

Auf dem Wege über die Boulevards sah ich eine Probe von der großen Promenade, die um die Stadt läuft, und den Vorübergehenden im Sommer einen kühlen Schatten, und im Winter die Sommerwärme zukommen läßt.

Ich ging in den Palais Royal. Welch eine Menge Leute! welch eine Versammlung von Personen aller Art! Welch ein reizendes Rendevous! Welch eine köstliche Promenade!

Doch ein noch weit überraschender Anblick fesselte meine Sinnen und meinen Geist bey der Annäherung der Tuilerien. Ich sah diesen unermeßlichen Garten, diesen in seiner Art einzigen Garten in der ganzen Welt. Ich sah ihn in seinem ganzen Umfange; meine Augen konnten die Ausdehnung nicht messen. Ich durchlief in der Eil seine Alleen, seine Boskets, seine Terrassen, seine Bassins und Parterrs. Ich habe sehr kostbare Gärten, sehr prächtige Gebäude gesehen, nichts aber reicht an die Pracht der Tuilerien.

Beym Austritt aus diesem zauberischen Orte erwartete mich ein neues auffallendes Schauspiel. Ein majestätischer Fluß, sehr bequeme und zahlreiche Brücken, sehr weite, große Plätze, ein Zusammenfluß von Kutschen, eine beständige Fluth von Menschen. Ich war ganz betäubt vom Getöse, ganz abgemattet vom Gehen, ganz erschöpft durch die unmäßige Hitze. Ich zerfloß in Schweiß, und merkte es nicht.

Wir gingen über die **Pont-Royal** und traten in das **Hotel d' Aumont**. Der Dúc war zú Hause. Er war erster Kammerherr des Königs, und hatte dieses Jahr eben den Dienst. Er hatte mich rufen lassen; er empfing mich sehr gütig, und beehrte mich in der Folge immer mit seiner Gnade.

Es war spät; wir hatten nicht mehr Zeit genug, die Besuche abzustatten, die wir uns vorgenommen hatten. Wir nahmen also einen Wagen, und fuhren zur Mamsell **Camille Veronese**, wo man uns für den Mittag erwartete.

Es ist unmöglich, munterer und liebenswürdiger zu seyn, als Mamsell **Camille** war. Sie spielte die Subretten in der italienischen Komödie. Sie machte auf der Bühne das Vergnügen von **Paris**, und im gesellschaftlichen Umgange von al-

len Personen, die das Glück hatten, mit ihr zu leben.

Es wurde aufgetragen. Die Gäste waren zahlreich, die Speisen sehr delikat, und die Gesellschaft sehr unterhaltend. Wir tranken den Kaffee bey Tisch, von dem wir nicht eher aufstanden, als bis es Komödienzeit wurde.

Das Theater der Italiener war damals in der Straße **Mauconseil**, im ehemaligen **Hotel de Bourgogne**, wo **Moliere** den ersten Glanz seines Geistes und seiner Kunst gezeigt hatte. Die Reihe war heute an der komischen Oper, und man gab den Peintre amoureux de son modele, (**den in sein Original verliebten Maler**) und den Sancho Pança.

Für mich wars das erstemal, daß ich diese sonderbare Mischung von Prosa und kleinen Arien hörte. Ich fand damals, daß, wenn das musikalische Drama an und für sich ein unvollkommenes Werk ist, diese Neuerung es noch viel monströser mache.

Doch überlegte ich nachher die Sache weiter. Ich konnte mit dem italienischen Recitativ unmöglich, und noch weniger mit dem französischen zufrieden seyn, und da man einmal in der komischen Oper alle Regeln und Wahrscheinlichkeit aufgeben

muß, so fand ich es doch noch für besser, einen gut gesprochenen Dialog zu hören, als die Einförmigkeit eines langweiligen Recitativs auszuhalten.

Mit den Schauspielern dieses Theaters war ich sehr zufrieden. Das Spiel der Madam **la Ruette** gab der Schönheit ihrer Stimme nichts nach. Herr **Clerval**, ein vortreflicher Schauspieler, sehr angenehm im Komischen, sehr interessant im Rührenden, voll Verstand, Einsicht und Geschmack, kündigte damals seine Talente nur erst an. In der Folge brachte er sie auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit, und genießt beständig gleiches Ansehn, und den Beyfall des Publikums.

Auch Herr **Caillot** war eine von den seltenen Personen, denen nichts mangelt, sich Beyfall zu erwerben. Herr **la Ruette** besaß eine vorzügliche Stärke in Karrikaturrollen, die er mit großer Wahrheit und Genauigkeit ausführte. Er ward wegen seines Spiels sehr geschäzt, so sehr ihm auch sein Organ im Wege stand. Madam **Berard** und Mamsell **Desglands** glänzten beide auf gleiche Weise; die eine durch ihre Lebhaftigkeit, die andere durch ihre schöne Stimme in den Rollen der Duegnen.

Alle diese vortreflichen, schäzbaren Schauspieler konnten mir nicht anders als gefallen, allein ich war nicht in der Lage, ihre Talente zu benutzen; denn die Aufsicht, zu der ich bestimmt war, ging sie nichts an.

Um besser im Stande zu seyn, meine italienischen Schauspieler kennen zu lernen, miethete ich in der Nähe des Komödienhauses ein Quartier. In diesem Hause bekam ich eine vortrefliche Nachbarin, deren Umgang mir sehr nützlich und angenehm gewesen ist.

Ich meyne Madam **Riccoboni**, die, nach ihrer Entfernung vom Theater, **Paris** durch Romane amüsirte, in denen man eine solche Reinheit des Styls, eine solche feine Auswahl von Bildern, eine solche Wahrheit der Leidenschaften, und eine solche Kunst zu unterhalten und zugleich zu unterrichten findet, daß sie in gleichem Range mit Allem gehen, was die französische Litteratur schätzenswürdiges aufzuweisen hat. *)

*) Eine geschmackvolle neue Uebersetzung dieser Romane hat der unter dem Namen Anton-Wall beliebte Schriftsteller uns in vier Bänden (Leipzig, 1782) geliefert.

Und an Madam Riccoboni wendete ich mich auch, um einige vorläufige Nachrichten von meinen italienischen Schauspielern zu bekommen. Sie kannte sie von Grund aus, und machte mir eine Beschreibung von ihnen, die ich in der Folge selbst sehr richtig, und ihrer Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit würdig fand.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung des vorhergehenden Kapitels. Einige Bemerkungen über die italienischen Schauspieler in Paris. Meine erste Reise nach Fontainebleau. Ein paar Worte über den Hof. Unterzeichnung des Friedens zwischen Frankreich und England. Die Italiäner geben auf dem Theater von Fontainebleau das verlorne und wiedergefundene Kind Harlekins. Dieses Stück misfällt dem Hofe. Nachtheil der skizzirten Stücke. Meine Plane werden vereitelt.

Herr **Carl Bertinazzi**, mit dem Beynamen **Carlin**, (das italienische Diminutivum von **Carl**) war ein Mann, der wegen seiner Sitten alle Achtung verdiente, in dem Fache des Harlekin sehr berühmt war, und eines Ruhms genoß, der ihn neben den **Dominique** und **Thomaßin** in Frankreich, und neben den **Sacchi** in Italien sezte. Die Natur hatte ihn mit einer unnachahmlichen Anmuth beschenkt; seine Figur, seine Geberden, seine Bewegungen nahmen für ihn ein, und sein Spiel und Talent machten, daß er auf der Bühne eben so sehr bewundert, als im Umgange geliebt wurde.

Carlin

Carlin war der Günstling des Publikums; er hatte sich die Gewogenheit des Parterrs so sehr zu erwerben gewußt, daß er mit einer Zwanglosigkeit und Vertraulichkeit mit ihm sprach, die sich kein anderer Schauspieler hätte erlauben dürfen. Wollte man eine Rede an das Publikum halten, oder sich wegen irgend etwas entschuldigen, so bekam Er den Auftrag, und seine gewöhnlichen Ankündigungen waren angenehme Unterhaltungen zwischen dem Schauspieler und den Zuschauern.

Mamsell **Camille** war eine vortrefliche Subrette, und schickte sich ausnehmend gut zu dem Harlekin, von dem ich eben gesprochen habe. Voll Verstand und Empfindung spielte sie komische Rollen mit einer reizenden Lebhaftigkeit, und rührende Situationen mit Gefühl und Einsicht. Sie war auf der Bühne vollkommen so wie in ihrem Zimmer, immer munter, immer sich gleich, immer interessant; ihr Verstand war ausgebildet, und die Eigenschaften ihres Herzens vortreflich.

Herr **Collalto** war einer der besten Schauspieler Italiens, derselbe Pantalon, für welchen ich in meinem Vaterlande viel gearbeitet habe, und von dem im zweiten Bande dieser Memoiren oft die Rede ist.

Dieser Mann, der mit Leib und Seele Schauspieler war, besaß die Kunst, seine Maske sprechen zu lassen; doch glänzte er mit freyem Gesichte noch weit mehr. Er hatte in Italien eins von meinen Stücken, **die venetianischen Zwillinge**, von denen der eine ein Tölpel, der andere ein verschlagener Kopf ist, gespielt. Er hatte diesem Sujet eine neue Wendung gegeben, und eine dritte Person, einen Drilling hinzugethan, einen hitzigen, aufwallenden Kopf. Diese drey verschiedenen Charaktere spielte er unverbesserlich. Man fand außerordentlich viel Geschmack an ihm, er ward beklatscht, und ich machte mir ein wahres Vergnügen daraus, ihm das ganze Verdienst der Erfindung zu überlassen.

Herr **Ciavarelli** spielte unter dem Namen **Scapin** die Rollen des italienischen **Brighella**. Er war ein vortreflicher Pantomime, dessen Darstellung die höchste Genauigkeit hatte. Herr **Rubini** füllte per interim das Fach des Doctors der italienischen Komödie.

Ich habe von diesen fünf Personen vorher gesprochen, ehe ich mich auf die Details von den Liebhabern und Liebhaberinnen einließ, weil diese die Grundlage der italienischen Komödie in **Paris** ausmachten.

Herr Zanuzzi war der erste Liebhaber. Ich kannte ihn seit langer Zeit; in Italien stand er in Ansehen, und man hatte ihm den Zunamen Vitalbino, das Diminutiv von **Vitalba**, einem sehr berühmten italienischen Schauspieler, gegeben, dessen ich im ersten Theile meiner Memoiren rühmlichst Erwähnung gethan habe.

Nach ihm folgte Herr **Balletti**. Dieser Schauspieler, der Sohn eines italienischen Vaters und einer französischen Mutter, hatte beide Sprachen gleich sehr inne, und kannte ihr Genie. Unangenehme Vorfälle hatten seinen Geist geschwächt, und seine Gesundheit gestört, immer aber erkannte man noch in seinem Spiele die Schule der **Sylvia**, die ihn geboren, und den Unterricht des **Lelio** und der **Flaminia**, die zu seinem Unterricht beygetragen hatten.

Madam **Savi**, erste, und Madam **Piccinelli**, zweite Schauspielerin, hatten nicht die glücklichsten Anlagen zur Komödie; allein sie waren jung, und die eine konnte durch ihren guten Willen, die andere durch ihre schöne Stimme ein brauchbares Glied des Theaters werden. Die erste starb einige Zeit nachher, und die andere verließ das komische Theater, und betrat aufs neue die Opernbühne in Italien.

An den Tagen, wo komische Oper gegeben wurde, sah ich einen erstaunenden Zusammenfluß von Leuten, und wenn die Italiener spielten war das Haus leer. Das schreckte mich nicht ab. Meine lieben Landsleute gaben nichts als abgenutzte Stücke, extemporirte Komödien von der schlechten Art, von der Art, wie ich sie in Italien abgeschafft hatte. „Ich will," sagte ich zu mir selbst, „ich will meinen Stücken alles geben, „was diese nicht haben — Charaktere, Empfin„dung, einen regelmäßigen Gang, Plan und „Styl."

Ich theilte diese Ideen meinen Schauspielern mit. Einige munterten mich auf, meinen Plan auszuführen, andere verlangten nichts, als Possenspiele. Jene, die geschriebene Stücke verlangten, waren die Liebhaber; diese die komischen Schauspieler, die, gewohnt nichts auswendig zu lernen, den Ehrgeiz hatten, glänzen zu wollen, ohne sich die Mühe des Studierens zu geben. Ich nahm mir vor, eine Weile zu warten, ehe ich den Anfang machte. Ich verlangte vier Monate Zeit, den Geschmack des Publikums auszuforschen, und mich in der Art, wie man in Paris gefallen könnte, zu unterrichten; ich that aber in der ganzen Zeit

nichts, als sehen, herumschwärmen, spazieren gehen, und genießen.

Paris ist eine Welt. Alles geht hier ins Große; man findet viel Gutes und viel Böses. Man gehe in die Schauspielhäuser, auf die Promenaden, in die Oerter des Vergnügens, und man wird alles voll finden. Man gehe in die Kirchen, das Gedränge ist hier nicht geringer. In einer Stadt von achtmal hunderttausend Seelen muß es natürlich mehr gute und mehr lasterhafte Personen geben, als sonst wo. Man hat nur zu wählen. Der Ausschweifende wird leicht Mittel finden, seine Leidenschaften zu befriedigen, so wie der Rechtschaffene in der Ausübung seiner Tugenden Aufmunterung finden wird.

Ich war weder glücklich genug, einen Platz unter diesen leztern einzunehmen, noch unglücklich genug, mich den Ausschweifungen zu ergeben. Ich sezte in Paris meine gewöhnliche Lebensart fort, ich liebte erlaubte Vergnügungen, und schäzte die Personen, die gemacht sind, andern zur Erbauung zu dienen.

Jemehr ich indeß vorwärts ging, jemehr verlor ich mich unter den verschiedenen Ständen, Klassen, Lebens- und Denkungsarten. Ich wußte nicht mehr, was ich war, was ich wollte, noch

was aus mir werden sollte. Der Wirbel hatte mich gänzlich verschlungen: ich sah indeß doch die Nothwendigkeit ein, wieder zu mir selbst zu kommen, ob ich gleich die Mittel dazu nicht fand, oder besser zu sagen, nicht suchte.

Zum Glück für mich ging der Hof nach Fontainebleau. Die Schauspieler mußten gleichfalls mit, um dort ihre Vorstellungen zu geben. Ich folgte ihnen kurz darauf mit meiner kleinen Familie, und fand in diesem herrlichen Aufenthalte die Ruhe und Stille, die ich den Vergnügungen der Hauptstadt aufgeopfert hatte.

Ich sah täglich die königliche Familie, die Prinzen von Geblüt, die Großen des Königreichs, die französischen und ausländischen Minister. Jedermann versammelte sich im Schloß, man ging zu den Levers, zu den Diners in die Apartements, man folgte dem Hofe in die Messe, auf die Jagd, in die Schauspiele, ohne Verlegenheit, ohne Zwang, ohne Unordnung.

Fontainebleau ist weder groß noch prächtig, noch ausgeputzt; seine Lage aber ist sehr angenehm. Der Wald bietet eine Menge herrlicher ländlicher Prospekte dar; das königliche Schloß, das sehr weitläuftig und bequem ist, kann für ein

kostbares Denkmal der alten Baukunst gelten, und ist sehr prächtig und gut erhalten.

In diesem Lustschlosse und dem von **Campiegne** bringt man gewöhnlich die großen Staatsgeschäfte zu Stande, und so ward auch im Jahre 1762, von dem ich jezt rede, in **Fontainebleau** der Friede zwischen Frankreich und England geschlossen.

Die Italiener gaben auf dieser Reise **Harlekins verlornes und wiedergefundenes Kind.** Dieses Stück, das in **Paris** viel Beyfall gefunden hatte, erhielt in **Fontainebleau** nicht den geringsten. Es war ein skizzirtes Stück, die Schauspieler hatten Spaße aus dem Cocu imaginaire (**dem Hahnreih in der Einbildung**) hineingemischt, das war nicht im Geschmack des Hofes, und das Stück fiel.

Diese Unbequemlichkeit haben die skizzirten Stücke. Der Schauspieler, der aus dem Kopfe spielt, schwatzt oft die Kreuz und die Quere, verderbt eine Scene, und macht, daß ein ganzes Stück fällt. Ich hatte keine Vorliebe für dieses Stück, im Gegentheil habe ich im ersten Theil dieser Memoiren genug gesagt, den wenigen Werth, den ich

darauf legte, zu beweisen: es ärgerte mich aber doch, das erste Stück, das man am Hofe von mir gab, fallen zu sehen.

Dieser unangenehme Vorfall überzeugte mich noch mehr von der Nothwendigkeit, dialogirte Stücke zu geben. Ich kam mit dem festen und standhaften Vorsatz nach **Paris**, allein ich hatte nicht mit meinen Schauspielern in Italien zu thun; ich war hier nicht Herr, wie ich es dort gewesen war.

Viertes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Paris. Meine Beobachtungen und Entwürfe. Mein Quartier im Palais Royal. L'Amour paternel, (die väterliche Liebe) mein erstes Lustspiel. Kurzer Auszug aus diesem Stücke. Sein geringer Beyfall. Stücke, im Verlauf zweyer Jahre, für die italienische Komödie verfertigt. Neue Bemerkungen über die komische Oper. Ein paar Worte über die französische Komödie.

Bey meiner Wiederankunft in Paris betrachtete ich diese ungeheure Stadt, ihre Bevölkerung, ihre Belustigungen und Gefahren mit ganz andern Augen. Ich hatte Zeit zum Nachdenken gehabt, und eingesehen, daß die Verwirrung, die ich gespürt, weder ein physischer noch moralischer Fehler des Landes wäre. Ich gestand offenherzig, Neugier und Ungeduld wären die Ursachen meiner Betäubung gewesen, und man könne in Paris genießen und sich amüsiren, ohne sich zu ermüden, und ohne seine Zeit und Ruhe aufzuopfern. Ich hatte bey meiner Ankunft zu viel Bekanntschaften auf Einmal gemacht; ich nahm mir vor, sie zwar zu erhalten, aber mäßig zu genießen. Ich bestimmte den Morgen der Arbeit, und den Rest des Tages der Gesellschaft.

Ich hatte eine Wohnung im **Palais Royal** gemiethet. Aus meinem Kabinet konnte ich in den Garten sehen, der damals noch nicht die Gestalt und die Annehmlichkeiten, wie jezt, hatte, demohngeachtet aber dem Auge Schönheiten darbot, die man von einigen Personen noch immer bedauern hört.

Ich mochte noch so sehr beschäftigt seyn, so konnte ich mich doch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die reizende Allee zu werfen, die beständig eine Menge ganz verschiedener Gegenstände vereinigte.

Unter meinen Fenstern sah ich die Frühstücke des Kaffeehauses **de Foi**, wo Leute von allerhand Schlag sich ausruhten, und Erfrischungen nahmen.

Vor mir hatte ich den berühmten Kastanienbaum, den man den **Krakauer Baum** nannte, um den die Neuigkeitsträger sich versammelten, ihre Mähren auskramten, die Laufgräben, Lager und militärische Stellungen mit ihren Röhren in den Sand zeichneten, und Europa nach ihrem Gutdünken vertheilten.

Diese freywilligen Zerstreuungen waren mir bisweilen nützlich: mein Geist erholte sich auf eine

angenehme Weise, und ich ging mit mehr Munterkeit und Kraft an die Arbeit zurück.

Ich hatte jezt mit meinem Debüt zu thun. Ich sollte auf der französischen Bühne mit einer Neuigkeit erscheinen, welche die günstige Meynung, die das Publikum von mir gefaßt hatte, bestätigte. Die Meynungen meiner Schauspieler waren immer getheilt. Einige bestanden auf geschriebenen, andere auf skizzirten Stücken. Man hielt meinetwegen eine Versammlung: ich war zugegen, und zeigte den Uebelstand, dem Publikum einen Dichter ohne Dialog vorzustellen. Es ward beschlossen, ich sollte mit einem dialogirten Stücke den Anfang machen.

Ich war zufrieden, aber ich sah voraus, daß die Schauspieler, die aus der Gewohnheit gekommen waren, ihre Rollen auswendig zu lernen, mir, auch ohne Bosheit und bösen Willen, schlechte Dienste leisten würden. Ich sah mich also gezwungen, innerhalb der Mittelmäßigkeit des Süjets zu bleiben, und kein Werk zu wagen, das eine größere Genauigkeit in der Arbeit erfoderte. Doch schmeichelte ich mir, sie nach und nach zu der Reform zu bringen, die mir bey meinen Schauspielern in Italien gelungen war.

Ich verfertigte also ein Lustspiel in drey Akten, unter dem Titel: l'Amour paternel, ou la Suivante reconnoissante. (**Die väterliche Liebe, oder das dankbare Dienstmädchen.**)

Pantalon hat zwey Töchter, die er zärtlich liebt, und denen er die sorgfältigste Erziehung gegeben hat. Clarisse hat Fortschritte in den schönen Wissenschaften gemacht, und Angelika ist eine Virtuosin in der Musik worden. Der Vater hat sich für seine Kinder erschöpft, und der Tod seines Bruders, der ihm die Mittel gab, seine Familie auf einem anständigen Fuße zu halten, sezt ihn außer Stand, es für die Zukunft zu thun.

Camille, ehemaliges Kammermädchen der beiden Töchter Pantalons, befindet sich in guten Umständen; sie leistet ihrem gewesenen Herrn und ihren gewesenen Gebieterinnen allen möglichen Beystand, und es gelingt ihr, sie glücklich zu machen. — Dieser kleine Auszug ist vielleicht mehr werth, als das ganze Stück, das nur vier Vorstellungen erhielt.

Ich wollte auf der Stelle fort; allein wie hätte ich Paris verlassen können, das mich gefesselt hielt? Ich hatte einen Contract auf zwey Jahre gemacht, und war sehr versucht, ihn auszuhalten. Der größte Theil der italienischen Schau-

spieler wollten von nichts als von skizzirten Stücken hören. Das Publikum war daran gewöhnt, der Hof duldete sie; warum hätte ich mich also nicht darnach bequemen sollen? „Frisch auf," sagte ich, „immer Possen gemacht, wenn sie nichts „bessers haben wollen." Jede Aufopferung kam mir angenehm, jede Mühe erträglich vor, da es das Vergnügen eines zweyjährigen Aufenthalts in Paris galt.

Doch wird mir niemand vorwerfen können, daß die Belustigungen mich in meinen Berufsarbeiten läßiger gemacht hätten. Ich gab in dem Verlauf dieser zwey Jahre vierundzwanzig Stücke, deren Titel und guten oder schlechten Erfolg man in dem Theaterkalender finden kann.

Acht von diesen Stücken blieben auf dem Theater, und kosteten mir mehr Mühe, als wenn ich sie ganz hätte schreiben müssen. Ich konnte mir nicht anders, als durch interessante Situationen, durch komische Züge, die mit Kunst vorbereitet, und gegen die willkührlichen Veränderungen der Schauspieler gesichert seyn mußten, Beyfall erwerben. Es glückte mir mehr, als ich erwartete: indeß, das Schicksal meiner Stücke mochte seyn, wie es wollte, ich ging fast gar nicht hin, sie zu sehen. Ich liebte die gute Komödie, und besuchte

das französische Theater, um mich zu vergnügen und zu unterrichten.

Ich hatte freyen Zutritt bey diesem Schauspiel. Man hatte mir die Ehre erzeigt, mir dieses Anerbieten bey meiner Ankunft in **Paris** zu thun. Das war desto schmeichelhafter für mich, da sich niemand einbilden konnte, daß ich einmal in das Verzeichniß ihrer Schriftsteller kommen würde.

Ich fand dieses Schauspiel der Nation im Komischen und Tragischen gleich gut besezt. Die Pariser unterhielten mich mit Enthusiasmus von den berühmten Akteurs, die nicht mehr lebten.

Man sagte, die Natur habe die Formen dieser großen Schauspieler zerbrochen; allein man betrog sich. Die Natur macht die Form, das Modell, und den Abguß, alles auf Einmal, und erneuert sie nach ihrem Gutdünken. Das sind die Sitten aller Zeiten. Man bedauert immer das Vergangene, und beklagt sich über das Gegenwärtige. Das ist in der Natur.

Konnte man zwey vollkommnere Schauspielerinnen verlangen, als Mamsell **Dümenil** und Mamsell **Clairon**? Die eine stellte die Natur in ihrer ganzen Wahrheit dar, die andere hatte

die Kunst der Declamation auf den Gipfel der Vollkommenheit getrieben.

Und, war im Lustspiel der Adel und die Feinheit des Spiels der Madam **Preville**, und die reizende Naivetät der Mamsell **d'Oligny** weniger hochachtungs- und bewundernswerth?

Diese leztere hat den Damen ihres Standes einen großen Dienst geleistet, indem sie ihnen bewieß, daß in Frankreich von der bloßen Theatergage sich genug zu einem angenehmen und bequemen Leben auf das Alter zurücklegen läßt.

Her **le Kain** war ein außerordentlicher Mann. Er hatte Figur, Taille und Stimme gegen sich. Durch die Kunst ward er ein großer Schauspieler. Herr **Brisard** genoß alle Vorzüge der Person, und der Verdienste seines Talents.

Herr **Mole** spielte damals die Liebhaber. Man mag immerhin Vergleichungen anstellen, und die Schatten der alten Schauspieler hervorrufen; ich kann mich nicht überreden, daß es in diesem Fache je einen glänzendern, angenehmern Schauspieler, als ihn, gegeben habe. Edel in leidenschaftlichen, lebhaft in muntern, original in überladenen Rollen — war er ein zweiter **Proteus**, immer schön, immer wahr, immer überraschend!

Dem Herrn Preville ließ jedermann volle Gerechtigkeit wiederfahren. Ich hörte niemals Vergleichungen über ihn anstellen, und wirklich ist er ein Schauspieler, der Niemand nachgeahmt hat, und den nie Jemand wird nachahmen können. Unser Jahrhundert hat, fast zu gleicher Zeit, drey große Schauspieler hervorgebracht. Den Garrik in England, den Preville in Frankreich, und den Sacchi in Italien *). Der erste ist von Herzogen und Pairs zu Grabe begleitet worden. Der zweite ward mit Ehre und Belohnungen überhäuft. Der lezte aber, so berühmt er ist, wird seine Laufbahn nicht im Ueberflusse beschließen.

*) Und den Eckhof in Deutschland.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Ich gehe zum erstenmale in die französische Komödie. Ich sehe den Misanthropen. Ein paar Worte über dieses Stück und über die Schauspieler. Der Hausvater vom Herrn Diderot. Anekdoten, die diesen Verfasser und mich betreffen. Les Dominiqueaux, (der Sonntagsklub) eine gelehrte Gesellschaft.

Das erstemal, als ich in die französische Komödie ging, gab man den **Misanthropen**, und Herr **Grandval** spielte die Rolle des Alcest.

Dieser sehr geschickte, vom Publikum sehr geliebte und geschätzte Schauspieler, hatte seine Zeit vollendet, und sich mit einer Pension vom Theater entfernt. Nach Verlauf von einigen Jahren bekam er von neuem Lust, das Theater zu betreten, und heute trat er zum erstenmale wieder auf.

Bey seiner ersten Erscheinung ward er außerordentlich beklatscht; man sah, welchen Werth das Publikum auf ihn legte. Doch in einem gewissen Alter spiritus promptus est, caro autem infirma (**ist der Geist stark, das Fleisch aber schwach.**) Er blieb nicht lange beym Theater,

und deshalb habe ich im vorigen Kapitel seiner nicht erwähnt.

Ich für meinen Theil fand ihn vortreflich, und zog ihn, seiner schönen Stimme wegen, vielen andern vor. Mein Ohr war noch nicht mit der französischen Sprache vertraut: ich verlor viel in den Gesellschaften, und noch mehr auf dem Theater.

Zum Glück kannte ich den **Misanthropen.** Dieses Stück schäzte ich unter allen Arbeiten **Moliere's** am meisten: es ist ein Stück von einer Vollkommenheit, die einzig in ihrer Art ist, und das, abgerechnet die Regelmäßigkeit des Ganges, und der Schönheiten der Details, das Verdienst der Erfindung, und der Neuheit der Charaktere hat.

Die alten und neuen komischen Dichter hatten bis jezt die Laster und Fehler der Menschheit im Allgemeinen auf das Theater gebracht; **Moliere** war der erste, der es wagte, die Sitten und Thorheiten seines Jahrhunderts und seiner Nation auf die Bühne zu bringen.

Ich sah mit unendlichem Vergnügen in **Paris** dieses Lustspiel vorstellen, das ich in Italien so oft gelesen und bewundert hatte. Ich verstand nicht alles, was die Schauspieler vorbrachten, am

allerwenigsten diejenigen, die sich durch eine Schnellzüngigkeit hervorthaten, die viel Beyfall fand, mir aber sehr lästig war. Doch faßte ich immer noch genug, die Richtigkeit, den Adel und das Feuer des Spiels dieser unvergleichlichen Künstler bewundern zu können.

„Ach,“ sagte ich zu mir selbst, „wenn es mir „doch auch so gut würde, eines meiner Stücke von „solchen Leuten spielen zu sehen. Das beste dar„unter ist nicht so viel werth, als das schlechteste „von **Moliere**; allein die Thätigkeit und der Ei„fer französischer Schauspieler würde ihm einen „Werth geben, den es in Italien nicht erhalten „konnte.“

Hier ist die Schule der Declamation. Hier herrscht nicht der geringste Zwang, weder in den Geberden, noch im Ausdruck. Die Schritte, die Arme, die Blicke, die stummen Scenen, alles ist ausstudirt, allein die Kunst verbirgt das Studium unter dem Schein der Natur.

Ich ging ganz bezaubert aus dem Theater. Ich wünschte von zweyen Dingen eins: entweder es dahin zu bringen, daß ich den französischen Schauspielern ein Stück von mir geben könnte; oder meine Landsleute im Stande zu sehen, es ihnen gleich zu thun. Welches von beiden ließe sich am

leichtesten zur Wirklichkeit bringen? Die Zeit allein konnte dieses Problem lösen.

Unterdessen kam ich nicht aus dem französischen Theater. Man hatte vergangenes Jahr den **Hausvater** des Herrn **Diderot**, ein neues Lustspiel, das Beyfall erhielt, gegeben. In **Paris** ging die Rede, das Stück des Herrn **Diderot** wäre eine Nachahmung des Stücks unter demselben Titel von mir, das auch schon gedruckt war.

Ich ging hin und sah es, und konnte keine Aehnlichkeit mit dem meinigen entdecken. Mit Unrecht beschuldigte das Publikum diesen philosophischen Dichter, diesen schäzbaren Schriftsteller, eines Plagiats. Ein Heft der Année litteraire hatte diese Behauptung veranlaßt.

Herr **Diderot** hatte einige Jahre vorher ein Lustspiel, unter dem Titel: **der natürliche Sohn**, geschrieben. **Freron** hatte in seinem periodischen Blatte davon gesprochen, eine große Aehnlichkeit zwischen dem französischen Stücke und dem **wahren Freunde** des Herrn **Goldoni** gefunden, und die italienischen Scenen neben die französischen gesezt. Beide schienen aus derselben Quelle zu fließen, und der Journalist hatte am Ende seines Artikels gesagt, der Verfasser des **natürlichen Sohns** verspräche einen **Hausva-**

Hausvater, Goldoni habe auch schon einen gegeben, und man werde nun sehen, ob der Zufall sie von neuem wieder so nahe zusammen bringen werde.

Herr **Diderot** hatte nicht nöthig, Stoff zu Lustspielen außerhalb Frankreich zu suchen, um sich von seinen gelehrten Beschäftigungen zu erholen. Nach Verlauf von drey Jahren gab er seinen **Hausvater**, der nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem meinigen hatte.

Die Hauptperson meines Stücks ist ein sanfter, vernünftiger, kluger Mann, dessen Charakter und Betragen zum Unterricht und Muster dienen konnte. Die Hauptperson des Herrn **Diderot** hingegen war ein harter, strenger Mann, der nichts verzieh, der seinen Sohn verfluchte . . . . kurz, eins von den unglücklichen Geschöpfen, wie sie wohl in der Natur existiren, die ich aber nicht gewagt haben würde, auf die Bühne zu bringen.

Ich ließ dem Herrn **Diderot** Gerechtigkeit wiederfahren; ich gab mir Mühe, denjenigen aus dem Irrthume zu helfen, die sich einbildeten, er habe seinen **Hausvater** aus dem meinigen entlehnt; ich sagte aber nichts von dem **natürlichen Sohn**. Der Verfasser war gegen Herrn **Freron**

und mich aufgebracht. Er beschloß seinen Zorn auszulassen, und das Ungewitter gegen uns beide losbrechen zu lassen. Ich kam zuerst an die Reihe. Er ließ eine Abhandlung über die dramatische Poesie drucken, in welcher er mich ein wenig hart behandelte.

„Carl Goldoni," sagt er, „hat im Italienischen ein Lustspiel, oder vielmehr ein Possenspiel „in drey Aufzügen geschrieben . . . Und an einem andern Orte: „Carl Goldoni hat ein sechszig Stück Possenspiele verfertigt . . ." Man sieht leicht, daß Herr Diderot, nach der Achtung, die er für mich und meine Arbeiten hegte, mich ohngefähr eben so Carl Goldoni nannte, wie in Rose et Colas Peter der Rothkopf heißt. Er ist der einzige französische Schriftsteller, der mich nicht mit seiner Gewogenheit beehrte.

Es that mir leid, einen Mann von den größten Verdiensten in übler Stimmung gegen mich zu wissen. Ich that mein möglichstes, mich ihm zu nähern. Meine Absicht war nicht, mich zu beschweren; ich wollte ihn blos überzeugen, daß ich seinen Unwillen nicht verdiene. Ich gab mir Mühe, in den Häusern, wo er gewöhnlich war, Zutritt zu erhalten, war aber niemals so glücklich,

ihn anzutreffen. Des langen Wartens überdrüssig, stürmte ich endlich seine Thüre.

Ich gehe eines Tages in Begleitung des Herrn **Duni**, der unter die Zahl der Freunde des Herrn **Diderot** gehörte, zu ihm. Wir lassen uns melden, und werden angenommen. Der italienische Musikus stellt mich als einen Gelehrten aus seinem Lande vor, der mit den Vorfechtern der französischen Litteratur Bekanntschaft zu machen wünschte. Vergeblich suchte Herr **Diderot** die Verlegenheit zu verbergen, in die mein Begleiter ihn gesezt hatte. Er konnte sich indeß doch der Pflichten der Höflichkeit und der gesellschaftlichen Achtung nicht entäussern.

Wir sprachen von diesem und jenem, endlich fiel die Unterredung auf dramatische Werke. Herr **Diderot** war so offenherzig, zu gestehen, einige von meinen Stücken hätten ihm viel Verdruß gemacht. Ich hatte den Muth, ihm zu antworten, ich hätte es wohl gemerkt. „Wissen Sie, mein „Herr," sagte er, „was es heißt, einen Men„schen an seiner empfindlichsten Seite angreifen?" — „Ja, mein Herr," erwiederte ich, „das weiß „ich; ich verstehe Sie, ich habe mir aber nichts vor„zuwerfen." — „O, stille, stille," unterbrach uns Herr **Duni**, „das sind gelehrte Neckereyen, die

„weiter keine Folgen haben dürfen. Folgen Sie „beide dem Rathe des Tasso:

„Ogni trista memoria omai si taccia;
„E ponganti in obblio le andate coso."

„**Es verstumme jede unangenehme Erinne„rung, und alles Vergangene ruhe in Ver„gessenheit!**"

Herr **Diderot**, ein ziemlicher Kenner der italienischen Sprache, schien sich gutwillig in den Rath des italienischen Dichters zu fügen. Wir beschlossen unsere Unterhaltung mit Höflichkeitsbezeugungen und gegenseitigen Freundschaftsversicherungen, und gingen beide, Herr **Duni** und ich, sehr zufrieden mit einander hinweg.

Mein ganzes Lebelang bin ich immer den Personen, die gute oder schlechte Gründe hatten, mich zu vermeiden, entgegen gegangen, und, gelang es mir, die Achtung eines Mannes zu gewinnen, der gegen mich eingenommen gewesen war, so betrachtete ich diesen Tag als einen Tag des Triumphs für mich.

Beym Herausgehn vom Herrn **Diderot** nahm ich Abschied von meinem Freunde **Duni**, und begab mich in meine litterarische Gesellschaft, von der ich ein Mitglied war, und wo ich diesen Mittag speisen sollte.

Diese Gesellschaft war nicht zahlreich; es waren unser nicht mehr als Neun. Herr **de la Place**, Verfasser des **Mercure de France**; Herr **de la Garde**, der in derselben Schrift den Artikel **Schauspiele** besorgte; Herr **Saurin**, Mitglied der Academie Françoise; Herr **Louis**, beständiger Sekretär der königlichen Akademie der Chirurgie; der Herr Abbe **de la Porte**, Verfasser verschiedener litterarischen Werke; Herr **Crebillon**, der Sohn; die Herren **Favart** und **Jouen**. Dieser leztere glänzte eben nicht von Seiten des Witzes, desto mehr aber zeichnete er sich durch den vortreflichen Tisch aus, den er führte.

Jedes Glied der Gesellschaft hatte der Reihe nach die übrigen Glieder bey sich, und gab ihnen den Mittag zu essen. Da die Zusammenkünfte Sonntags geschahen, so erhielten sie den Namen des **Sonntagsklub.** (les Dominicales)

Wir hatten keine andern Gesetze, als die allgemeinen Gesetze der guten Gesellschaft; doch war beschlossen worden, daß die Weiber keinen Zutritt haben sollten. Man kannte ihre Reize, und man fürchtete die süßen Zerstreuungen, die das schöne Geschlecht verursacht.

Wir hatten einsmals den Sonntagsklub im Hotel der Marquise von Pompadour, bey der Herr de la Garde Sekretär war. Wir wollten uns eben zu Tische setzen, als ein Wagen in den Hof herein fuhr. Ein Frauenzimmer saß darin, die man erkannte. Es war eine Schauspielerin von der Oper, die geschätzteste wegen ihres Talents, die glänzendste durch ihren Witz, und die liebenswürdigste im Umgange.

Zwey von den Mitbrüdern gehen ihr entgegen, und geben ihr den Arm. Sie kömmt herauf, und verlangt, alles im Lachen und Scherz, ein Mittagsessen. Konnten wir ihr ein Couvert abschlagen? Jeder hätte ihr gern das seinige gegeben, und ich wäre nicht der lezte gewesen.

Dieses Mädchen war gemacht, zu gefallen und zu bezaubern. Während der Mahlzeit verlangte sie eine Stelle in der Brüderschaft. Sie gab ihrem Vortrag eine so neue und sonderbare Wendung, daß sie mit allgemeiner Einstimmung aufgenommen ward.

Beym Nachtisch sah man nach der Uhr: es war halb Fünfe. Unsere Neuaufgenommene spielte diesen Tag nicht, allein sie wollte doch in die Oper, und die Mitbrüder waren fast alle entschlossen, ihr zu folgen. Ich allein nur äußerte wenig Lust dazu.

„Ah! der Herr Italiener!“ sagte die Schöne lachend. „Sie sind also kein Freund der französischen „Musik?“ — „Ich kenne sie nicht sonderlich,“ sagte ich, „ich bin noch nicht in der Oper gewesen; „allein man singt allenthalben, und ich höre Arien, „von denen mir die Ohren weh thun.“ — „Frisch, „einen Versuch,“ erwiederte sie, „ob ich Sie nicht „vielleicht ein wenig zu unserer Musik bekehren „kann.“ Sie sang, und ich war durchdrungen, gerührt, entzückt. Welch eine reizende Stimme! Nicht stark, aber richtig, rührend, hinreißend. Ich war wie begeistert. „Kommen Sie,“ sagte sie, „umarmen Sie mich, und gehen Sie mit uns „in die Oper.“ Ich umarmte sie, und ging in die Oper.

Sechstes Kapitel.

Ich besuche zum erstenmale die französische Oper. Der Eindruck, den das Ganze auf mich macht. Eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite. Castor und Pollux söhnt mich mit der französischen Oper aus. Ein paar Worte über Rameau, Gluk, Piccini und Sacchini.

Hier bin ich endlich in dem Schauspiel, das ich, nach dem Urtheil mancher Personen, zuerst hätte sehen sollen, und das ich, ohne die Veranlassung, die mich hinbrachte, vielleicht noch so bald nicht würde gesehen haben.

Die Schauspielerin, die eben in unserer Gesellschaft aufgenommen worden war, ging mit drey von unsern Mitbrüdern in ihre Loge, und ich nahm mit zwey andern auf dem Amphitheater Platz. Dieser Ort, der einen Theil der Schauspielsäle in Frankreich einnimmt, liegt dem Theater gegenüber, hat die Gestalt eines halben Zirkels, und mehrere Reihen erhöhter, bequemer Sitze. Das ist die beste Stellung, um alles zu sehen, und alles zu hören. Ich war mit meinem Platz zufrieden, und beklagte das Parterr, das stand, gedrängt

wurde, und nicht Unrecht hatte, ungeduldig zu werden.

Das Orchester rührt sich, ich finde die Uebereinstimmung und das Accompagnement der Instrumente vorzüglich gut, die Execution äußerst genau, die Ouvertüre aber scheint mir frostig und schleppend. Sie konnte nicht von Rameau seyn, davon war ich überzeugt: ich hatte von seinen Ouvertüren und Balletmusiken schon in Italien gehört.

Die Handlung fing an. So einen guten Platz ich auch hatte, so verstand ich doch nicht ein Wort. Geduld, ich erwartete die Arien, wo ich mir wenigstens von der Musik Vergnügen versprach. Die Tänzer erschienen, ich glaubte, der Akt wäre zu Ende, und keine Arie war da gewesen. Ich spreche mit meinem Nachbar davon, der mich auslacht, und mir versichert, in den verschiedenen Scenen, die ich gehört hätte, wären wenigstens sechs Arien vorgekommen.

„Wie,“ sagte ich, „ich bin doch nicht taub? „Die Instrumente haben immer die Stimmen „begleitet; bald etwas stärker, bald etwas schwä„cher; ich habe alles für Recitativ gehalten.“ — „Sehen Sie, sehen Sie,“ sagte er, „hier ist Ve-

„ſtris, der ſchönſte, wohlgebildetſte, geſchickteſte „Tänzer in Europa!“

In der That ſah ich in einem ländlichen Tanze dieſen Schäfer vom **Arno** die Schäfer an der **Seine** weit übertreffen; zwey Minuten nachher aber ſangen alle drey auf einmal. Das war ein Trio, das ich vielleicht auch mit dem Recitativ verwechſelte. Und ſo war der erſte Akt zu Ende.

Da in den Zwiſchenakten der franzöſiſchen Oper nichts vorgenommen wird, ſo währte es nicht lange bis zum zweiten Akte. Dieſelbe Muſik, dieſelbe Langeweile. Ich ließ das Drama und das Accompagnement nun ganz fahren, und beſchäftigte mich blos damit, das Ganze dieſes Schauſpiels zu unterſuchen und zu bewundern, und fand es wirklich überraſchend. Die erſten Tänzer und Tänzerinnen hatten einen erſtaunenden Grad von Vollkommenheit; ihr Gefolge war ſehr zahlreich und elegant. Die Muſik der Chöre ſchien mir weit angenehmer, als die des Gedichtes ſelbſt. Ich erkannte die Pſalmen des **Corelli, Biffi** und **Clari.**

Die Decorationen waren prächtig, die Maſchinerien gut eingerichtet, und vollkommen gut executirt; die Kleider ſehr reich, und viel Perſonen auf der Bühne.

Alles war schön, groß, prächtig — ausgenommen die Musik. Am Ende des Stücks war eine Art von **Chacone** angebracht, die von einer Schauspielerin gesungen ward, welche im Stücke selbst nicht mit aufgetreten war, und die von Choralmusik und von Tänzern begleitet wurde. Dieses unerwartete Vergnügen hätte das Ganze ein bischen aufheitern können, wenn es nicht mehr eine Hymne als eine Arie gewesen wäre.

Der Vorhang fiel. Alle meine Bekannten fragten mich, wie ich die Oper gefunden hätte. Die Antwort schlüpfte wie ein Bliz über die Lippen: **Ein Paradies für die Augen, eine Hölle für die Ohren.**

Diese beleidigende, unüberlegte Antwort machte, daß einige lachten, andere die Zähne fletschten. Zwey Personen aus der königlichen Kapelle fanden sie vortreflich. Der Verfasser der Musik stand nicht weit von meinem Platze; vielleicht hatte er mich gehört. Ich war in Verzweiflung. Es war ein so guter Mann = = = Gott hab ihn selig!

Einige Tage darauf sah ich **Castor und Pollux**. Dieses vollkommen gut geschriebene, mit den vortreflichsten Decorationen versehene Drama, söhnte mich wieder ein wenig mit der französischen

Oper aus, und ich lernte den Unterschied zwischen der Musik des **Rameau** und jener, die mir so sehr mißfallen hatte, einsehen.

Ich war mit diesem berühmten Componisten sehr genau verbunden, und hatte die größte Achtung für seine Wissenschaft und sein Talent. Doch man muß der Wahrheit die Ehre geben. **Rameau** zeichnete sich wirklich aus, und hatte in Frankreich eine glückliche Revolution in Absicht auf die Instrumentalmusik bewirkt. In der Vokalmusik aber hat er keine beträchtlichen Veränderungen vorgenommen.

Man glaubte, die französische Sprache schicke sich nicht für den neuen Geschmack, den man in den Gesang einführen wollte. **Jean Jacques Rousseau** glaubte es so wie die andern, und erstaunte, als er in der Musik des Ritters **Gluk** das Gegentheil davon zu sehen glaubte.

Dieser erfahrne deutsche Tonkünstler hatte indeß wenig mehr, als den ersten Geschmack für die italienische Musik gegeben, und es war den Herren **Piccini** und **Sacchini** vorbehalten, diese Reform, in die sich die Franzosen täglich mehr zu finden scheinen, zu Stande zu bringen.

Ganz

Ganz unvermerkt habe ich mich in diese kleine Ausschweifung verloren.

Ich bin kein Musikus, allein ich liebe die Musik leidenschaftlich. Wenn eine Arie mich rührt und amüsirt, so höre ich sie mit Vergnügen, und untersuche nicht, ob die Musik französisch oder italienisch ist. Ich glaube sogar, daß es nur Eine Musik giebt.

Siebentes Kapitel.

Brand des Opernhauses. Das Concert spirituel. Die zwey Jahre meines Contracts laufen zu Ende. Meine Unentschlossenheit. Der venetianische Gesandte möchte mich wieder in mein Vaterland bringen. Tod dieses Ministers. Glückliches Erzeugniß für mich. Ich komme in Dienste der Mesdames de France. Ich laufe Gefahr, das Gesicht zu verlieren. Meine Fehler, meine Lächerlichkeiten im Umgange.

Wie hätte ich denken können, als ich der Vorstellung des Castor und Pollux beywohnte, daß diese Breter und Culissen, die den höllischen Flammen dieser Oper widerstanden hatten, noch vor Ende des Monats in Asche verwandelt werden würden?

Und doch geschah es. Ein Licht, das vergessen worden war, verursachte die Zerstörung des Saals im Palais Royal, und die Oper wurde, bis zur Errichtung eines neuen Gebäudes, in das Schloß der Tuilerien versezt, wo jezt das Concert spirituel ist.

Hier ist eine schickliche Gelegenheit, von diesem andächtigen Schauspiel zu reden, das dem Lobe

Gottes gewidmet, und nur an solchen Tagen offen ist, wo die übrigen Schauspiele geschlossen sind.

Es ist ein Concert, das aus den besten Stimmen und Instrumenten zusammengesezt ist. Man singt hier Psalmen, Hymnen, Oratorios; man spielt Symphonien, Concerts, und läßt zu diesem Behuf die berühmtesten Tonkünstler aus Europa kommen.

Die fremden Sänger thun, so zu sagen, der ersten Einrichtung dieses Concerts, bey welchem man sich sonst nur der lateinischen Sprache bediente, Abbruch. Die französische Aussprache weicht so sehr von der aller übrigen Nationen ab, daß der geschickteste und angenehmste Fremde sich in **Paris** dem Gelächter aussetzen würde, wenn er ein lateinisches Motett singen wollte.

Die Ausländer singen also italienisch. Denn wie es scheint, haben die andern Nationen keine besondere Musik, und die Freyheit, die man ihnen giebt, ihre Sprache zu ändern, zieht auch die Freyheit nach sich, die Gegenstände ihres Gesangs zu ändern; so daß man, mitten unter geistlichen Gesängen, Opernarien zu hören bekömmt, die oft das meiste Vergnügen machen.

In Italien giebt es kein öffentliches Concert, das so besezt wäre, wie dieses Pariser. Wir ha-

ben in **Venedig** die vier Jungfern-Hospitäler, von denen ich im ersten Bande dieser Memoiren gesprochen habe; in **Neapel** kennt man die Conservatorien, die Schulen der Vocal- und Instrumentalmusik sind. Die Väter vom Oratorio geben Oratorio's in ihren Kapellen, und allenthalben findet man Concerts von Virtuosen und Dilettanten: keine von diesen Anstalten erreicht aber die Pariser an Pracht und Größe.

Ich beschreibe die Vergnügungen dieser Stadt für diejenigen, die sie nicht kennen. Meine Memoiren möchten leicht das Schicksal haben, zu Packpapier verbraucht zu werden; indeß schreibe ich sie doch so, als wenn sie in allen vier Welttheilen gelesen werden sollten.

Täglich lernte ich den Werth dieser Stadt besser einsehen; immer gewann ich sie lieber. Allein die zwey Jahre meines Contracts waren ihrem Ende nahe, und ich hielt es für eine unvermeidliche Nothwendigkeit, nach dem Reisestabe greifen zu müssen.

Der portugiesische Gesandte hatte mir Arbeiten für seinen Hof aufgetragen, und mir ein Geschenk von tausend Thalern für ein kleines Stück gemacht, das in Lissabon Beyfall gefunden hatte. Ich konnte mich mit der Hofnung schmeicheln, daß man meine Dienste in einem Lande nicht aus-

schlagen würde, wo damals die Schauspiele im Gange waren, und Talente belohnt wurden.

Von der andern Seite ließ der Ritter Tiepolo, venetianischer Ambassadeur, nicht ab, mir zuzureden, daß ich in den Schoos meines Vaterlandes, das mich liebte und verlangte, zurückkehren möchte. Seine Gesandtschaft ging zu Ende; er würde mich selbst dahin gebracht, und auf alle Weise unterstützt haben; allein er war ernstlich krank. Seinen Abschiedseinzug hielt er unter den heftigsten Schmerzen, und ging dann nach **Genf**, den berühmten **Tronchin** um Rath zu fragen. Dort starb er auch zum großen Leidwesen seiner Republik und des französischen Hofes, die ihn beide gleich sehr schätzten.

Während ich so in Unentschlossenheit schwankte, kam ein glücklicher Stern zu meinem Beystand. Ich machte die Bekanntschaft der Mamsell **Sylvestre**, Vorleserin der verstorbenen Dauphine, Mutter **Ludwigs** des XVI. Diese Person, eine Tochter des ersten Malers von August, König von Pohlen und Churfürsten von Sachsen, war in **Dresden** zur Erziehung ihrer erhabenen Gebieterin gebraucht worden, und genoß auch in Frankreich den Credit bey ihr, den ihre Talente und ihre Aufführung verdienten.

Mamsell Sylvestre, eine gute Kennerin des Italienischen, die meine Werke gelesen hatte, und von Herzen gut, dienstfertig und wohlwollend war, hatte die Güte, sich für mich zu interessiren. Ich hatte mit ihr von meiner Anhänglichkeit an Paris, und von dem Verdrusse gesprochen, daß ich mich genöthigt sähe, es zu verlassen. Sie nahm es auf sich, bey Hofe, wo ich nicht unbekannt war, von mir zu sprechen, und acht Tage darauf ließ sie mich nach Versailles kommen. Ich begab mich auf der Stelle dahin, und stieg in dem kleinen Marstall des Königs ab, wo Mamsell Sylvestre mit ihrer Familie lebte, die ganz in den Diensten der königlichen Familie stand.

Nach einem sehr höflichen, artigen und freundschaftlichen Empfange war folgendes das Resultat unserer ersten Unterredung, und eine, für mich sehr wichtige, Sache an Einem glücklichen Tage angefangen und geendigt.

Die Dauphine kannte mich. Sie hatte meine Stücke in Dresden spielen sehn; sie ließ sich dieselben auch vorlesen, und die Vorleserin ermangelte nicht, sie zu verschönern, und von Zeit zu Zeit ein paar Worte zu Gunsten des Dichters fallen zu lassen. Es gelang ihr auch so wohl bey ihrer Gebieterin, daß diese Prinzessin ihr versprach,

mich mit ihrer Gnade zu beehren, und bey Hofe anzubringen.

Sie hätte mich gern bey ihren eigenen Kindern angestellt, diese waren aber noch zu jung, um sich mit einer fremden Sprache beschäftigen zu können. Mesdames de France, die Töchter **Ludewigs des** XV, hatten die Anfangsgründe der italienischen Sprache von Herrn **Hardion**, königlichem Bibliothekar in **Versailles**, gelernt, und fanden Geschmack an der italienischen Litteratur. Die Dauphine benutzte diesen glücklichen Umstand, und schickte mich zur Dücheße von **Narbonne**, die sie ersucht hatte, mich der Madam **Adelaide** vorzustellen, bey der sie damals Dame d'Atours war, und jezt Dame d'Honneur ist.

Ich hatte die Ehre gehabt, die Dücheße von **Narbonne** an dem Hofe von **Parma** kennen zu lernen. Sie empfing mich sehr gnädig, stellte mich denselben Tag ihrer erhabenen Gebieterin vor, und ich kam auf der Stelle in die Dienste der Mesdames de France.

Ein Gehalt ward mir nicht vorgeschlagen. Ich verlangte auch keinen. Stolz auf mein ehrenvolles Amt, und voll Vertrauen auf die Güte meiner erhabenen Schülerinnen, ging ich zufrieden fort. Ich theilte meiner Frau mein Glück

mit, die den Werth desselben so sehr als ich selbst zu schätzen wußte; ich nahm Abschied von der italienischen Komödie, die es vielleicht nicht ungern sah, mich los zu werden, und empfing mit Vergnügen den Glückwunsch aller derer, die sich für mich interessirten.

Wer sich vielleicht besser als jemand darauf verstand, wie weit mich dieser glückliche Vorfall bringen konnte, war der Ritter **Gradenigo**, venetianischer Gesandter, der Nachfolger des Herrn Tiepolo. Dieser edle Patrizier war ein vertrauter Freund des Duc de Choiseul. Er empfahl mich diesem Minister, der die beiden beträchtlichsten Departements hatte, das Departement der auswärtigen Affairen und das Kriegsdepartement, und auf die verdienteste Weise am französischen Hofe das meiste Gewicht, und in ganz Europa das größte Ansehen hatte.

Mit einem so ehrenvollen Amte, und so mächtiger Protektion hätte ich vielleicht ein glänzendes Glück in Frankreich machen sollen, und es ist ganz meine Schuld, wenn ich nur ein sehr mäßiges machte. Ich war am Hofe, aber kein Hofmann.

Madam **Adelaide** war die erste, die sich meines Unterrichts zur Uebung im Italienischen be-

diente. Ich hatte noch keine Wohnung in Versailles; sie ließ mich also immer in einer Postkutsche holen, und in einem solchen Wagen hätte ich beynahe mein Gesicht verloren.

Ich beging die Thorheit, unterwegs zu lesen. **Die Briefe vom Berge von Jean Jacques Rousseau** waren das Buch, das mich damals eben interessirte.

Ganz auf einmal verlor ich den Gebrauch meiner Augen. Das Buch fiel mir aus den Händen, ich konnte nicht so viel mehr sehen, um es wieder aufzuheben; ich gab mich schon verloren.

Indeß behielt ich doch noch Sehkraft genug, das Licht unterscheiden zu können. Ich stieg aus der Kutsche, die Treppe hinan, und trat ganz außer Fassung und bewegt in das Kabinet von Madam. Die Prinzessin bemerkt meine Unruhe, und hat die Güte, sich nach der Ursache zu erkundigen. Ich wagte es nicht, ihr meinen Zustand zu entdecken, ich schmeichelte mir, meine Schuldigkeit, so gut es gehen wollte, thun zu können. Ich fand den Stuhl an seiner Stelle, und sezte mich wie gewöhnlich. Ich sah das Buch, in welchem ich lesen sollte, ich öffnete es, aber — o Himmel! ich sah nichts als das weiße Papier, und war genöthigt, mein Unglück zu gestehen.

Es ist nicht möglich, die Güte, die Rührung, das Mitleid dieser großen Prinzessin zu beschreiben. Sie ließ in ihrem Zimmer nach Augenwassern suchen; sie erlaubte mir, die Augen zu baden, sie ließ die Vorhänge so zurecht machen, daß nicht mehr Licht hinein fiel, als nöthig war, die Gegenstände zu unterscheiden. Das Gesicht kam nach und nach wieder; ich sah wenig, aber doch immer noch genug. Nicht die Augenwasser wirkten dieses Wunder, sondern die Güte der Prinzessin gab meinem Geiste und meinen Sinnen neue Kraft.

Ich nahm das Buch und sah, daß ich im Stande war zu lesen. Madam aber gab es nicht zu. Sie schickte mich nach Hause, und empfahl mich ihrem Arzte. In wenig Tagen bekam mein rechtes Auge seine gewöhnliche Stärke wieder, das andere aber blieb auf immer verloren.

Ich bin einäugig. Das ist eine kleine Unbequemlichkeit, die mir eben nicht sonderlich zur Last ist, und die man auch äußerlich nicht bemerkt. Doch giebt es Fälle, wo es meine Fehler und Lächerlichkeiten vermehrt. So z. B. incommodire ich bey einem Spieltische die Gesellschaft sehr. Das Licht muß immer auf meiner Seite stehen. Trifft sichs nun, daß eine Dame bey der Partie ist, die sich mit mir in gleichem Falle befindet, so gesteht sie es

für ihren Theil nun zwar nicht, allein sie findet meine Prätention desto lächerlicher. Beym Brelan stellt man die Lichter mitten auf den Tisch, und ich kann gar nichts sehen. Beym Wisk verändert man seinen Partner, beym Triset seinen Mitspieler, ich muß also das Licht mit mir herumtragen. Diesen Augenfehler abgerechnet, habe ich noch mehr Sonderbarkeiten an mir; ich scheue im Winter die Hitze, und im Sommer die Kühle. Ich muß einen Ofenschirm haben, der mich gegen das Feuer schützt, und in der größten Hitze zieht mir ein offenes Fenster am Abend den Schnupfen zu.

Ich begreife nicht, wie die Damen, die ich die Ehre habe zu kennen, mich dulden, und mir eine Karte zu ziehen anbieten können, um von ihrer Partie zu seyn. Das macht, weil sie gut, weil sie gefällig sind, weil ich alle Spiele spiele, keine Partie ausschlage, weil ein großes Spiel mich nicht abschreckt, und ein kleines mir eben so viel Spaß macht, weil ich kein schlechter Spieler, und troß meiner Fehler doch immer der gute Narr der Gesellschaft bin.

Achtes Kapitel.

Mein Quartier im Schloß von Versailles. Kleine Reise des Hofs nach Marly. Einige Bemerkungen über diesen reizenden Ort. Große Reise des Hofs nach Campiegne. Ein paar Worte über diese Stadt und die dießjährigen Lager. Tod des Infanten Don Philipp, Herzogs von Parma. Meine Reise nach Chantilly.

Nach sechsmonatlichem Dienste erhielt ich die Wohnung im Schloß von **Versailles**. Man gab mir das Apartement, das für den Accoucheur der Dauphine bestimmt war, worüber diese Prinzessin aber, bey den übeln Gesundheitsumständen des Dauphins, vor der Hand disponiren konnte.

Im Monat May des Jahres 1765 fiel eine kleine Reise nach **Marly** vor; ich folgte den Prinzessinnen, und genoß diesen angenehmen Aufenthalt.

Nachdem ich den Garten der **Tuilerien** und den Park von **Versailles** gesehen hatte, so glaubte ich, nichts in der Art könne mich weiter überraschen; allein die Lage und die Annehmlichkeiten des Gartens von **Marly** machten einen solchen

Eindruck auf mich, daß ich diesem zauberischen Orte den Vorzug gegeben haben würde, wenn die Erinnerung an die Größe und Pracht der andern meine Vergleichung nicht gezügelt hätte. Diejenigen, die dieses Schloß, seinen Garten, sein unermeßliches Parterre, seine verschiedenen Partien, seine Gruppen, seine Springwasser und Cascaden gesehen haben, werden mir beystimmen, und die genauen Beschreibungen, die wir davon haben, müssen mein Urtheil gleichfalls unterstützen.

Was indeß die Vergnügungen und Annehmlichkeiten dieser Landpartie noch vermehrt, ist der Spielsaal. Jedermann, wer bekannt ist, kann hineingehen, und für diejenigen, die entweder nicht in den Zirkel mögen, oder nicht dürfen, sind erhöhte Schranken angebracht.

Ich zog den Platz in den Schranken vor, um zum erstenmale die Ankunft des Königs und seines Gefolgs in dem Saale zu sehen. Es ist ein auffallender Anblick: der König tritt in Begleitung der Königin, der Prinzen, der Prinzessinnen und seines ganzen Hofstaats herein, und nimmt seinen Platz an der großen Tafel, die von den Größten des Reichs umgeben ist. Die Königin machte eine Partie **Cavagnole**: die Dauphine und Mesdames de France hatten verschiedene Spieltische,

Man wurde mich an dem Orte, wo ich stand, gewahr, und ließ mir sagen, ich möchte herunterkommen. So befand ich mich auf einmal unter einer Menge großer Herren, Ducs, Minister und Magistratspersonen. An der Tafel des Königs spielte man **Lansquenet**, wobey jeder der Reihe nach die Hand bekam. Man sagte **Ludewig der XV.** wäre glücklich im Spiel. Ich wartete, bis die Bank an ihm war; ich gab sechs Louisdor in die Bank, und gewann.

Der König begab sich hinweg, und die königliche Familie folgte ihm. Der Hof blieb beysammen, man spielte nun, was und so lange man wollte. Eine Dame blieb einen Tag und zwey Nächte an demselben Tische, und ließ sich Schokolate und Bisquit bringen, um zugleich ihren Körper und ihre Leidenschaft zu nähren.

Obgleich das Vergnügen der Hauptzweck dieser angenehmen Landpartie war, so hatte ich doch täglich meine bestimmten Stunden, worin ich den Prinzessinnen Unterricht gab Ich begegnete einstmals einer meiner erhabenen Schülerinnen, die eben zur Tafel gehen wollte, mich ansah, und sagte: à tantôt. (Bald!)

Tantosto bedeutet im Italienischen: **Augenblicklich, auf der Stelle.** Ich bildete mir ein,

die Prinzessin wollte ihre Stunde gleich nach dem Mittagsmahl nehmen: ich blieb also bey der Hand, und wartete so geduldig, als mein Appetit mirs erlaubte; endlich um vier Uhr des Abends hieß mich die erste Kammerfrau hereinkommen.

Die Prinzessin öffnete das Buch, und that die Frage, die sie fast täglich zu thun pflegte: wo ich heut zu Mittag gegessen hätte? — „Nirgends, „Madam,“ antwortete ich. — „Wie,“ sagte sie, „Sie haben noch nicht zu Mittag gegessen?“ — „Nein, Madam.“ — „So sind Sie krank?“ — „Nein, Madam.“ — „Warum haben Sie „also nicht gegessen?“ — „Weil Madam die „Gnade hatten, mir zu sagen: à tantôt.“ — „Gut, aber dieses Wort um zwey Uhr gesagt, „kann ja wohl auch so viel heißen, als: **wenigstens „um vier Uhr.**“ — „Wohl möglich, Madam, „allein im Italienischen bedeutet dieser Ausdruck „so viel als: **augenblicklich, auf der Stelle.**“ — Die Prinzessin lachte, machte das Buch zu, und hieß mich zu Tische gehn.

Es giebt französische und italienische Ausdrücke, die sich ähnlich sehen, und doch ganz verschiedene Bedeutungen haben. Ich ließ mir noch mehr solche Qui pro quos zu Schulden kommen, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich das wenige Französisch,

das ich verstehe, größtentheils in den drey Jahren, die ich mit dem Unterricht der Prinzessinnen zubrachte, gelernt habe. Sie lasen italienische Dichter und Prosaisten: ich stammelte eine schlechte französische Uebersetzung, sie wiederholten sie mit Anmuth und Eleganz, und der Lehrer lernte mehr, als er lehren konnte.

Bey der Rückkehr nach **Versailles** schien es mit der Gesundheit des Dauphins viel besser zu gehen. Er liebte die Musik, und die Dauphine hatte also oft Musik auf ihrem Zimmer, um ihn zu amüsiren.

Ich verfertigte eine italienische Kantate, ließ sie von einem italienischen Tonkünstler komponiren, und überreichte sie dieser Prinzessin, die sie annahm, und mir auf das gnädigste befahl, nach der Abendtafel in ihr Zimmer zu kommen, und sie aufführen zu hören.

Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit eine Hofetikette, die ich noch nicht kannte. Ich gehe gegen zehn Uhr Abends in ihr Apartement, und präsentire mich an der Thüre des Kabinets der Nobelgarde. Der Schweizer läßt mich hinein. Der Dauphin und seine Gemahlin saßen noch bey Tafel. Ich nähere mich, sie speisen zu sehen. Eine Dame, die den Dienst hat, kömmt auf mich

zu und fragt mich, ob ich den Abend den Zutritt hätte? -- „Ich weiß nicht, Madam,“ sagte ich, „was für ein Unterschied zwischen dem Zutritt bey „Tage und bey Abend ist. Die Prinzessin selbst „hat mir befohlen, nach der Abendtafel in ihr „Zimmer zu kommen. Ich komme vielleicht zu „bald, ich wußte das Etikette nicht . . . „Für „Sie, mein Herr,“ versezte die Dame, „giebt es „kein Etikette; Sie können bleiben.“ *) — Ich gestehe, daß meine Eigenliebe bey dieser Gelegenheit nicht wenig geschmeichelt wurde.

Ich blieb also. Nachdem der Prinz und die Prinzessin sich in ihr Zimmer begeben hatten, ließ man mich holen, und meine Cantate ward aufgeführt. Die Dauphine spielte das Clavecin, die Prinzessin **Adelaide** accompagnirte mit der Violine, und Mamsell **Hardy** (jetzige Frau **de la Brusse**) sang dazu. Die Müsik machte Ver-

*) Ohne mein Erinnern werden die Leser an mehrern Stellen dieser Memoiren die Gutmüthigkeit, die Eigenliebe des Verfassers, und ein gewisses Etwas, das der Einfalt sehr nahe kömmt, bemerkt und belächelt haben. Nirgends aber, glaube ich, ist alles dreyes in einem so hohen Grade beysammen, als hier. „Monsieur il n'est pas d'étiquette pour Vous“ — ist eine wahre adliche — — Impertinenz würde ich sagen, wenn nicht von einer Dame die Rede wäre.

gnügen, und dem Verfasser des Textes machte man Complimente, die er mit vieler Bescheidenheit annahm. Ich wollte mich entfernen, allein der Dauphin hatte die Güte, mich bleiben zu lassen. Er sang selbst, und ich hatte das Glück, ihn zu hören. Aber was sang er? Eine rührende Arie aus einem Oratorio, **der Pilger beym Grabe.**

Dieser Prinz nahm täglich ab, und doch verlor er den Muth nicht. Das Verlangen, den Hof wegen seiner Umstände zu beruhigen, machte, daß er heimlich litt, und öffentlich viel Stärke zeigte.

Der König brachte regelmäßig jeden Sommer sechs Wochen in **Compiegne**, und eben so lange im Herbste in **Fontainebleau** zu. Man nennt diese Landpartien die großen Reisen, weil alle Departements, alle Kanzleyen der Minister mitgehen, so wie die großen Kronbedienten und die fremden Gesandten.

Im Jahre 1765 nahm man, nach der kleinen Reise nach **Marly**, beide größere vor, und die nach **Compiegne** war eine der prächtigsten und glänzendsten.

Man ließ verschiedne französische und ausländische, im Dienst der Krone Frankreich stehende,

Regimenter zusammen kommen. Jedes formirte nach der Reihe, und an verschiedenen Tagen, ein Lager in der Gegend der Stadt. Sie machten ihre Uebungen im Feuern und in Schwenkungen, welche die Taktik nach der Beschaffenheit des Terrains einzurichten weiß, und die Gegenwart des Monarchen machte, daß alles mit desto größerer Genauigkeit und Regelmäßigkeit von Statten ging.

Die Revüen wurden durch das Gefolge des Königs noch interessanter. Der Monarch auf einem prächtigen Pferde ward von einem zahlreichen Trupp reichgekleideter Reiter begleitet. Die Königin, die Dauphine, Mesdames erschienen in Wagen von der größten Pracht. Die Prinzessinnen vom Geblüt und die Damen des Hofs vermehrten den Pomp dieses glänzenden Gefolgs, und das von allen Seiten herbeyströmende Volk vollendete die Größe des Schauspiels.

Der Dauphin, Obrister des Regiments der Dragoner, das seinen Namen führt, commandirte selbst bey der Specialrevüe seines Regiments, den Tag vorher, als es vor dem König erscheinen sollte.

Nach langen und ermüdenden Uebungen, denen ich beygewohnt hatte, und wo der Dauphin

sich auf eine Art angriff, die mich für ihn zittern machte, fuhr ich in einer Hofkutsche zurück ins Schloß, und stellte mich ganz allein in die Wölbung einer Thüre, wo ich den Prinzen konnte zurückkommen sehen. Er kam, er sah mich, und blickte mich mit einer Art kriegerischen Stolzes an. „Seht mich an," schien er zu sagen, „ich bin gesund, ich bin stark, ich befinde mich wohl." Es war ein lebhafter Geist in einem entkräfteten Körper.

In demselben Jahre und noch während dieser Reise brachte ein Courier aus Parma die traurige Nachricht von dem Tode des Infanten **Don Philipp**, meines Herrn und Gönners. Der französische Hof legte die Trauer auf drey Monate an; ich trug sie weit länger, und trage sie noch im Herzen.

Nicht der Eigennutz erregte meine Betrübniß. Ich kannte die Güte des Infanten seines Sohns; ich war überzeugt, daß er mir seine Gnade und Wohlgewogenheit erhalten würde; allein ich beweinte den Verlust eines guten, weisen, gerechten und billigen Fürsten. Die Parmeser würden noch weit mehr Ursache gehabt haben, ihn zu beweinen, wenn der regierende Herzog nicht ihren Verlust ersezt, und in die Fußtapfen und Tugenden seines

Vaters eingetreten wäre. Ich erinnere mich im zweiten Theile meiner Memoiren dieses Fürsten mit eben den Empfindungen erwähnt zu haben; doch gebe man deshalb diese Wiederholung nicht für unnütz aus. Man kann niemals zu viel thun, wenn es darauf ankömmt, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Einige Tage nachher sah ich den Grafen d'Argental, bevollmächtigten Minister des Hofes von Parma, in Paris. Er versicherte mir, meine Pension würde mir auch künftig ausgezahlt werden, ja er verschaffte mir sogar, zu meiner großen Bequemlichkeit, eine Anweisung auf die Schatzkammer von Parma in Paris.

Das war die geringste Verbindlichkeit, die ich dem Grafen d'Argental, dem Freunde Voltaire's, diesem liebenswürdigen, gelehrten Manne zu danken habe. Bey ihm war immer an seiner Tafel ein Couvert für mich, und ein Platz in dem angenehmen Schauspiel ledig, das er von Zeit zu Zeit in seinem kleinen Gesellschaftstheater gab, wo ich die Arbeiten und das Spiel des Ritters von Florian, und die Talente und Grazien der Frau von Vimeux bewunderte.

Die Reise nach Compiegne hatte mit einem Schein von Fröhlichkeit angefangen, sie endigte

sich aber mit einer wirklichen Traurigkeit. Die Gesundheit des Dauphins verschlimmerte sich immer mehr, er glaubte die Bewegung müsse ihm gut gethan haben, aber just umgekehrt, die Ermüdung hatte ihn erschöpft.

Einen Gönner hatte ich schon verloren, und ich stand im Begriff den zweiten einzubüßen. Ich war niedergeschlagen, und konnte in dem Orte, wo ich war, nichts auffinden, was im Stande gewesen wäre, mich aufzuheitern. Der Wald von Compiegne ist prächtig, ich fand ihn aber zu gekünstelt, zu einförmig, und zu weit von der Stadt entfernt.

Es fehlte mir nicht an Gesellschaft, allein jedermann war eben so traurig, als ich selbst. Ich fürchtete sogar für meine Gesundheit. Meine ehemalige Melancholie war im Begriff wieder auszubrechen. Ich suchte eine angenehme Zerstreuung, und fand sie in Chantilly.

Ich wählte diesen Weg zur Rückreise nach Versailles. Ich genoß zwey Tage dieses angenehme Schloß, das dem Prinzen von Conde gehört. Was für eine Menge Schönheiten fand ich da! Was für eine Pracht! welch eine glückliche Lage! welch einen Ueberfluß an Wasser! Ich verlor meine Zeit nicht, ich sah alles, untersuchte al-

les, die Gärten, die Ställe, die Zimmer, die Gemälde, das Naturalienkabinet.

Diese unermeßliche Sammlung von allen Seltenheiten der drey Reiche der Natur ist das Werk des Herrn **Valmont de Bomare**. Dieser berühmte Naturforscher ist zugleich Aufseher und Vorzeiger desselben.

Ich verließ **Chantilly** sehr vergnügt. Meine Seele fand sich erleichtert, und ich kam nach **Versailles**, vollkommen im Stande, meine Schuldigkeit am Hofe zu thun.

Neuntes Kapitel.

Reise nach Fontainebleau. Ein paar Worte über das Schloß und die Stadt. Tod des Dauphins. Der Duc de Berry nimmt den Titel Dauphin an. Meine Rückkehr nach Versailles. Trauriges Compliment bey meiner Ankunft. Tod der Dauphine — des Königs von Pohlen und der Königin von Frankreich, seiner Tochter. Meine schmerzhafte Lage. Geschenk von Mesdames. Meine Pension wird bestimmt. Urtheile der Pariser über Versailles.

Kaum war der Hof wieder in **Versailles**, als man anfing von der Reise nach **Fontainebleau** zu sprechen. Sie war auf den vierten October festgesezt, allein die Gesundheitsumstände des Dauphin machten diese Bestimmung sehr ungewiß.

Diesem liebenswürdigen, gefälligen Prinzen that es sehr leid, daß der König ein Vergnügen entbehren, und die Einwohner von **Fontainebleau** den Gewinn verlieren sollten, den die Gegenwart des Hofes und der Zufluß von Fremden ihnen verschaffen mußten. So krank er war, und so viel er litt, so zwang er sich doch, wenn von **Fontainebleau** die Rede war, sich das Ansehen eines muntern, gesunden Mannes zu geben.

Ich ließ mich dadurch nicht täuschen, und eine Menge Personen dachten eben so wie ich. Unterdessen ward die Reise beschlossen und ausgeführt. Ungerecht und unvernünftig wär es, wenn man sich einbilden wollte, der König und die königliche Familie hätte sich weniger, als andre Personen, für die Gesundheit und Ruhe dieses Prinzen, der ihr Glück und ihre Freude machte, interessirt: nein, es ist ganz in der Natur, daß diejenigen, denen am meisten an der Erhaltung eines Gegenstandes gelegen ist, die Gefahr weniger sehen, und sich schmeicheln, durch Veränderung der Luft und durch Zerstreuungen der Gesundheit des Kranken aufzuhelfen.

Wir gingen also mit Anfang Oktobers nach diesem Lustschloß. Die Lage des Orts, und die Annehmlichkeiten, die man da findet, machen den Aufenthalt daselbst auf einige Zeit sehr reizend.

Die Schauspiele von Paris kamen wechselsweise hieher, ihre Vorstellungen zu geben, und die Dichter versparten ihre Neuigkeiten vorzugsweise auf diese Gelegenheit.

Viermal die Woche war Schauspiel. Den Zutritt erhielt man durch Billette, die der Capitain der Garde im Dienste das Recht hatte auszutheilen.

Ich erschien eines Tages mit einem von diesen Billetten an der Thüre des Eingangs. Sie war noch nicht offen, und ich war einer von den ersten. Ich schmeichelte mir mit Grund desto leichter hineinzukommen, und mir einen Platz aussuchen zu können. Und doch ists nicht möglich, mehr gepreßt und gedrängt zu werden, als ichs beym Eintritt ward. Wie ich in den Saal kam, fand ich ihn schon ganz voll, und sah mich gezwungen, mich auf das hinterste Bänkchen zu setzen.

Niemand von allen diesen war durch die Thüre hereingekommen, wo man die Billets abgab: mehr verlangte ich nicht zu wissen, ich ergriff einen andern Ausweg, und befand mich wohl dabey. Ich hatte gute Bekanntschaften unter den auswärtigen Gesandschaftspersonen, und man erlaubte mir, im Gefolge der fremden Minister hineinzugehen. So bekam ich eine gute Stelle, und konnte das Schauspiel mit aller Bequemlichkeit genießen.

Der **Ritter Gradenigo**, venetianischer Gesandter, erzeigte mir immer viel Gefälligkeit. Durch seine Vermittlung hatte ich die Ehre, die Bekanntschaft Sr. Excellenz des **Herrn l'Estevenon de Berkenrod**, holländischen Gesandten, zu machen, der mich immer mit seiner Protektion beehrte. Unter diesen respektablen Personen brachte

ich einen guten Theil meiner Zeit auf das angenehmste zu.

So lebten wir in Fröhlichkeit, in Vergnügungen und Zerstreuungen, als sich gegen die Mitte der Reise auf einmal alles änderte. Der Dauphin konnte das innerliche Feuer, das ihn verzehrte, nicht mehr gleichgültig ertragen; sein Muth ward ihm unnütz; die Kräfte verließen ihn: er legte sich. Jedermann gerieth in Bestürzung, die Krankheit machte fürchterliche Fortschritte, die Aerzte waren mit ihrer Kunst am Ende, man nahm seine Zuflucht zum Gebet. Monseigneur de Luynes, Erzbischof von Sens, jezt Kardinal, ging täglich, von einer unzähligen Menge Leute begleitet, in Procession nach der Kapelle der heil. Jungfrau, die am Ende der Stadt liegt. Man that das Gelübde, eine Kirche zu bauen, wenn die Vorsprache der Mutter Gottes dem sterbenden Prinzen seine Gesundheit wiedergäbe. Doch in dem Buche der Vorsicht stand geschrieben, daß er seine Laufbahn nicht vollenden sollte. Er starb zu Fontainebleau gegen Ende Decembers.

Ich war in diesem schrecklichen Augenblick im Schloß. Der Verlust war groß, und die Betrübniß allgemein. Einige Minuten nachher hörte ich längs der Zimmer hinab rufen: „Der Dauphin,

meine Herren, der Dauphin!" — Ich stand wie versteinert, ich wußte nicht, was das bedeuten sollte; ich wußte nicht, wo ich war. Der Duc **de Berry**, der älteste Sohn des Verstorbenen, war es, der nunmehr vermuthlicher Erbe der Krone worden, und mit thränenden Augen herbeykam, das klagende Volk zu trösten.

Diese Reise, die in der Mitte Novembers ihr Ende haben sollte, war bis zu Ende des Jahrs verlängert worden. Jedermann hatte Lust fortzukommen; ich auch. Doch überließ ich gern denen, deren Dienste nöthiger waren, den Vorzug, und reiste zulezt ab.

Die Witterung war dieses Jahr so schlecht, als möglich. Es hatte viel Schnee gelegt, die Wege waren voll Glatteis: die Pferde konnten sich nicht auf den Füßen halten. Ich brachte zwey Tage und eine Nacht auf einem Wege zu, den man sonst in sieben Stunden machen kann.

Gleich bey meiner Ankunft in **Versailles** erhielt ich einen Besuch von einem Bedienten des Schloßvoigts, der mir, im Namen seines Herrn, den Schlüssel zu meinem Apartement abforderte. Da der Dauphin gestorben war, so sah man die Bedienung eines Accoucheurs der Dauphine zugleich für erledigt an. Die Prinzessin hatte also nicht

mehr das Recht, darüber zu disponiren. Ich sollte es nicht länger genießen, und man hatte die Zimmer für einen andern bestimmt, der es mehr verdiente, als ich.

Ich hielt es für das klügste, mich nicht lange mit dem Menschen herumzustreiten. Ich schickte ihn fort, indem ich ihm sagte, daß ich Ruhe nöthig hätte. Die Nacht über stellte ich meine Betrachtungen an: ich sah wohl ein, daß es bey den jetzigen Umständen des Hofes ganz unanständig seyn würde, wenn ich Klagen anbringen, oder um Verwendung nachsuchen wollte. Ich miethete also in aller Stille ein Quartier in der Stadt, und gab den Schlüssel meines Apartements zurück.

Vom Italienischen war bey den Prinzessinnen nicht mehr die Rede, und doch wagte ichs nicht, mich von **Versailles** zu entfernen. Mit meinen Finanzen stand es schlecht; ich hatte ein Geschenk von fünfhundert Louisdor aus dem königlichen Schatz bekommen; doch das war ein für allemal. Es fehlte mir an Allem, und doch wagte ich's nicht, um irgend etwas anzuhalten.

Von Zeit zu Zeit bekam ich meine erhabenen Schülerinnen zu sehen. Sie sahen mit gütigen Blicken auf mich, aber ich arbeitete nicht mehr mit ihnen. Ich wußte nicht, wie ich es angreifen

sollte, ihnen die Lage meiner Sachen beyzubringen. Die Prinzessinnen waren zu betrübt, um an mich denken zu können. Meine Einkünfte aus Italien kamen immer sehr spät an; mein Freund Sciugliaga schoß mir hundert Zechinen vor, und ich wartete es geduldig ab, bis der Sturm dem heitern Himmel Platz machen würde.

Allein die Traurigkeit hielt sehr lange an, und ein Unglück folgte dem andern. Die Dauphine unterlag ihrem Schmerz, und ward mit ihrem Gemahl in Eine Gruft versenkt. Einige Zeit darauf erfolgte auch der Tod des Königs von Pohlen, des Vaters der Königin von Frankreich, und der seiner erhabenen Tochter brachte die öffentliche Betrübniß auf den Gipfel.

Konnte ich mich auf diese Weise den Prinzessinnen nähern, und von mir sprechen? Gewiß nicht. Und hätte ich auch gekonnt, ich hätte es nicht gethan. Ich hatte zuviel Achtung für ihren Schmerz, und zu viel Vertrauen in ihre Güte, als daß ich nicht stillschweigend hätte leiden sollen. Ich wußte meine Bedürfnisse und meine Kräfte gegen einander abzumessen, und die hundert Zechinen, die ich von meinem Freunde geliehen hatte, abgerechnet, war ich niemand in der Welt etwas schuldig.

Endlich fingen die dunkeln Wolken an, sich zu zerstreuen. Alle Trauern waren nun vorüber, und der Hof bekam nach und nach seine verlorne Lebhaftigkeit wieder. Die Prinzessinnen hatten die Güte mich holen zu lassen; ich bekam ein Geschenk von hundert Louisdor in einer goldnen Dose, und es war die Rede davon, mir einen bestimmten Gehalt auszusetzen.

Die Prinzessinnen verlangten für mich den Titel und die Einkünfte eines Lehrers der italienischen Sprache für die königliche Familie. (Instituteur d'Italien des Enfans de France.) Der Minister aber fand Schwierigkeiten dabey. „Das „wäre," sagte er, „ein neues Hofamt und eine neue Last für den Staat." Ich hätte um tausend andre Sachen nachsuchen können, ich suchte um nichts nach: ich fuhr fort zu dienen, zu warten und zu hoffen. Nach Verlauf von drey Jahren verschafften mir meine erhabenen Gönnerinnen einen jährlichen Gehalt.

Sie ließen den Minister kommen. Sie sagten ihm, es wäre nicht die Rede, ein neues Amt für einen Mann zu machen, der erst in Dienste treten sollte, sondern es käme darauf an, einen Mann zu belohnen, der schon gedient habe. Sie verlangten sechstausend Livres jährlich für mich.

Der Minister fand das zu viel. „Ich hoffe," sagte er, „Herr Goldoni wird auch mit einem „Gehalt von viertausend Franken zufrieden seyn." Die Prinzessinnen nahmen ihn beym Wort, und die Sache wurde auf der Stelle richtig gemacht.

Ich war zufrieden, und stattete meinen Dank bey den Prinzessinnen ab. Sie waren noch zufriedener, als ich. Sie hatten die Gnade, mir zu versichern, daß ich, es sey nun auf diese oder jene Art, ihre Neffen und Nichten zu Schülern bekommen, und die eben erhaltene Besoldung nur der Anfang der Wohlthaten werden sollte, die sie mir genießen zu lassen hofften. Habe ich von dieser Gnade keinen Gewinn gehabt, so ist es meine Schuld. Ich verstand mich nicht aufs Fordern. Ich lebte am Hofe, war aber kein Hofmann.

Das erstemal, daß mir mein Gehalt ausgezahlt wurde, gab man mir aus dem königlichen Schatze nur 3600 Livres, und behielt 400 Livres für den Zwanzigsten zurück. Hätte ich den Mund aufgethan, so wäre mir vielleicht diese Auflage erlassen worden. Ich sagte aber kein Wort, und so ist es denn dabey geblieben.

Meine Einnahme war nicht die ansehnlichste, allein man muß sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren

fahren lassen. Was hatte ich gethan, um mehr zu verdienen? Ich hatte Italien verlassen, und war nach Frankreich gekommen. Bey der italienischen Komödie fand ich meine Rechnung nicht, ich hätte also immer wieder nach Hause gehen können. Jezt bin ich der französischen Nation einverleibt. Drey Jahre in einem leichten, ehrenvollen und angenehmen Dienste verschafften mir das Glück in Frankreich bleiben zu können. Muß ich mich nicht für glücklich halten? Habe ich nicht Ursache zufrieden zu seyn?

Ueberdieß hatten mir die Prinzessinnen gesagt: „Unsere Neveu's sollen Ihre Schüler werden.“ Es waren drey Prinzen und zwey Prinzessinnen da. Welche glückliche Aussichten! welche gegründete Hofnungen! War das nicht genug für meinen Ehrgeiz? Warum hätte ich nach Aemtern, Chargen und Bedienungen streben sollen, die von rechtswegen einem Inländer mehr als einem Fremden zugekommen wären? Ich habe niemals, weder für mich noch für meinen Neffen, um eine Gnade angehalten, als in solchen Fällen, wo der Italiener dem Franzosen wirklich vorzuziehen war.

Sobald mein Gehalt bestimmt war, hörten die Prinzessinnen auf, sich mit der italieinischen Sprache zu beschäftigen, und wendeten die Stunden, die sie mir sonst gewidmet hatten, auf andere Studien. Ich hatte nun vollkommene Freyheit, zu gehen, wohin ich wollte: ich hatte Lust, meinen Wohnsitz wieder in Paris aufzuschlagen: allein ich amüsirte mich auch in Versailles sehr wohl, und blieb noch einige Zeit dort. In Paris hält man den Aufenthalt in Versailles gewöhnlich für ein sehr trauriges Leben, man glaubt, man habe dort Langeweile, und Privatpersonen wüßten nicht, was sie vornehmen sollten. Ich kann das Gegentheil beweisen. Wer sich in seiner Lage nicht gefällt, der wird allenthalben Langeweile haben. Wer aber damit zufrieden ist, der befindet sich in Versailles so gut, als irgendwo. Diejenigen, die nichts zu thun haben, können ihre Morgen, nützlich oder unnützlich, im Schloß, in den Kanzleyen, im Park zubringen, und finden allenthalben interessante Gegenstände, und mannichfaltiges Vergnügen.

Den Nachmittag sucht man seinen Zeitvertreib in der Gesellschaft, und diese findet man, verhältnißmäßig, so gut in Versailles, als in

Paris. Man findet hier Spielpartien, Concerte, gelehrten Umgang, nur mit dem Unterschiede, daß man in Paris, wegen Entfernung der Oerter, die Gesellschaft oft verfehlt, die man sucht, da man sie in Versailles hingegen unter den Händen hat, und die armen Fußgänger sich nicht in der harten Nothwendigkeit befinden, entweder zu Hause zu bleiben, oder sich durch die Ausgabe für den Wagen zu Grunde zu richten.

Man sagt, die Damen, die in Diensten des Hofes ständen, sprächen von nichts, als von ihren Prinzessinnen, und die Personen, die bey den Kanzleyen angestellt wären, von nichts als ihren Amtsgeschäften. Das ist wohl möglich. Tractant fabrilia fabri, de tauris tractat arator. Demohngeachtet weiß ich, daß ich mich dort sehr wohl amüsirt habe, und ohne die Schauspiele, die nur in Paris glänzen, würde ich vielleicht meinen beständigen Aufenthalt in Versailles genommen haben.

Ich vermisse die Freunde, die ich dort gelassen habe, die ich immer noch liebe, und mein ganzes Lebelang lieben werde. Ich hätte Lust, sie zu nennen, um ihnen einen Beweis meines Anden-

kens, meiner Achtung und Erkenntlichkeit zu geben; allein die Zahl derselben ist zu groß, und ich würde Gefahr laufen, in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich, durch die Herrechnung so vieler achtungswürdigen Namen, nichts als meiner Eitelkeit ein Opfer bringen.

Zehntes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Paris. Neue gelehrte Gesellschaft. Schwierigkeiten, die mit Uebersetzungen verbunden sind. Einige von meinen Stücken werden in das Französische übersezt. Das Theater eines Unbekannten. Uebersetzung meines venetianischen Advokaten. Meines Dieners zweyer Herren. Auswahl der besten italienischen Stücke. Ein paar Worte über dieses Werk. Gespräch zwischen einem Herrn, einer Dame und mir.

Ich ließ mich nunmehr von neuem in **Paris** nieder, ob ich gleich immer noch mit Einem Fuße in **Versailles** blieb. Es lag mir viel daran, meinen erhabenen Gönnerinnen bisweilen die Aufwartung zu machen, und zuzusehen, ob die italienische Sprache und Litteratur unter den jungen Prinzen und Prinzessinnen nicht vielleicht einen neuen Liebhaber bekommen möchte.

Der Unterricht in fremden Sprachen wird am französischen Hofe nicht unter die nothwendigen Stücke der Erziehung gerechnet. Man betrachtet ihn als einen Zeitvertreib, den man jedem erlaubt, der ihn verlangt, und zu benützen im Stande ist. Nur Einer von den drey Prinzen schien Lust zu

haben, das Italienische zu lernen. Dem Herrn Abbe de Landonviller, Mitglied der französischen Akademie, ward dieses Geschäfte anvertraut. Er brauchte dabey seine maniere d' apprendre les Langues, (Anweisung, Sprachen zu lernen) die im Jahre 1768 gedruckt worden, und es gelang ihm so wohl, daß der Prinz erstaunenswürdige Fortschritte machte.

Ich war ohne Amt und ohne Beschäftigung. Während meines dreyjährigen Dienstes bey Hofe hatte ich nichts gethan, und ich suchte eine Gelegenheit, meine Zeit nützlich anzuwenden. Herr de la Place und Herr Favart, zwey Mitglieder unsers ehemaligen Sonntagsklubs', schlugen mir eine neue gelehrte Gesellschaft vor. Wir gaben ihm die Einrichtung eines Pikeniks, das im hölzernen Degen, den Galerien des Louvre gegenüber, gehalten wurde. Man versammelte sich die Woche einmal. Man wurde gut bedient, die Gesellschaft war vortreflich, und unsere Unterhaltungen waren lehrreich.

Hier sind die Namen der Mitglieder: Herr de la Place; Herr Coquelet de Chaußepierre; Herr de Veselle; Herr Laujon; Herr Louis; Herr Dorat; Herr Colardeau; Herr du Doyez; Herr Barthe; Herr Vernet und ich.

Nach Verlauf einiger Zeit gefiel es dem Herrn Grafen de Coigny unsere Mahlzeiten mit seiner Gegenwart zu beehren, und unsern Unterhaltungen einen neuen Reiz zu geben. Allein unsere Zusammenkünfte dauerten nicht lange. Es war ein Gesez, niemand ohne die Bewilligung sämtlicher Mitglieder einzuführen. Einer von der Gesellschaft ließ sichs einfallen, einen seiner Freunde mitzubringen, der nicht bey Jedermann beliebt war. Es war ein Mann von Verdienst, der aber das Unglück hatte, Verfasser eines periodischen Blatts zu seyn, und einen von der Gesellschaft beleidigt zu haben. Das Pikenik erreichte eben so wie der Sonntagsklub seine Endschaft.

Mir war es gar nicht lieb, denn ich erkannte den Vortheil, mit Personen umzugehen, die ihre Sprache vollkommen inne hätten. Schon damals war es mein Bestreben, etwas im Französischen zu entwerfen. Ich wollte denjenigen, die das Italienische nicht verstanden, beweisen, daß ich eine Stelle unter den dramatischen Dichtern einnähme, und ich fühlte die Nothwendigkeit, daß ich mir Mühe geben müßte, etwas gutes zu liefern, oder gar davon zu bleiben.

Ich machte einen Versuch, einige Scenen meines Theaters zu übersetzen; Uebersetzungen

aber waren nie nach meinem Geschmack, und da die Einbildungskraft ganz unthätig dabey blieb, so kam mir die Arbeit sogar ekelhaft vor.

Verschiedene Personen waren schon zu mir gekommen, meine Meynung über eine Uebersetzung meiner Lustspiele zu vernehmen, die unter meinen Augen, nach meiner Anleitung verfertigt werden, und wovon ich die Hälfte des Gewinns genießen sollte. Seit meiner Ankunft in Frankreich bis jezt ist nicht ein einziges Jahr vergangen, ohne daß ein, zwey oder mehrere Uebersetzer gekommen wären, mir denselben Vorschlag zu thun. Gleich bey meinem Eintritt in **Paris** fand ich Einen, der das ausschließende Privilegium hatte, mich zu übersetzen, und der auch wirklich einige von seinen Uebersetzungen bekannt machte. Ich gab mir Mühe, sie alle durch die Bank von einer Unternehmung abzuhalten, deren Schwierigkeiten sie nicht genug einsahen.

Das Theatre d'un inconnu, (**Theater eines Unbekannten**) ein Bändchen 12. bey **Duchesne**, 1765. enthält drey Stücke. Das erste hat den Titel: la Suivante genereuse, Comedie en cinq actes en vers, imitée de la Serva Amorosa de Goldoni; (**das edelmüthige Dienstmädchen, ein Lustspiel in fünf Akten in Versen, nach**

der Serva Amorosa des Goldoni) das zweite ist nichts, als eine wörtliche prosaische Uebersetzung desselben Stücks.

Das dritte und lezte Stück führt den Titel: les Mecontens, (die Unzufriedenen) den ich auch einem italienischen Stücke, I malcontenti, gegeben hatte, über welches man den zweiten Theil dieser Memoiren nachsehen kann. Ich zweifle, daß ein Franzose die Geduld haben kann, diese Uebersetzungen von einem Ende zum andern durchzulesen.

An der Spitze des Buchs steht eine Zuschrift an eine Dame, welche die Sache weit besser verstand, als der unbekannte Autor. Sie übersezte zu ihrem Vergnügen meinen venetianischen Advokaten, und sie übertraf in dieser schweren und mühsamen Arbeit alle ihre Vorgänger. Doch ließ sie nichts mehr als die beiden ersten Akte ihrer Uebersetzung drucken, und diese unvollendete Arbeit würde nicht öffentlich erschienen seyn, hätte nicht ihr Mann, der auf das Verdienst seiner Frau stolz war, sie wider ihren Willen unter die Presse gegeben.

Auch von meinem Diener zweyer Herren ist mir eine ganz leidliche Uebersetzung zu Gesichte gekommen. Sie ist das Werk eines jungen Man-

nes, der die italienische Sprache hinlänglich verstand, und das Original mit Genauigkeit übertragen hatte. Doch war keine Spur von Wärme oder komischer Kraft zu entdecken; die italienischen Plaisanterien waren zu französischen Platitüden worden.

Im Jahr 1783 erschien ein Buch unter dem Titel: Choix des meilleures pièces du Theatre Italien moderne, (**Auswahl der besten Stücke des neuern italienischen Theaters**) ins Französische übersezt, mit Abhandlungen und Anmerkungen, gedruckt bey **Morin.**

Der Verfasser sezte selbst nicht das größte Vertrauen in seine Unternehmung. Es hätte ein Werk von großem Umfange werden müssen, und er ließ auf dem Titel die Worte **Erster Theil** weg.

In seiner vorläufigen Abhandlung behauptet er, die italienischen dramatischen Dichter wären heut zu Tage im Stande, es mit den französischen Dichtern aufzunehmen. Eine Sache, die sich so leicht nicht beweisen lassen dürfte. Hierauf liefert er eine Abhandlung über die Schauspiele von einem neuern italienischen Verfasser, der nichts gethan, als die Alten copirt hat, und dann fängt er

die Auswahl seiner Uebersetzungen mit einem meiner Stücke an.

Dieser Vorzug macht mir viel Ehre; doch sehe ich mich gezwungen, hier zu wiederholen, was ich dem Uebersetzer selbst sagte. Er hat übel gewählt, denn wenn man nach diesem Stücke urtheilen wollte, so könnte man sich nicht die vortheilhafteste Vorstellung von mir machen.

Die Donna di Garbo ist es, um derentwillen sich der Uebersetzer für berechtigt hält, mich unter den Nebenbuhlern der Franzosen in Italien aufzustellen, und gerade ist das eins meiner schwächsten Stücke, dessen Inhalt noch sehr stark nach dem Wunderbaren des alten italienischen Theaters schmeckt: ein Stück, worin man die wenigste Correction, die wenigste Wahrscheinlichkeit findet: ein Stück endlich, das in Italien viel Beyfall fand, eigentlich aber nur dazu bestimmt war, dem schlechten Geschmacke die Stirn zu bieten, und die Reform, mit der ich umging, anzukündigen.

Der Verfasser der Auswahl italienischer Stücke hat gleich in der Uebersetzung des Titels einen Fehler begangen. Die Heldin meines Stücks ist weder eine docte intrigante, noch eine femme accorte, wie man in der Uebersetzung liest. Una

donna di garbo bedeutet im Italienischen eine brave Frau, unter diesem Titel habe ich mein Lustspiel im zweiten Bande meiner Memoiren aufgeführt, und Nachricht davon gegeben.

Es ist wahr, die Hauptperson des Stücks ist ein schlaues, verschmitztes Geschöpf, allein sie erscheint doch in den Augen der übrigen Personen als ein braves Mädchen, und diesem Schein zufolge gab ich ihr durch eine Art von Ironie den Titel einer braven Frau.

Ich würde es dem Uebersetzer verziehen haben, wenn er gesagt hätte, seine beiden Titel sollten den meinigen verbessern, und es wäre mir überhaupt lieber gewesen, wenn er sich mehr Freyheit bey seiner Uebersetzung erlaubt hätte, um sie im Französischen lesbarer und erträglicher zu machen, da er hingegen das Original Wort für Wort übergetragen, und sich dadurch den Nachtheil einer trivialen und geschmackwidrigen Diction zugezogen hat.

Diese Arbeit hat keine Fortsetzung bekommen, und konnte keine bekommen. Wenn man das Genie einer fremden Litteratur bekannt machen will, so muß man freylich Gedanken, Bilder, und die Sachen selbst beybehalten, die Ausdrücke, die Wendungen und den Styl überhaupt aber nach dem

Geschmack der Nation einrichten, für die man übersezt.

Die guten Lehren, die ich andern gab, nützte ich auch für mich selbst. Man muß nicht übersetzen, man muß schaffen, erfinden, ausdenken. Ich war noch nicht im Stande, ein französisches Stück zu wagen, allein ich konnte doch wenigstens ansetzen, und einen Versuch machen. Ich sah mich nach Gegenständen um, die mir Stoff zu einer Neuigkeit an die Hand geben könnten; einmal glaubte ich ihn gefunden zu haben, allein ich betrog mich. Ich war auf den Mittag bey eine sehr liebenswürdige Dame eingeladen, deren Einrichtung aber etwas geheimnißvolles hatte. Ich ging um zwey Uhr hin, und fand sie am Kamin bey einem Herrn in langen Haaren, der weder Rath beym Parlamente, noch beym Chatelet, noch bey der Cour des Aides, noch bey der Rechnungskammer, noch Requetenmeister, noch Advokat, noch Procurator war.

Madam stellte mich dem Herrn bey meinem Namen vor. Er machte Miene, als wenn er aufstehen wollte; ich bat ihn, sich nicht stören zu lassen, und er blieb ohne weitere Umstände in der Bergere, auf der er saß.

Ich will unsere Unterredung mittheilen, und um das sagte er, sagte sie zu vermeiden, die Form eines kleinen Gesprächs zwischen dem Herrn, der Dame und mir wählen.

Die Dame. Sie müssen den Herrn **Goldoni** dem Rufe nach kennen.

Der Herr. Ist er nicht ein italienischer Schriftsteller?

Die Dame. Ja, mein Herr, es ist der **Moliere** von Italien. (Diese Uebertreibung muß man einer höflichen, galanten Frau verzeihen.)

Der Herr. Das ist sonderbar. Heißt der Herr auch **Moliere**?

Die Dame (lachend.) Hab ich Ihnen nicht gesagt, daß er **Goldoni** heißt.

Der Herr. Ey nun, Madam, was giebts da zu lachen? Hieß der französische Dichter nicht **Poquelin de Moliere**, warum sollte also ein Italiener nicht auch **Goldoni de Moliere** heissen können? (Indem er sich gegen mich wendete) Madame hat Verstand, allein sie ist ein Frauenzimmer, sie will immer Recht haben; doch das will ich ihr schon abgewöhnen.

Die Dame. Schweigen Sie stille, das sage ich Ihnen, schweigen Sie stille.

Der Herr. Sie sind liebenswürdig, bewundernswürdig, göttlich. (Indem er sich wieder zu mir kehrte.) Sie sind ein Schriftsteller, mein Herr, ein Italiener. Sie müssen also ein italienisches Stück kennen . . . ein Stück . . . Warten Sie, ich wills Ihnen nennen . . . Es heißt . . . es heißt . . Ja, ich habe den Titel vergessen. . . Doch daran liegt nichts. In dieser Komödie kömmt vor ein Pantalon . . ein . . Harlekin . . kömmt vor . . ein Doktor, ein Brighella. Nun werden Sie schon wissen, was ich meyne.

Ich. Wenn Sie mir keine andern Kennzeichen anzugeben wissen . .

Die Dame. Meine Herren, es ist aufgetragen. Kommen Sie zu Tische.

(Der Herr bietet seinen Arm der Dame; sie faßt aber den meinigen.)

Der Herr. Sie verschmähen mich, Madam; ich bete Sie deshalb nicht weniger an.

(Wir setzen uns zu Tische. Der Herr nimmt seinen Platz neben der Dame, und bemächtigt sich des Vorlegelöffels.)

Der Herr. Wie, Madam, Sie geben einem Italiener Brodsuppe?

Die Dame. Und was, meynen Sie, hätt' ich geben sollen?

Der Herr (indem er die Suppe vorlegte.) Dampfnudeln, Dampfnudeln. Die Italiener essen nichts, als Dampfnudeln.

Die Dame. Sie sind ein ganz eigner Mann. Herr de la Clo . . .

Der Herr (zur Dame.) Still!

Die Dame (ein wenig aufgebracht.) Was soll das heißen, mein Herr? Sie sind heute recht plump.

Der Herr. Still, meine Schöne! Still, meine Angebetete!

Ich. Kann ich nicht den Namen des Herrn erfahren, mit dem ich die Ehre habe zu speisen.

Der Herr. Das geht nicht, mein Herr, ich bin incognito hier.

Die Dame. Was wollen Sie mit Ihrem incognito, mein Herr de la Cloche? . . . Sie sind hier weder in einer Herberge, noch an einem schlechten Orte. Ich nehme keinen andern als honnetten Besuch an, und ich hoffe, es soll heut das leztemal seyn, daß Sie Ihren Fuß über meine Schwelle setzen.

Diese

Diese Dame, die den besten Anstand beobachtete, und sehr empfindlich war, unglücklicher Weise aber sich etwas vorzuwerfen hatte, glaubte sich durch die Ausdrücke des jungen unbesonnenen Menschen beleidigt. Sie schwamm in Thränen, und es ward ihr übel. Ihre Kammerfrau kam ihr zu Hülfe, und führte sie in ihr Zimmer. Der Herr wollte ihr folgen, man schloß ihm aber die Thüre vor der Nase zu.

Ich stand vom Tisch auf. Es war kalt, ich ging in den Saal, mich zu wärmen. Der Herr, der nunmehr auch aufgebracht war, spatzierte die Länge und Breite durchs Zimmer, warf sich bald in eine Ottomanne, bald in einen Lehnstuhl, bald in eine Bergere. Es war ein Jammer zu sehen, wie er mit seinem fliegenden Haar die eleganteften Möbeln verderbte.

Ich wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Ich hatte noch nicht gegessen; ich fragte den Herrn, ob er da zu bleiben oder fort zu gehen gedächte. „O Sie sind sehr glücklich," sagte er, „Sie Italiener. Ihre Weiber sind ihre Sklavinnen. Hier zu Lande verderben wir sie. Wir „thun unrecht, daß wir sie schonen, daß wir ihnen „schmeicheln."

Bayerische Staatsbibliothek München

„Mein Herr,“ antwortete ich, „die Frauen„zimmer erhalten in Italien so viel Achtung, als „in Frankreich, vorzüglich wenn sie so liebenswür„dig sind, als unsere Dame.“ — „Sie ist auf„gebracht.“ — „Es thut mir von Herzen leid, „ich bin in der größten Verlegenheit darüber.“ — „Hat nichts zu bedeuten, gar nichts zu bedeuten,“ versezte er, „Sie werden sehen, sie wird bald wie„derkommen.“

Er geht an die Thüre des Zimmers, pocht an, und ruft. Die Thüre öffnet sich, und die Kammerfrau tritt heraus. „Meine Frau,“ sagt sie, „hat sich niedergelegt: sie wird heut Niemand mehr sehen.“ Sie schloß die Thüre wieder ab, und verwundete dem Signor, der ihr nachdringen wollte, die Hand.

Er fluchte, drohte, und kehrte sich dann wieder zu mir. „Kommen Sie,“ sagte er, „kommen „Sie, lassen Sie uns etwas zu essen suchen.“ Ich hatte es so sehr nöthig, als er; wir gingen zusammen fort durch den Palais Royal. Der Herr wird ein paar Frauenzimmerchen gewahr, die auf gutes Glück in den Bosketts herumspatzieren: er will ihnen nach, und verlangt, ich soll ihm folgen. Ich schlug es ab, er geht allein, und läßt

mich stehen. Ich nehme mein Mittagsbrod bey einem Schweizer ein, sehr zufrieden, ihn vom Halse zu haben.

Ich vergaß nicht, dieses Original in meine Schreibtafel einzutragen. Nicht in der Absicht, ihn auf die Scene zu bringen, sondern um einen leeren Augenblick in der Unterhaltung auszufüllen.

Eilftes Kapitel.

Eine Unterredung den Tag darauf mit der Dame aus dem vorigen Kapitel. Les Amours de Zelinde et Lindor; la Jalousie de Lindor; les inquiétudes de Zelinde; les Amans timides. (Die Liebe der Zelinde und Lindors; Lindors Eifersucht; Zelindens Besorgniß; die furchtsamen Liebenden.) Le bon et le mauvais Genie. (Der gute und der böse Genius) ein Maschinenstück in fünf Aufzügen. Geschichte desselben. Auszug daraus. Sein Beyfall.

Den folgenden Morgen ließ ich mich bey der Dame, bey der ich nicht gegessen hatte, erkundigen, wie sie sich befände? Sie befand sich wohl, und ließ mich bitten, sie zu besuchen. Ich ging noch denselben Tag hin. Sie machte mir viel Entschuldigungen über das, was den Tag vorher vorgefallen war, und ich fand sie sehr vergnügt, einen Menschen los geworden zu seyn, der ihr äusserst mißfiel. Es war ein Landjunker, der sich einbildete, Rechte auf eine Person zu haben, die auf den Gütern seiner vornehmen Familie geboren war.

Da diese Person aus einer mittäglichen Provinz Frankreichs stammte, so hatte sie eine große

natürliche Anlage zur italienischen Aussprache, und liebte diese Sprache leidenschaftlich.

Unsere Unterredung fiel auf das italienische Theater in Paris. Es that ihr leid, daß ich mich davon losgesagt hatte. Sie erinnerte mich an einige meiner skizzirten Stücke, die ihr Vergnügen gemacht hatten.

Unter andern sprach sie von drey Stücken mit mir, die wirklich sehr gut waren aufgenommen worden. Sie heißen: les Amours d'Arlequin et de Camille; la Jalousie d'Arlequin; et les Inquiétudes de Camille. Drey Stücke, von denen das zweite die Fortsetzung des ersten, und das dritte die Fortsetzung des zweiten ausmachte, die zusammen einen kleinen komischen Roman in drey Theilen bildeten, deren jeder einen eigenen, vollendeten Stoff in sich faßte.

Diese Dame, die Verstand, Einsicht und Geschmack besaß, bewieß mir, wie sehr ich Unrecht thue, drey Stücke zu vernachlässigen, die mir hätten Ehre machen können, wenn sie dialogirt gewesen wären. Ich gab ihr Recht, ich dankte ihr für ihren guten Rath, und benutzte ihn.

Man verlangte von Italien aus Lustspiele von mir. Ich führte also die erwähnten drey Skizzen aus. Da sich aber unter der Truppe, die sie

geben sollte, kein **Harlekin** von dem Talent eines **Sacchi** oder **Carlin** befand, so veredelte ich das Sûjet, und sezte an die Stelle des **Harlekin** und der **Subrette** zwey Personen aus dem Mittelstande, die durch unglückliche Umstände in die Nothwendigkeit gerathen sind, dienen zu müssen, und nannte diese drey Stücke: **die Liebe der Zelinde und des Lindor — die Eifersucht Lindors — und die Besorgnisse Zelindens.**

Diese drey Lustspiele machten in **Venedig** eben kein sonderliches Glück, doch wurden sie von dem aufgeklärten Publikum, das mit den Stücken selbst weit besser zufrieden war, als mit der Aufführung, sehr wohl aufgenommen. Ich kannte die Akteurs nicht, die sie spielen sollten: man hatte die Rollen so gut ausgetheilt, als sichs thun ließ. In Italien hat man nicht so wie in **Paris** für jedes Fach zwey bis drey Schauspieler, und kann also auch die Rollen nicht immer nur solchen geben, die ihnen ganz Genüge zu leisten im Stande sind.

Gleiches Schicksal erlebte ein anderes Stück, das ich in demselben Jahre an denselben Ort schickte. Es führte im Italienischen den Titel: Gli amanti timidi ovvero, l'imbroglio di due ritratti, **die**

furchtsamen Verliebten, oder das Mißverständniß durch zwey Gemälde.

Dieses Lustspiel in zwey Akten, das unter dem Titel le portrait d'Arlequin auf dem italienischen Theater in **Paris** viel Vergnügen gemacht hatte, ward in **Venedig** weit kaltsinniger aufgenommen.

Das waren nunmehr vier Stücke, die in Frankreich gefallen, und in Italien mißfallen hatten. Und doch kamen sie von einem Verfasser her, der das Glück gehabt hatte, lange Zeit in seinem Lande zu gefallen. Allein dieser Verfasser lebte jezt in Frankreich, und seine Arbeiten fingen an, Spuren seines neuen Aufenthaltes zu zeigen. Der Geist war derselbe, allein der Styl und die Wendungen waren verändert.

Es schmerzte mich, meine Landsleute nicht befriedigen zu können, die mich immer noch liebten, und nicht abließen, meine alten Stücke zu spielen, und neue von mir zu begehren.

Ich wußte, daß seit meiner Abreise die venetianischen Truppen Veränderungen erlitten hatten, die ihren Eifer schwächten, und die Methode, die man unter meinen Augen befolgt hatte, außer Gang brachten. Der Beyfall meines Stücks, das sich mit Schilderungen von Charakteren und

Empfindungen beschäftigte, war also bey weitem nicht mehr so gesichert, wie zu meiner Zeit: das brachte mich auf den Gedanken, ein Stück in einer Gattung, die nicht ganz die meinige war, zu geben; und es glückte mir, es kann nicht besser glücken.

Während meines zweyjährigen Engagements bey der italienischen Komödie hatte ich der Gesellschaft ein Spektakelstück überreicht, das den Titel führte: le bon et le mauvais Genie. (**Der gute und der böse Genius.**)

Man fand nichts an dem Inhalt auszusetzen, der zugleich moralisch, satyrisch und unterhaltend war; allein man machte eine Menge Einwendungen gegen die erforderlichen Decorationen, die in Italien hundert, in Paris aber vielleicht tausend Thaler gekostet haben würden.

Die komische Oper hielt den Aufwand unnütz für die Italiener, und diese, die mit jener den Gewinn theilten, ließen sich die Ersparniß wohl gefallen.

In dem Theateralmanach von Paris liest man unter dem Artikel: le bon et le mauvais Genie — **ein Spektakelstück in fünf Aufzügen, nicht aufgeführt.**

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall ein Stück, das nicht einmal angenommen worden, in dieses Verzeichniß gekommen ist. Wahrscheinlich ist es eine Galanterie von dem Herausgeber dieses Almanachs, der um mir eine Ehre zu erzeigen, die sämtlichen dreyundzwanzig Stücke anführen wollen, die ich binnen zwey Jahren für die Italiener verfertigt hatte.

Ich hörte, daß die Feerey in **Venedig** ihr ehemaliges Ansehen wieder erhalten habe, *) und hielt den **guten und bösen Genius** für ein Stück, das dem italienischen Geschmack noch weit angemessener seyn müßte, als dem französischen.

Indeß stand ich doch lange bey mir an, ehe ich mich entschließen konnte, es hinzuschicken. Ich machte mir ein Gewissen daraus, dem schlechten Geschmack eines Landes zu schmeicheln, in welchem ich für das Aufkommen des guten so viel gearbeitet hatte: allein der wenige Beyfall meiner leztern Stücke hatte mir Verdruß gemacht, ich strebte meinen Landsleuten noch einmal zu gefallen; ich

G 5

*) Nämlich durch den Grafen Carlo Gozzi, dessen theatralische Werke zu Bern in einer deutschen Uebersetzung erschienen sind.

gab der Versuchung nach, und benutzte die Umstände.

Ueberdieß verlor sich dieses Lustspiel nicht in die Ausschweifungen der alten Maschinenstücke. Es hatte sonst nichts wunderbares, als die beiden Genius, welche die spielenden Personen in ein paar Augenblicken aus einer Weltgegend in die andere versezten: alles übrige war in der Natur. Hier ist ein kurzer aber hinreichender Auszug, um sich einen Begriff von der Absicht und dem Gange des Stücks zu machen.

Harlekin und **Coralline** eröffnen die Scene. Sie haben sich eben geheirathet, und sind sehr glücklich, sehr zufrieden. Der gute Genius erscheint. Er hat den Onkel der **Coralline** beredet, in diese Heirath zu willigen, und ihr das kleine Wäldchen im Gebiete von **Bergamo**, worin sie wohnen, zum Heirathsgut zu geben. Er ermahnt sie, klug, rechtschaffen und mäßig in ihren Begierden zu seyn. Er versichert sie seiner beständigen Vorsorge und seines Beystandes, und verläßt sie.

Nunmehr kömmt der böse Genius zum Vorschein. Er findet die beiden Eheleute sehr unglücklich in ihrer Lebensart, er beklagt sie, und zeichnet ihnen ein Gemälde von den Vergnügungen der

Welt. Er gewinnt sie, giebt ihnen Geld, beredet sie, nach **Paris** zu gehen, läßt einen Wagen kommen. **Harlekin** und **Coralline** setzen sich ein, die Reise geht fort, und der erste Aufzug schließt sich.

Im zweiten Akte sieht man das Ehepaar in **Paris**. Sie sind davon bezaubert, allein **Coralline** ist hübsch, die Franzosen sind galant, und **Harlekin** ist eifersüchtig.

Sie verlassen Frankreich, und der dritte Aufzug spielt in **London**. Die Ernsthaftigkeit der Engländer mißfällt ihnen, der Pöbel sezt sie in Furcht, der Nebel incommodirt sie; sie verlassen **London**, um nach **Venedig** zu gehen.

In dieser Stadt geht der vierte Aufzug vor sich. **Harlekin** macht einen übeln Debüt. Er will in eine Gondel steigen, fällt in den Kanal, und geräth in Gefahr zu ertrinken. **Corallinen** gefällt der Gebrauch, eine Maske zu tragen, und die Freyheit, welche die Weiber hier zu Lande genießen. **Harlekin** gewinnt gleichfalls Geschmack daran. Er liebt das Spiel. Damals, als ich dieses Stück verfertigte, war in **Venedig** das Spiel noch nicht verboten, und die Redute noch nicht aufgehoben. **Harlekin** spielt, verliert sein Geld, ist in Verzweiflung: **Coralline** hat eben noch

genug zur Abreise. Ermüdet und überdrüssig, durch die Welt zu ziehen, fassen **Harlekin** und **Coralline** den Entschluß, nach Hause zurückzukehren, sich an ihrer ehemaligen Lebensart zu begnügen, und auf gefährliche Vergnügungen Verzicht zu thun.

Im fünften Akte sind sie in ihrem Walde, sehr zufrieden, sich hier zu befinden, und fest entschlossen, ihn nicht wieder zu verlassen. Das einzige Verlangen, das sie noch haben, ist, den guten Genius wieder zu sehen. Sie rufen ihn: statt seiner aber erscheint der böse Genius, der sie von neuem zu verführen sucht, und ihnen Geld anbietet. Die guten Leute schlagen es aus, und weisen ihn verächtlich zurück. Der boshafte Geist sieht sich gezwungen, seine gehoffte Beute fahren zu lassen, und entfernt sich.

Nunmehr erscheint der gute Genius wieder, umarmt seine Günstlinge, und führt sie in den Tempel der Glückseligkeit. Mit dieser Decoration schließt das Stück.

Im zweiten, dritten und vierten Aufzuge ist Handlung und Intrike genug, kleine Gemälde und sanfte Satyre.

Die Grundzüge des Stücks sind der Kampf der Leidenschaften. Im ersten Aufzuge trägt das Laster den Sieg davon, im lezten triumphirt die Tugend.

Dieses Stück erhielt in **Venedig** den glänzendsten Beyfall. Es besezte das Theater des heil. **Johann Chrysostomus** dreißig bis vierzig Tage hinter einander ganz allein. Man hatte das Carneval damit eröffnet, und beschloß es damit.

Zwölftes Kapitel.

Mein Neffe wird Professor der italienischen Sprache bey der königlichen Militärschule, und einige Zeit nachher Sekretär und Dollmetscher bey dem Departement von Corsica. Abreise des venetianischen Gesandten, Herrn Gradenigo. Abschaffung der öffentlichen Einzüge der beständigen Gesandten. Der Ritter Mocenigo, neuer Gesandter von Venedig.

Ich amüsirte mich in Paris damit, die Schönheiten der Stadt der Reihe nach zu untersuchen, und täglich einige Stunden in meinem Kabinet zuzubringen. Eine ernstlichere Beschäftigung aber für mich war mein Neffe.

Ich hatte ihn mit mir nach Frankreich genommen, weil ich wußte, wie nützlich Reisen zur Erziehung sind, wenn man einem jungen Menschen Gelegenheit verschafft, brauchbare Kenntnisse einzusammeln, und seine Aufführung hütet.

Bey meiner Ankunft in Paris konnte ich nicht denken, daß ich mich für beständig hier niederlassen würde: da ich aber einmal entschlossen war, hier zu bleiben, so mußte ich auch dafür sorgen, dem Sohne meines Bruders, den ich wie mein eigenes Kind liebte, ein Unterkommen zu verschaffen.

Es war ein braver, gelehriger Mensch, hatte seine Studien in **Venedig** vollendet, und war zu einem guten Amte tauglich. Ich war nicht reich genug, ihm eine Stelle zu kaufen, und wollte mir doch, wo möglich, die Unannehmlichkeit ersparen, mit Landeskindern um ein Gnadenamt zu buhlen.

Bey der königlichen Kriegsschule ist ein Professor der italienischen Sprache angestellt. Herr **Conti**, der diese Stelle hatte, war mein Freund. Er wünschte, sie niederlegen zu können; allein man bekam die Pension als Ausgedienter nicht vor zwanzigjährigen Diensten, und Herr **Conti** war nicht in dem Falle, darum anhalten zu können. Die Stelle war gut, und ein vortreflicher Anfang für einen jungen Menschen. Ich wünschte sehr, mein Neffe möchte sie erhalten; allein da gab es viel Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Ich hielt um die Vorsprache von Madam **Adelaide** an. Diese Prinzessin empfahl mich dem **Duc de Choiseul**; in vierzehn Tagen hatte Herr **Conti** die Pension, und mein Neffe die Stelle.

Bey dieser Gelegenheit sah ich mit aller Bequemlichkeit und zu wiederholtenmalen diese beiden der Pracht der französischen Monarchen würdigen Anstalten, die königliche Kriegsschule und das In-

validenhaus, die Wiege und das Grab der Vertheidiger des Vaterlandes.

In dem ersten erzieht man den Adel, der sich den Kriegsdiensten widmet, und im zweiten pflegt man das Alter, den Dienst und die unglücklichen Folgen des Kriegs. In dem einen bilden Künste, Wissenschaften und die bestmöglichste Erziehung die Menschen, in dem andern werden sie durch Wartung, Ruhe und alle Bequemlichkeiten des Lebens versorgt. Dieses leztere Denkmal ist unter der Regierung **Ludewigs des XIV**, jenes unter der Regierung **Ludewigs des XV.** errichtet worden.

Das Invalidenhaus ist mit einem prächtigen Tempel geziert, der selbst in Rom einen ehrenvollen Rang behaupten würde. Die vier großen Speisesäle der Soldaten verdienen sowohl besehen zu werden, als die Küchen, wo man die Speisen für diese guten Leute zubereitet.

Es machte mir ein wahres Vergnügen, einige Tage in diesen beiden königlichen Häusern zuzubringen, die nah an einander liegen, und worin ich die Gouverneurs und die vornehmsten Bedienten kannte. Nach Verlauf von zweyundzwanzig Monaten aber, die mein Neffe angestellt war, traf man verschiedene Veränderungen in der königli-

chen

chen Kriegsschule. Der Unterricht in den schönen Wissenschaften ward in das Collegium **de la Fleche** verlegt, und der in der italienischen Sprache ward ganz abgeschafft. Die Schuld lag nicht an dem Professor: im Gegentheil er ward belohnt, und erhielt eine Pension von 600 Franken.

Jemand versicherte mich, der Duc **de Choiseul** hätte schon damals um diese veränderte Einrichtung gewußt, als er meinen Neffen anstellte, und er habe blos in der Absicht, uns diese kleine Pfründe zu verschaffen, meinem Neffen eine Stelle gegeben, die von keiner Dauer seyn sollte.

Dieser Minister, der die Gesinnungen der Mesdames gegen mich kannte, hatte viel Gnade für mich. Er erzeigte mir, als ich bey ihm war, mich zu bedanken, die Ehre, mir zu sagen: „Die „Sachen Ihres Neffen sind nun in gutem Gange, „wie aber steht's mit den Ihrigen? Ich sagte ihm, ich hätte eine jährliche Pension von 3600 Livres. Er lachte und sagte: „Das heißt kein „Auskommen haben; Sie müssen auf sonst etwas „denken: man wird für Sie sorgen." Demohngeachtet habe ich nichts weiter erhalten. Vielleicht war es meine Schuld. Doch ich wiederhole mein altes Lied: **ich war am Hof, aber kein Hofmann.**

Mein Neffe, der nun wieder ohne Beschäftigung war, arbeitete mit mir, und wartete, bis das Schicksal ihm ein neues Geschäfte anweisen würde. Der Grundsatz, den ich angenommen und ihm eingeflößt hatte, nie ein Amt unter der Menge der Mitbewerber zu suchen, machte den glücklichen Erfolg freylich schwieriger.

Ich stand in **Versailles** in Verbindung mit Herrn **Genet**, Chef und Director des Departements der Dollmetscher, dem er eine neue Gestalt und feste Einrichtung gegeben, und bey dem er erster Commis worden war.

Dieser achtungswürdige Hausvater, der seine Zeit unter seine Geschäfte und die Erziehung seiner Kinder theilte, erinnerte sich eines kleinen Dienstes, den ich einmal so glücklich gewesen war ihm leisten zu können, und ergriff die erste Gelegenheit, mir ihn zu vergelten.

Seitdem Frankreich zum Besitz von Corsica gekommen war, hatte man in **Versailles** ein allgemeines Departement für alle Geschäfte, diese Insel betreffend, errichtet. Man brauchte einen Dollmetscher, der beide Sprachen verstand: der erste Commis wendete sich deshalb an Herrn **Genet**. Mein würdiger Freund erinnerte sich an mich, und brachte meinen Neffen in Vorschlag, der

angenommen und ohne Schwierigkeit eingeführt wurde.

Dieser junge Mensch schien bestimmt zu seyn, allenthalben Reformen zu begegnen. Das Departement von Corsica ward einige Zeit darauf zertheilt, die Finanzgeschäfte bekam der General-Controleur, und die Civiladministration ging ins Kriegsdepartement über.

Hier ist der Dollmetscher nun auch geblieben. Man verband diese Inspection mit dem Departement des Herrn Campi, ersten Commis für streitige Sachen. Mein Neffe that alles, sich nützlich zu machen, er hatte das Glück, seinen Vorgesezten zu gefallen, und Beweise ihres Wohlwollens zu erhalten. Wenn mir auch die Reise nach Frankreich nichts als die Versorgung dieses geliebten Kindes eingebracht hätte, so würde ich mich doch immer freuen, sie unternommen zu haben.

Meine Anhänglichkeit an Frankreich gründete sich auf Neigung, und ward noch stärker durch das Gefühl der Dankbarkeit. So sehr es dem venetianischen Gesandten, Ritter Gradenigo, am Herzen zu liegen schien, mir die Vorschläge seiner Landsleute annehmlich zu machen, so fand er doch meinen Widerstand recht und billig, und nahm

es über sich, mich bey seinen Freunden und meinen Gönnern zu rechtfertigen.

Dieser Minister war dem Ende seiner Bestimmung nahe. Der Zeitraum der Gesandtschaften der Republik ist auf vier Jahre festgesezt. Herr **Gradenigo** war am französischen Hofe und bey dem Ministerio sehr beliebt: man hätte gewünscht, er wäre länger geblieben. Der König war geneigt, sich ihn von neuem auszubitten, und der Minister wollte einen Courier abfertigen. So sehr der Gesandte von Respekt und Dankbarkeit durchdrungen war, so konnte er doch nicht einwilligen. Die Gesetze der Republik sind unveränderlich. Sein Nachfolger war unterwegs. Herr **Gradenigo** mußte abreisen, und die Vorbereitungen zu seiner Abschiedsaudienz waren schon weit vorgerückt.

Der **Duc de Choiseul**, Minister der auswärtigen Affairen, sah ein, daß diese Ceremonie kostbar, ängstlich und ganz unnütz wäre, und der König dachte eben so. Herr **Gradenigo** ward von Sr. Majestät ohne den gewöhnlichen Pomp zum Ritter geschlagen, und machte der königlichen Familie und den Prinzen von Geblüt seine Besuche ins besondere.

Von dieser Zeit an datirt sich die Abschaffung der öffentlichen Audienzen der beständigen Gesandten.

Dieser Gesandte ward von dem Ritter **Sebastian Mocenigo** abgelößt, der aus Spanien kam, wohin ihn die Republik zu seiner ersten Gesandtschaft geschickt hatte. Er war aus einer berühmten, sehr alten und sehr reichen Familie. Er hatte Verstand, Einsicht, war sehr liebenswürdig, ein guter Musikus, und vortreflicher Sänger. Und doch . . . wiederfuhren ihm sehr unangenehme Dinge, die er vielleicht nicht verdient hatte.

Dreyzehntes Kapitel.

Meine Correspondenz mit den Unternehmern der Londner Oper. Victorine, eine komische Oper. Der König auf der Jagd, eine andere komische Oper für Venedig. Einige Details über die Schauspieler und Dichter der komischen Oper in Paris. Plan zu einem kleinen Stücke in zwey Aufzügen.

Man verlangte mich nach **London**, den einzigen Ort in Europa, der **Paris** den Vorzug streitig machen kann. Ich hätte ihn gern gesehen, allein ich hörte von großen Vermählungen in Versailles. Ich hatte allen Leichenbegängnissen des Hofes beygewohnt, und wollte nun auch die Zeit der Fröhlichkeit und des Vergnügens genießen.

Ueberdieß war es nicht der König von England selbst, der mich verlangte, sondern die Directeurs der Oper, die mich zu ihrem Schauspiel engagiren wollten.

Indeß suchte ich doch die gute Meynung, die sie von mir hegten, zu benutzen. Ich brachte gute Gründe zur Entschuldigung vor, warum ich ihren Antrag nicht annehmen könnte, und bot ihnen

meine Dienste an, ohne mich verbindlich zu machen, Frankreich zu verlassen.

Meine Vorschläge wurden angenommen. Man verlangte eine neue komische Oper von mir, und trug mir auf, alle alten Stücke, die sie das Jahr hindurch zur Aufführung bestimmt hatten, auszubessern.

Man bestimmte nicht, was mir dafür werden sollte, und ich schwieg auch davon. Ich arbeitete; die Engländer waren mit mir zufrieden, und ich war es nicht weniger mit ihrer Billigkeit.

Diese Correspondenz dauerte einige Jahre nach einander fort, und hörte nicht eher auf, als bis die Directeurs ihre Unternehmung an andere abtraten, bey welcher Gelegenheit ich einen sehr sichern Beweis ihrer Zufriedenheit erhielt: denn sie bezahlten mir eine Oper, von der sie keinen Gebrauch mehr machen konnten. Diese Direction war in den Händen von Frauenzimmern, und die Frauenzimmer sind allenthalben liebenswürdig.

Das unterhaltendste, ausgearbeiteteste Stück, das ich ihnen schickte, war, meiner Meynung nach, eine komische Oper unter dem Titel: **Victorine.** Ich erhielt darüber von London aus Lobeserhebungen und Danksagungen ohne Ende. Herr Piccini, dem die Musik dieses Stücks aufgetragen

war, schrieb von Neapel, er habe nie ein komisches Drama gelesen, das ihm mehr Vergnügen gemacht. Der Erfolg indeß entsprach weder der Erwartung der Unternehmer, noch der meinigen.

Es müssen sehr viele Schönheiten in einem Theaterstücke zusammenkommen, wenn es Glück machen soll, und der kleinste Fehler ist oft zu seinem Fall genug.

In **Venedig**, wohin ich fast zu gleicher Zeit eine komische Oper, **der König auf der Jagd**, geschickt hatte, war ich glücklicher. Der Inhalt des Stücks ist derselbe, mit dem im **König und Pachter** von Herrn **Sedaine**, und der **Jagdpartie Heinrichs IV**, von Herrn **Colle**.

Die beiden französischen Dichter scheinen ein englisches Lustspiel von **Mansfield**, das den Titel führt: **der König und der Müller**, nachgeahmt zu haben: die wahre Quelle aller dieser Lustspiele aber ist der **Alcaide von Zalamea**, ein spanisches Lustspiel von **Calderon**.

Das Stück des spanischen Dichters ist voll Intrike. Es kömmt ein Mädchen darin vor, der ihre Ehre geraubt wird; ein Vater, der blutige Rache nimmt; ein Offizier, der erdrosselt wird, und der Alcaide ist zugleich Richter, Partey und Henker.

In dem Stücke des englischen Dichters findet man Philosophie, Politik, Kritik, aber eine allzu große Simplicität, und sehr wenig Spiel.

Der Verfasser der **Jagdpartie Heinrichs des** IV. hat ein sehr regelmäßiges, interessantes Stück daraus gemacht. Es war schon genug, daß von diesem guten Könige darin die Rede war, um den Franzosen zu gefallen, und von jedermann Beyfall zu erhalten.

Herr **Sedaine** hat mehr Handlung und Munterkeit hineingelegt. Ich sah **den König und den Pachter** bey seiner ersten Vorstellung, ich war außerordentlich damit zufrieden, und es machte mir wahren Verdruß, es seinem Falle nah zu sehen. Nach und nach hob es sich, und man ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Es erhielt eine unendliche Menge Vorstellungen, und man sieht es noch mit Vergnügen.

Doch muß man auch gestehen, daß Herr Sedaine von seinem Componisten rechtschaffen unterstützt worden ist. Ich rühme mich nicht, Kenner zu seyn, aber mein Ohr ist mein Führer.

Ich finde die Musik des Herrn **Monsigny** voll Ausdruck, harmonisch und angenehm. Seine Plane, seine Begleitungen, seine Modulationen entzücken mich, und wenn ich Anlage gehabt

hätte, in französischer Sprache eine komische Oper zu verfertigen, so wäre dieser Tonkünstler gewiß einer von denen gewesen, an die ich mich gewendet hätte.

Aber ich begreife nicht, wie es zugeht. Ich habe vierzig bis funfzig komische Opern für Italien, England, Deutschland und Portugall gemacht, und ich wäre nicht im Stande, eine für Paris zu machen.

Bald seh ich in diesem Schauspielhause ernsthafte, weinerliche Dramen den Titel Lustspiel führen, die Schauspieler singend weinen, und nach dem Takte schluchzen — bald Stücke, die unter dem Titel Paraden angekündigt werden, und die, ohne den Zauber der Musik und das reizende Spiel der Akteurs, in der That nichts bessers seyn würden.

Bald seh ich Kleinigkeiten, die nichts versprachen, sich bis an die Wolken erheben, bald recht gute Stücke fallen, weil das Süjet nicht traurig genug zum Weinen, und zum Lachen nicht lustig genug ist.

Welches sind nun die Vorschriften, die Regeln der komischen Oper? Es giebt keine. Man folgt dem Schlendrian; man kann mir glauben, ich weiß es aus Erfahrung. Experto crede Ruperto.

Will man mir einwerfen, die italienischen komischen Opern wären Possenspiele, und der Ehre ganz unwürdig, mit französischen Stücken, die diesen Titel führen, in Vergleichung gestellt zu werden? Wer Italienisch versteht, mag sich die Mühe geben, die sechs Bände, welche die Sammlungen meiner Arbeiten in dieser Gattung enthalten, zu durchlaufen, und vielleicht wird er finden, daß Inhalt und Styl darin so ganz verächtlich nicht sind.

Freylich sind es keine regelmäßigen Schauspiele: sie können es aber auch nicht seyn. Es ist mir nie eingefallen, aus Geschmack und eigner Wahl solche Stücke zu verfertigen: immer hab ich es nur aus Gefälligkeit, und bisweilen aus ökonomischen Absichten gethan. Wer ein Talent besitzt, der muß allen Vortheil daraus zu ziehen suchen. Ein Historienmaler wird sich nicht weigern, ein Fratzengesicht zu malen, wenn er dafür bezahlt wird.

Bey aller Abneigung, die ich gegen die komische Oper habe, gestehe ich doch, daß diejenigen, welche die Italiener in Paris geben, mir unendliches Vergnügen machen.

Ich erkenne die Ueberlegenheit der französischen Dichter in dieser Gattung, wie in allen übrigen, an. Die Herren Marmontel, Laujon, Sa-

part, Sedaine, von Hell haben der komischen Oper alle Vollkommenheit gegeben, deren sie fähig ist.

Die Herren Philidor, Monsigny, Duni, Gretri, Martini, Deseides haben sie mit vortreflicher Musik versehen, und Herr Piccini hat ganz neuerlich an einem Texte seines Sohnes neue Beweise von der Größe seines Talents gegeben.

Die Schauspieler nehmen täglich an Zahl, Eifer und Verdiensten zu. Herr Clairval bleibt sich immer gleich; er ist ein unsterblicher Akteur. Madam Trial hat Madam la Ruette mit allen möglichen Reizen ersezt. Mamsell Colombe und Mamsell Adeline, ihre Schwester, machen, die eine durch die Schönheit ihrer Stimme, die andere durch die Feinheit ihres Spiels, Italien, wo sie geboren worden sind, Ehre. Madam du Gazon ist eine der beliebtesten Schauspielerinnen; Mamsell Desbroßes eilt ihr mit großen Schritten nach, und Mamsell Renaud, die erst funfzehn Jahr alt ist, kann wegen der Vollkommenheit ihres Gesangs, und ihrer natürlichen Anmuth, als eine neue Bereicherung dieser Bühne angesehen werden, und verräth Anlagen zur Aktion, die sich aber nur mit der Zeit entwickeln können.

Vor einem Jahre wohnte ich dem Debüt der Mamsell Rinaldi bey. Sie erhielt großen Beyfall, das Journal de Paris sagte den folgenden Tag alles mögliche Gute von ihr; sie bekam Gage, und doch hat man sie seit ihrem Debüt nicht ein einzigesmal wieder die Bühne betreten sehen. Die Menge der Debütirenden ist vielleicht Schuld daran, und man muß hoffen, daß Mamsell Rinaldi mit der Zeit eine Stelle bey der Komödie erhalten, und daß man ihren Talenten, ihren Sitten und ihrer Aufführung Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird.

Das italienische Theater ist so glücklich in Schauspielern, als in Dichtern, und beide werden gut behandelt, und gut belohnt. Dichter und Tonkünstler genießen den neunten Theil der Einnahme von einem Stücke in drey oder fünf Aufzügen; den zwölften Theil von einem Stücke in zwey Aufzügen; und den achtzehnten von einem Stücke in Einem Aufzuge. Noch mehr, die italienische Komödie hat zwey jährliche Pensionen, eine für den verdientesten Dichter, und die andere für den verdientesten Componisten fundirt.

Bey diesem Schauspiele haben die Dichter noch einen andern beträchtlichen Vortheil: sie verlieren niemals ihre Rechte an ihren Stücken; sie genieß-

sen für immer des ausgesezten Antheils: sie geben bey jeder Vorstellung ihrer Arbeiten Freybillette aus, und Stücke, die das Publikum nicht verworfen hat, werden in das wöchentliche Repertorium eingetragen, so daß sie niemals vom Theater verschwinden.

Alle diese Vortheile führten mich mehr als Einmal in Versuchung, den Bitten mehrerer Tonkünstler nachzugeben, die oft, sehr oft, fast täglich, ein Stück für die komische Oper von mir verlangten. Nachdem ich alles reiflich untersucht und überlegt hatte, glaubte ich doch im Stande zu seyn, mich in den Ton versetzen zu können, der erforderlich ist, wenn man der französischen Nation gefallen will; und ich machte den Versuch, ein kleines Stück in zwey Aufzügen unter dem Titel la Bouillotte zu verfertigen.

Man findet dieses Wort in keinem Wörterbuche, allein in Paris ist es sehr bekannt. Es ist eine Art Kartenspiel, ein **Brelan zu Fünfen**, dessen Touren aber weder fixirt noch markirt sind. Wer seine Prise verloren hat, geht ab, und ein anderer tritt an seine Stelle. Bey jeder Partie sind gewöhnlich drey oder vier Personen, die anfangs nicht spielen, und den Abgang der Unglücklichen abwarten, um bey dem Spiel anzutreten;

und so geht immer einer nach dem andern ab. Diese beständige Bewegung und die Anzahl Personen, die bey Einer Partie interessirt sind, verursachen eine Art von Wallung, (bouillonement) die zu dem Namen Bouillotte Veranlassung gegeben hat.

Im folgenden Kapitel wird man den nähern Inhalt des Stücks erfahren.

Vierzehntes Kapitel.

Auszug aus der Bouillotte. Gründe, die mich abhielten, sie auf das Theater zu geben.

Hier ist der Inhalt des Stücks. Madam de la Biche, eine Kaufmannsfrau, ist reich, leichtsinnig, und eine leidenschaftliche Spielerin. Ihre Tochter Isabelle verabscheut das Spiel, wenn es aber an Spielern fehlt, muß sie doch bisweilen mit antreten, und benutzt diese Gelegenheit, einen jungen Mann zu sehen, der öfters ins Haus kommt, und für den sie eine unschuldige Leidenschaft nährt.

Madam de la Biche bekömmt immer viel Besuch. Manche kommen des Spiels wegen, andere, der Tochter den Hof zu machen: alle aber müssen, gutwillig oder gezwungen, spielen. Madam kann nichts, als Leute zum Gähnen bringen, die wieder Andere mit ihrem Gähnen anstecken.

Es kommen da Spieler aller Art zusammen. Ein guter Spieler, ein schlechter Spieler, ein großmüthiger Spieler, ein interessirter, und ein phlegmatischer Spieler, der allen übrigen das Geld abnimmt.

Ist

Ist Isabelle bey keiner Partie, so muß sie sich zu ihrer Mutter setzen. Verliert diese, so bringt ihr die Tochter Unglück, und sie schickt sie fort.

Der junge verliebte Mann sucht sein Geld hübsch bald zu verlieren; er tritt dann ab, und geht der Demoiselle an das Kamin nach. Die Mutter, der beym Spiel warm wird, bekümmert sich nicht um diejenigen, die sich auf eine andere Art wärmen.

Die Vorfälle beym Spiel bieten mannichfaltige Gelegenheiten dar, Arien anzubringen. Während dem die Karten gemischt werden, schwatzt und singt man. Das junge Mädchen und der junge Mensch haben interessante Situationen zum Singen, und das Spiel geht fort, ohne den Zuschauern Langeweile zu machen.

Endlich meldet man der Frau vom Hause, daß aufgetragen ist. Die ganze Gesellschaft erhebt sich, zu Tische zu gehen. Betrachtungen über das Spiel von der einen, und zärtliche Versicherungen von der andern Seite, geben den sämtlichen Personen Veranlassung, singend abzugehen, und der erste Aufzug schließt sich.

Herr de la Biche eröffnet den zweiten Aufzug. Er kömmt von seinem Landhaus zurück, läßt Katherinen rufen, und erkundigt sich nach der

Gesellschaft, die er bey seiner Ankunft gefunden hat. Diese alte Frau, die der Familie seit langer Zeit ergeben ist, benachrichtigt ihren Herrn von der übeln Aufführung der Madam, und der gefährlichen Situation der Mamsell.

Herr de la Biche ist sehr aufgebracht gegen seine Frau, der er alles hohe Spiel verboten hatte, und zittert für seine Tochter. Ein Nachbar kömmt; der Onkel von Isabellens Liebhaber, der im Namen des Neffen bey dem Vater um sie anhält. Herr de la Biche findet den Vorschlag annehmlich, und verspricht dem Neffen seines Freundes und Nachbars seine Tochter zu geben. Sie hören die Gesellschaft, die zurückkömmt, und gehen ab, die Sache vollends ins Reine zu bringen.

Die Spieler kommen herein, und setzen ihre Arbeit fort. Madam de la Biche nimmt die stärkste Prise. Der phlegmatische Spieler legt noch überdieß eine Rolle mit funfzig Louisdor vor sich. Die Spielerin läßt sich nicht abschrecken; man giebt Karten, sie hält zuerst Bank, der andere sagt: va-tout. Madam, die ein Brelan As hat, nimmt es an. Der Gegner hat ein Brelan quarre: sie verliert, und geberdet sich, wie besessen.

Der Mann kömmt. „Ah," sagt sie, indem sie ihn gewahr wird, „nun wunderts mich nicht, „daß ich verloren habe: da kömmt mein Unglücks„stern!" Sie entfernt sich.

Einige bedauern sie, andere lachen sie aus. Herr de la Biche befragt seine Tochter über ihre Neigung; sie gesteht sie offenherzig. Er spricht mit dem jungen Mann, läßt den Onkel holen, und die Verbindung ist in Richtigkeit.

Die Spielerin wird davon benachrichtigt, und kömmt zurück. Der ganze Trost, den sie von ihrem Manne erhält, besteht darin, daß er ihr ankündigt, entweder dem Spiel auf immer zu entsagen, oder wieder zu ihren Verwandten zu gehen.

Sie wählt das leztere, und bittet die Gesellschaft, sich morgen in ihrem väterlichen Hause bey ihr zum Spiel einzufinden. Die Leidenschaft des Spiels und die Ausschweifungen der Spieler geben den Stoff zum Divertissement.

Das ist der Entwurf meines Stücks. Warum hab ich ihn nicht ausgeführt?

So lange es nur noch auf den Dialog ankam, zog ich mich ganz leidlich aus der Sache, und

ich glaubte mich mit meiner Prosa wohl auf ein Theater wagen zu dürfen, wo das Publikum so viel Nachsicht gegen Ausländer bezeigte.

Allein zu einer komischen Oper gehörten auch Gesänge, und ich mußte gute Verse machen, wenn ich gute Musik haben wollte. Ich kannte die Mechanik der französischen Verse, ich hatte alle Schwierigkeiten überstiegen, die einem fremden Ohr aufstoßen müssen, und mir nur die besten Muster zur Nachahmung vorgesezt. Ich machte einen Versuch, ich arbeitete, ich machte Couplets, Quatrins, ganze Arien, und nach aller Mühe, die ich mir gegeben hatte, fand ich, — daß meine Muse in französischer Tracht weder das Feuer, noch die Grazie, noch die Leichtigkeit hatte, die ein Schriftsteller in seiner Jugend erwirbt, und in männlichen Jahren zur Vollkommenheit bringt. Es fehlte mir nicht an Selbstkenntniß: ich ließ meine Arbeit liegen, und that für immer auf den Zauber der französischen Poesie Verzicht.

Ich hätte mein Stück vielleicht Jemand anvertrauen können, der den poetischen Theil über sich genommen; an wen aber hätte ich mich wenden sollen? Ein Schriftsteller vom ersten Range

würde meinen Plan verändert, und ein mittelmäs-siger würde mir ihn verderbt haben.

Ueberdieß war das Ganze eine Kleinigkeit, auf die ich keinen großen Werth legte, und die ich ohne Mühe und Ueberwindung vergaß. Erst jezt, als ich zum Behuf dieser Memoiren unter meinen alten Papieren suchte, fand ich es wieder, und da ich doch meine Leser von allen meinen Produkten unterhalten habe, so glaubte ich ihnen auch diese unreife Geburt nicht verheimlichen zu dürfen.

Sollte einer von meinen Lesern dieses kleine Süjet seiner Aufmerksamkeit würdig finden, so überlasse ich es ihm ganz, damit zu machen, was er will, und wenn er so gütig ist, mich um Rath zu fragen; so werde ich ihm meine Meynung ganz offenherzig sagen, sollte ich auch in die Gefahr kommen, ihm mißfällig zu werden; wie es mir schon mehrmals bey ähnlichen Gelegenheiten begegnet ist.

Hütet Euch, meine Freunde, für den jungen Leuten, den mittelmäßigen Schriftstellern, die Euch um Rath fragen. Keinen guten Rath, nicht Kritiken verlangen sie, sondern Complimente, Beyfall, Händeklatschen. Macht nur einen Ver-

such, sie zurecht zu weisen, Ihr werdet sehen, wie sie ihre Meynumg vertheidigen, welch einen Anstrich sie ihren Fehlern zu geben wissen. Bestehet Ihr auf Eurem Ausspruch, so ist es Euer gewisses Schicksal, als Dummköpfe von ihnen ausgeschrieen zu werden.

Funfzehntes Kapitel.

Vermählung des Dauphin. Eröffnung des großen Hoftheaters. Bemerkungen über dieses Denkmal. Schwarm von Poeten bey dieser Gelegenheit. Le Bourru bienfaisant, (der wohlthätige Murrkopf) ein Lustspiel in drey Aufzügen in Prosa. Sein Beyfall. Den Schauspielern, die es aufgeführt haben, wiederfährt Gerechtigkeit.

Ich erwähnte im dreyzehnten Kapitel, daß bey Hofe große Heirathen im Werke waren. Ich sprach eben von dem Jahre 1770, und in diesen glücklichen Tagen kam die Erzherzogin von Oesterreich, **Maria Antoinette** von Lothringen, als Dauphine nach Frankreich, und überhäufte dieses Königreich mit Freude, mit Ruhm, und den schönsten Hofnungen.

Durch die vortreflichen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens erwarb sie sich die Hochachtung des Königs, das Herz ihres Gemahls, die Freundschaft der königlichen Familie, und verdiente sich durch ihre Wohlthätigkeit die Bewunderung des ganzen Publikums.

Diese Tugend, die in unsern Tagen die herrschende Leidenschaft der Franzosen worden ist, scheint

nach dem Vorbild dieser erhabenen Fürstin in allen edlen Seelen Nacheiferung erregt zu haben.

Diese Vermählung ward mit einer Pracht gefeyert, die des Enkels des französischen Monarchen, und der Tochter der römischen Kaiserin würdig war.

Ich sah die prächtig geschmückte Kirche, den hinreissenden Anblick des königlichen Festes, den Ball in der Gallerie, und die Spielpartien in den Zimmern.

Allenthalben sah man Erleuchtungen. Es ward ein unvergleichliches Feuerwerk abgebrannt. Torre, ein italienischer Feuerwerker, erhob bey dieser Gelegenheit die Pyrotechnik auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit.

Zu gleicher Zeit ward das neue Hoftheater eröffnet. Ein prächtiges Monument der Baukunst, das aber den Zuschauern mehr Größe und Majestät, als Bequemlichkeit darbietet. Man muß es sehen, wenn Bälle in Galla oder maskirte Bälle darauf gegeben werden. Man schmückt bey solchen Gelegenheiten das Theater mit denselben Decorationen, wie den übrigen Raum, aus, und sieht dann einen unermeßlichen Saal, der mit Säulen, Spiegeln und Vergoldungen geziert ist, die einen Beweis von der Größe des Fürsten, der sie befoh-

len, und von dem Geschmack des Künstlers abgeben, der sie verfertigt hat.

Bey den Freudenfesten, die diese hohe Vermählung veranlaßte, ließen denn auch die französischen Dichter den Hof und die Stadt von ihren Gesängen erschallen. Meine Muse fühlte ein Verlangen, sich mit hören zu lassen: ich suchte es zu befriedigen, ich machte italienische Verse, wagte es aber nicht, sie unter die Presse zu geben.

Unter der unzählichen Menge von Gedichten, die täglich erschienen, befanden sich einige vortrefliche, aber auch viele, die Niemand lesen mochte. Ich wollte die Zahl dieser leztern nicht vermehren, und überreichte meine Verse in Manuscript. Die Dauphine nahm sie gnädig auf, und ließ mir in sehr gutem Italienisch versichern, ich wäre ihr nicht unbekannt.

Der glückliche Stern, der damals seine Einflüsse auf dieses Königreich verbreitete, scheint auch mir Eifer, Ehrgeiz und Muth eingeflößt zu haben. Ich faßte den Entschluß, ein französisches Lustspiel zu verfertigen, und hatte die Verwegenheit, es dem französischen Theater zu bestimmen.

Das Wort **Verwegenheit** ist nicht zu stark. Es ist wirklich Verwegenheit, wenn ein Fremder, der in seinem dreyundfunfzigsten Jahre, mit einer

sehr verwirrten und seichten Kenntniß der Sprache, nach Frankreich gekommen ist, nach einem neunjährigen Aufenthalt im Lande es wagt, ein dramatisches Gedicht für das erste Theater der Nation zu verfertigen.

Man wird leicht merken, daß ich von meinem Bourru bienfaisant reden will, von diesem Stücke, das meine Arbeiten gekrönt, und meinem Ruf das Siegel aufgedrückt hat.

Es ward zum erstenmale den vierten November 1771 in **Paris**, und den Tag darauf in **Fontainebleau** gegeben. Es erhielt am Hofe und in der Stadt gleichen Beyfall. Vom Könige erhielt ich ein Geschenk von hundertundfunfzig Louisdor, auf dem Theater brachte es mir ein beträchtliches ein, und mit meinem Buchhändler hatte ich nicht weniger Ursache zufrieden zu seyn. Ich sah mich mit Ehre, mit Vergnügen und Freude überhäuft: ich sage die Wahrheit, ich verberge nichts. Falsche Bescheidenheit kömmt mir eben so ekelhaft vor, als lächerliche Eitelkeit.

Ich finde nicht für nöthig, einen Auszug aus einem Stücke zu geben, das allenthalben gespielt wird, und in jedermanns Händen ist. Doch halte ichs für meine Schuldigkeit, den Schauspielern, die unendlich viel zu dem Beyfall, den meine Ar-

keit erhielt, beygetragen haben, hier einen Beweis meiner Erkenntlichkeit abzulegen.

Es ist nicht möglich, die Rolle des wohlthätigen Murrkopfs mit mehr Wahrheit vorzutragen, als Herr **Preville** gethan hat. Dieser unnachahmliche Schauspieler, der von Natur sehr aufgeweckt war, und eine heitere Physionomie hatte, wußte den Zwang, den die Natur ihm auferlegte, und sein gewöhnliches Spiel so sehr zu verläugnen, daß man in seinen Blicken und Bewegungen die ganze Herbigkeit des Charakters, und die Güte des Herzens wiederfand, die ich der Hauptperson meines Stücks gegeben hatte.

Herr **Bellecour**, der eben so phlegmatisch war, als die Person, die er spielte, fand bey dem Charakter des **Dorval** weniger Schwierigkeiten zu überwinden: doch wendete er alle Einsicht und Feinheit an, die erfordert wurden, ihn hervorstechend zu machen, und brachte so den herrlichsten Contrast mit der Lebhaftigkeit des **Geronte** hervor.

Die Rolle des **Dalencour** war für das Fach und die großen Talente des Herrn **Mole** nicht beträchtlich genug; er spielte sie aus Gefälligkeit, und gab sie ein paar Tage nachher ab. Nach **Bellecours** Tode aber übernahm er die Rolle des **Dorval**, und spielte sie meisterhaft. Ich schätzte Herrn

Mole immer sehr hoch, aber ich gestehe offenherzig, daß er mich bey dieser Gelegenheit dennoch überraschte. Ich hatte gesehen, wie er alle andern in glänzenden Charakteren, starken Leidenschaften, und interessanten Situationen übertraf, desto mehr erstaunte ich, als ich ihn mit so vielem Glück den Ton, die Geberden und das kalte Blut einer Rolle annehmen sah, die seinem natürlichen Hange und seinem Geschmacke so sehr entgegen gesezt war. Das ist ein Mann! Das ist der wahre Schauspieler!

Die Rolle der Madam **Dalancour**, von Madam **Preville** gespielt, war neu auf dem Theater, und nicht leicht; doch eine Schauspielerin von ihrem Talente findet nirgend Schwierigkeiten. Sie spielte in verschiedenen Situationen die Kokette, die Unschuldige und die Frau von Verstande gleich gut.

Mamsell **Doligny** gab in diesem Stücke neue Proben ihres Talents, ihres Eifers und ihrer Genauigkeit. Es ist nicht möglich, die junge, bescheidene und furchtsame Liebhaberin mit mehr Wahrheit und Grazie zu spielen.

Madam **Bellecour** gab durch ihre natürliche Munterkeit und die Feinheit ihres Spiels der Rolle der Gouvernante alle mögliche Annehmlich-

keit, und Herr Feuilli wußte die kleine Bedientenrolle so geltend zu machen, daß er nicht weniger als die andern Schauspieler Theil an dem Beyfall des Publikums erhielt.

Alle Schauspieler schienen von der ersten Vorlesung an, eine große Liebe für dieses Stück zu empfinden. Die Aufnahme und Verwerfung der Stücke geschieht auf dem französischen Theater durch geheime Billets, vermittelst welcher diejenigen, die Stimmen zu geben haben, votiren. Alle diese Billets waren an dem Tage Lobeserhebungen von mir und meiner Arbeit. Die Stimme des Publikums hat in der Folge bewiesen, daß die Schauspieler mit Einsicht geurtheilt hatten, und daß, wenn sie bisweilen schlechte Stücke annehmen, Umstände von außen dazu kommen, die sie gegen ihre innere Ueberzeugung handeln lassen.

Sechszehntes Kapitel.

Bemerkungen, den Bourru bienfaisant betreffend. Unterredung mit Jean Jacques Rousseau über denselben Gegenstand.

Mein wohlthätiger Murrkopf konnte nicht mehr Beyfall finden, als er fand. Ich hatte das Glück gehabt, in der Natur einen Charakter aufzufinden, der für das Theater noch neu war, einen Charakter, den man allenthalben antrifft, und der dennoch der Aufmerksamkeit der ältern und neuern dramatischen Dichter entgangen war.

Vielleicht glaubten sie, ein hitziger Mann müßte auf dem Theater eben so widrig seyn, als er im Umgang lästig ist. Von dieser Seite betrachtet, thaten sie recht wohl, ihn nicht in ihren Werken anzubringen, und ich würde mich selbst dafür gehütet haben, wenn andere Aussichten mich nicht hätten hoffen lassen, ihn mit Wirkung benutzen zu können.

Die Wohlthätigkeit macht den Hauptgegenstand meines Stücks aus, und die Lebhaftigkeit des Wohlthätigen liefert das Komische, das von der wahren Komödie unzertrennlich ist.

Die Wohlthätigkeit ist eine Tugend der Seele, und das auffahrende Wesen ein Fehler des Temperaments: beides verträgt sich recht gut in Einer Person. Nach diesen Grundsätzen entwarf ich meinen Plan. Mein Murrkopf ist erträglich, weil er außerdem ein Mann von Gefühl ist.

Bey der ersten Vorstellung meines Stücks versteckte ich mich, wie ich es in Italien zu halten pflegte, hinter den Vorhang, der die Culissen schließt. Ich sah nichts, aber ich hörte meine Schauspieler, und das Applaudiren des Publikums. Ich spazierte, so lang die Vorstellung dauerte, auf und ab; bey lebhaften Situationen verdoppelte ich meine Schritte, in den Augenblicken des Interesse und der Leidenschaft mäßigte ich sie; ich war ganz mit meinen Schauspielern zufrieden, und das beständige Echo der Beyfallsbezeigungen des Publikums.

So wie das Stück zu Ende war, hörte ich Händeklatschen und Ausrufungen, die kein Ende nahmen. Herr **Dauberval** kam; eben der, welcher mich nach **Fontainebleau** bringen sollte. Ich glaubte, er käme in dieser Absicht, mich abzuholen. Keinesweges. „Kommen Sie, mein Herr," sagte er, „Sie müssen sich zeigen." — „Mich zeigen? und wem?" — „Dem Publikum, das

„Sie verlangt.“ – „Nein, mein Freund: wir „wollen uns hurtig auf den Weg machen: ich „könnt' es nicht aushalten ‥‥“ Hier kamen die Herren le Kain und Brizard, die mich an den Armen faßten, und auf das Theater zogen.

Ich habe Dichter gesehen, die bey ähnlicher Gelegenheit viel Muth zeigten; allein ich war nicht daran gewöhnt. In Italien ruft man die Dichter nicht aufs Theater, um sie zu becomplimentiren, und ich konnte nicht begreifen, wie jemand hintreten, und den Zuschauern stillschweigend sagen könnte: „Hier bin ich, meine Herren, beklat„schen Sie mich!“

Nachdem ich einige Sekunden eine Lage ausgehalten hatte, die ich mir nicht sonderbarer und unbequemer hätte denken können, so trat ich ab, und ging durch das Ankleidezimmer nach dem Wagen, der mich erwartete. Ich begegnete einer Menge Personen, die mich suchten; ich kannte aber Niemand, stieg mit meinem Begleiter die Treppe hinab, und sezte mich in den Wagen, wo ich meine Frau und meinen Neffen schon fand. Der Beyfall meines Stücks machte, daß sie Freudenthränen vergossen, und die Geschichte meiner Erscheinung auf dem Theater preßte ihnen ein lautes Gelächter aus.

Ich

Ich war ermüdet, und hatte Ruhe und Schlaf nöthig. Meine Seele war zufrieden, mein Geist ruhig. In meinem Bette würde ich eine glückliche Nacht zugebracht haben, im Wagen aber hatte ich kaum die Augen zugethan, als die Stöße desselben mich wieder aufweckten. Endlich kam ich unter Schlummer, Schwatzen und Gähnen in **Fontainebleau** an. Ich schlief, aß zu Mittage, ging spazieren, dann ins Schloß, mein Stück, und zwar wieder hinter dem Vorhange, aufführen zu sehen.

Schon im vorigen Kapitel habe ich des Beyfalls erwähnt, den es bey Hofe erhielt. Es war damals nicht erlaubt, in Gegenwart des Königs zu applaudiren; allein man bemerkte doch durch natürliche und erlaubte Bewegungen, den Eindruck, den das Stück auf die Zuschauer machte.

Den Tag darauf erwieß mir der Marschall **de Duras** die Ehre, mich dem Könige insbesondere in seinem Kabinette vorzustellen. Se. Majestät und die ganze königliche Familie gaben mir Beweise von ihrer gewöhnlichen Güte.

Ich ging nach Paris, der zweiten Vorstellung meines Stücks beyzuwohnen.

Es zeigten sich an dem Tage einige Bewegungen, die eine üble Laune des Parterrs zu verrathen

schienen. Ich war an meinem gewöhnlichen Platze. Herr Feuilli kam, und sagte mir: „Seyn Sie „ruhig, es ist nichts, als Cabale.“ — „Wie?“ sagte ich. „Bey der ersten Vorstellung habe ich „ja nichts bemerkt?“ — „Ganz natürlich,“ versezte er; „die Eifersüchtigen fürchteten Sie nicht. „Sie lachten über den Fremden, der es wagte, „ein französisches Stück zu geben. Die Cabale „war nicht vorbereitet. Doch,“ sezte er hinzu, „Sie haben nichts zu fürchten. Der erste Schlag „ist geschehen, und Ihr Beyfall gesichert.“

In der That ward das Stück bis zur zwölften Vorstellung immer besser aufgenommen, und wir, die Schauspieler und ich, nahmen es aus keiner andern Absicht zurück, als um es in einer günstigern Jahrszeit wieder auf das Theater zu bringen.

Niemand sprach schlecht von meinem Stücke, aber mancherley wunderliche Reden wurden darüber geführt. Einige hielten es für ein Lustspiel aus meinem italienischen Theater, andere bildeten sich ein, ich hätte es hier italienisch geschrieben, und dann ins Französische übersezt. Die Sammlung meiner Werke hätte die ersten vom Gegentheil überzeugen können, und den leztern, wenn

es anders noch Leute giebt, die so denken, will ich jezt ihren Irthum zu benehmen suchen.

Ich hatte nicht allein mein Stück gleich französisch geschrieben, sondern dachte auch ganz wie ein Franzose, als ich es erfand: Gedanken, Bilder, Sitten, Schreibart, alles trägt das Gepräge seines Ursprungs.

Man hat in Italien zwey verschiedene Uebersetzungen davon gemacht, die nicht übel gerathen sind, aber bey weitem nicht an das Original reichen. Ich machte selbst zu meinem Vergnügen einen Versuch, und fühlte alle Mühseligkeit dieser Arbeit, und die Schwierigkeit, glücklich dabey zu seyn. Es giebt Ausdrücke und Wörter in der Conversationssprache, die in der Uebersetzung alles Salz verlieren.

Man nehme z. B. in der siebenzehnten Scene des zweiten Akts das Wort jeune homme aus dem Munde der Angelika. Die ganze italienische Sprache hat kein gleichbedeutendes Wort. Il giovine ist zu niedrig, zu weit unter dem Stand der Angelika: il giovinetto würde für ein braves, furchtsames Mädchen zu kokett seyn. Wer es übersetzen wollte, müßte seine Zuflucht zu Umschreibungen nehmen; eine Umschreibung aber würde

der abgebrochenen Rede zu viel Klarheit geben, und die Scene verderben.

Die Charaktere des Herrn und der Madame Dalencour sind mit einer Feinheit erfunden und behandelt, die man nur in Frankreich kennt. Auf diese beiden Personen meines Stücks bilde ich mir am meisten ein. Eine Frau, die ihren Mann ruinirt, ohne sichs selbst träumen zu lassen; ein Mann, der seine Frau aus Zuneigung betrügt, sind Wesen, die existiren, und in den Familien nicht selten vorkommen. Ich brauchte sie zu episodischen Personen, ob ich sie gleich zu Hauptpersonen hätte benutzen können, die vielleicht ebenso neu gewesen wären, als der **wohlthätige Murrkopf**.

Ich erfand also und schrieb dieses Stück in französischer Sprache, war aber nicht verwegen genug, es öffentlich bekannt zu machen, ohne es vorher Personen zu zeigen, die mich zurechtweisen und belehren konnten. Auch benutzte ich die Vorschläge, die sie mir thaten.

Ohngefähr um diese Zeit kam Rousseau von Genf nach Paris zurück. Jedermann gab sich Mühe, ihn zu sprechen, er war aber nicht für jedermann sichtbar. Ich kannte ihn nur dem Rufe nach, ich wünschte eine Unterredung mit ihm zu

haben, und es wäre mir lieb gewesen, wenn ich mein Stück einem Manne hätte zeigen können, der mit der französischen Sprache und Litteratur so vertraut war.

Wenn ich einer guten Aufnahme gewiß seyn wollte, so durfte ich nicht auf Gerathewohl hingehen. Ich ergriff also den Ausweg, ihm zu schreiben; ich bezeigte ihm das Verlangen, das ich empfände, seine Bekanntschaft zu machen. Er antwortete mir sehr höflich: er ginge nicht aus, er käme nirgends hin, wenn ich mir aber die Mühe geben wollte, in der Straße Platriere, im Hotel Platriere vier Treppen hoch zu steigen, so würde ich ihm das größte Vergnügen machen. Ich nahm seine Einladung an, und begab mich ein paar Tage darauf zu ihm.

Ich will hier meine Unterredung mit dem Genfer Bürger mittheilen. Das Resultat derselben war eben nicht sehr interessant, von meinem Stücke war nur im Vorbeygehn die Rede: demohngeachtet ergreife ich die Gelegenheit gern, von diesem außerordentlichen Manne zu sprechen, der ausgezeichnete Talente, aber auch unglaubliche Vorurtheile und Schwachheiten besaß.

Ich stieg im erwähnten Hotel vier Treppen hinan, pochte an, und man machte auf. Ich sah

ein Frauenzimmer, das weder jung, noch artig, noch einnehmend war.

Ich fragte, ob Herr Rousseau zu Hause wäre? „Er ist zu Hause, und auch nicht zu „Hause," sagte mir diese Person, die ich höchstens für seine Haushälterin hielt, und erkundigte sich nach meinem Namen. Ich nannte mich. „Man erwartet Sie, mein Herr," sagte sie, „ich „will Sie gleich meinem Manne melden."

Einen Augenblick darauf ward ich eingelassen. Ich fand den Verfasser des Emils mit Notenschreiben beschäftigt. Ich hatte schon davon gehört, und doch konnte ich mich nicht enthalten, heimlich für Verdruß zu murren. Er empfing mich sehr offen und freundschaftlich; er stand auf, und sagte mir, einen Heft in der Hand: „Sehen „Sie, ob jemand so gut Noten abschreibt, als „ich. Ich wette, es kömmt kein Stück so schön „und so genau aus der Presse, als von mir.— Kom„men Sie, (fuhr er fort,) wir wollen uns wär„men." Wir hatten nur einen Schritt bis zum Kamin.

Das Feuer war ausgegangen, er forderte eine Welle: Madam Rousseau brachte sie selbst. Ich stand auf, trat bey Seite, und bot der Madam meinen Stuhl an. „Geniren Sie sich nicht,"

sagte ihr Mann, „meine Frau hat ihre Geschäfte „zu besorgen."

Das Herz blutete mir. Einen Gelehrten den Abschreiber, und seine Frau die Magd machen zu sehen, war ein zu niederschlagendes Schauspiel für meine Augen. Ich konnte mein Erstaunen, meinen Verdruß nicht verbergen, ob ich gleich nichts sagte. Rousseau indessen war zu scharfsichtig, als daß er nicht hätte merken sollen, es gehe etwas in meiner Seele vor. Er fragte mich, und ich sah mich gezwungen, ihm die Ursache meines Schweigens und meiner Betäubung zu gestehen.

„Wie," sagte er, „Sie beklagen mich, weil „ich mich mit Abschreiben beschäftige? Sie glau„ben, ich thäte besser, Bücher für Leute zu schrei„ben, die nicht lesen können, und boshaften Jour„nalisten Stoff zu einem Artikel zu geben? Sie „sind im Irrthum. Ich liebe die Musik leiden„schaftlich, ich kopire vortrefliche Originale: davon „lebe ich, das amüsirt mich, und daran habe ich ge„nug. Und Sie," fuhr er fort, „was treiben Sie „denn selbst? Sie sind nach Paris gekommen, „für die italienischen Schauspieler zu arbeiten: das „sind faule Leute, sie mögen Ihre Stücke nicht. „Machen Sie sich auf, gehen Sie wieder in Ihr-

„Vaterland, ich weiß, daß man Sie dort wünscht, „daß man Sie erwartet : : :

„Sie haben Recht, mein Herr," unterbrach ich ihn, „nach dieser Behandlung von Seiten der „italienischen Komödie hätte ich Paris verlassen „sollen: andere Aussichten haben mich indeß da „zurückgehalten. Ich habe eben ein Stück in „französischer Sprache verfertigt : : :" — „Sie „haben ein Stück in französischer Sprache ver„fertigt?" fiel er mir voll Erstaunen ein; „was in „aller Welt wollen Sie damit machen?" — „Es „aufs Theater geben." — „Auf was für ein „Theater?" — „Auf das Theater der französi„schen Komödie." — „Sie werfen mir vor, ich „verderbte meine Zeit, und Sie verderben sie selbst, „ohne den geringsten Gewinn." — „Mein Stück „ist angenommen worden." — „Ist es möglich? „Doch ich wundre mich nicht. Die Komödian„ten haben nicht den gemeinen Menschenverstand. „Sie nehmen an und weisen ab, daß keine Seele „klug daraus werden kann. Gut, sie haben es „vielleicht genommen, aber spielen thun sie's „nicht, und desto schlimmer für Sie, wenn sie es „spielen." — „Wie aber können Sie ein Stück „beurtheilen, das Sie nicht kennen?" — „Ich „kenne den Geschmack der Italiener und den Ge-

„schmack der Franzosen; der Unterschied ist gar zu „groß, und, mit Ihrer Erlaubniß, in Ihren Jah„ren fängt man nicht erst an, in einer fremden „Sprache zu schreiben.“ — „Ihre Bemerkun„gen, mein Herr, sind ganz richtig, allein die „Schwierigkeiten sind doch nicht unüberwindlich. „Ich habe meine Arbeit Leuten von Verstand, „Kennern mitgetheilt, und sie scheinen damit zu„frieden.“ — „Man schmeichelt Ihnen, man be„trügt Sie, Sie werden es bereuen. Lassen Sie „mich Ihr Stück sehen. Ich bin offenherzig, bin „gerade zu; ich sage Ihnen die Wahrheit.“

Hieher wollte ich ihn gerne haben, nicht um seinen Rath einzuholen, sondern um zu sehen, ob er nach der Vorlesung des Stücks nicht mehr Zutrauen in mich setzen würde. Das Manuscript war in den Händen des Abschreibers der französischen Komödie. Ich versprach dem Herrn Rousseau, er sollte es, sobald ich's wieder erhielte, zu sehen bekommen, und meine Absicht war wirklich, ihm Wort zu halten. Im folgenden Kapitel wird man die Gründe erfahren, die mich auf andere Gedanken brachten.

Siebenzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Kapitels. Anekdoten J. J. Rousseau betreffend. Einige Betrachtungen über denselben Gegenstand.

Vor drey Jahren erschien ein Buch unter dem Titel: les Confessions de J. J. Rousseau, Citoyen de Geneve, das Anekdoten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben, enthält. Er schont sich nicht in dieser Schrift, er erzählt sogar eine Menge auffallender Dinge von sich selbst, die ihm schaden könnten, wenn sein großer Name ihn nicht über alle Kritiken hinwegsezte.

Doch ich weiß noch eine Anekdote, die ihm in den lezten Jahren seines Lebens begegnete, und die man nicht in seinen Bekenntnissen findet. Vielleicht hat sie der Verfasser vergessen, vielleicht aber hat er auch nicht Zeit gehabt, sie neben den übrigen aufzustellen, denn das Buch kam erst nach seinem Tode heraus. Diese Anekdote betrifft mich nicht gerade zu, ich führe sie aber hier an, weil sie der Grund war, der mich abhielt, ihm meinen wohlthätigen Murrkopf zu zeigen.

Dieser gelehrte Fremde hatte Freunde und viel Bewunderer in Paris. Herr * * * gehörte un-

ter beide. Er liebte, schätzte ihn, und beklagte ihn zu gleicher Zeit; denn er kannte seine elenden Umstände eben so genau, als seine Talente.

Herr *** bot dem Genfer Gelehrten ein ganz möblirtes, sehr artiges, bequemes Quartier in der Nähe des Gartens der **Tuilerien** an, und, um die Empfindlichkeit seines Freundes nicht zu reizen, bot er es für denselben Preis an, den er in seinem Hotel garni bezahlte. **Rousseau** merkte die Absicht des großmüthigen Mannes, schlug es rund um ab, und schrie überlaut: er möchte sich nicht betrügen lassen.

Herr ***, auch ein Philosoph, aber zugleich ein Franzose, der Politesse mit Philosophie vereinigte, nahm die abschlägliche Antwort nicht übel auf. Er kannte den Mann, verzieh ihm seine Schwachheit, besuchte ihn nach wie vor, und ließ sich für das Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten, die Mühe, vier Treppen steigen zu müssen, nicht verdrüßen.

Er hatte von den **Bekenntnissen Jean Jacques** sprechen hören; er wünschte sie ganz zu sehen, und da er selbst in seiner Brieftasche Sittengemälde des Jahrhunderts im Geschmack des **Theophrast** und **la Bruyere** hatte, so schlug er seinem

Freunde vor, sich gegenseitig ihre Arbeiten vorzulesen.

Rousseau nahm den Vorschlag doch nur unter der Bedingung an, daß Herr *** sich entschlösse, ein frugales Abendessen im Hotel Platriere anzunehmen. Dieser stellte ihm vor, sie würden bey ihm weit bequemer seyn. „Das ist gleich viel,“ sagte jener; „doch es muß bey mir geschehen, oder „es wird nichts aus der Lectüre. Höchstens,“ sezte er hinzu, „erlaube ich Ihnen, eine Bouteille „von Ihrem Weine mitzubringen: denn in mei„nem Hause bekomm' ich sehr schlechten.“

Der nachgiebige Franzose bequemt sich zu Allem. Unglücklicherweise aber ist er zu artig, zu höflich, und schickt einen Korb mit sechs Bouteillen vortreflichen Wein, und sechs Bouteillen Malaga. Diese Ueberraschung macht den Genfer übler Laune. Der Franzose kömmt, bemerkt es, und erkundigt sich nach der Ursache. „Wir beide,“ sagte der empfindliche Mann, „werden, denk' ich, nicht „zwölf Bouteillen Wein allein trinken. Ich habe „Eine Bouteille aus dem Korbe genommen, das „ist genug zu einem kleinen Abendessen. Das an„dere schicken Sie nur gleich wieder fort, oder Sie „essen nicht bey mir.“

Die Drohung war nicht sehr fürchterlich, und dem Gaste lag nur die Vorlesung am Herzen. Der Bediente war noch da, er befiehlt ihm, den Korb wieder mitzunehmen. Rousseau ist nun zufrieden, und fängt zuerst an zu lesen.

Indeß hatten sie mit dem vorigen Auftritte die Zeit verschwendet. Die Vorlesung ward von Madam **Rousseau** unterbrochen, die den Tisch brauchte, um ihn zu decken. Man hätte ohne Tisch lesen können, allein in demselben Augenblicke ward auch das Essen aufgetragen. Ein Huhn und ein Salat: das war es alles.

Nach Tische war die Reihe des Vorlesens an Herrn ***. Er liest ein Kapitel, das gut gefunden, und sehr gelobt wird. Er liest ein zweites: auf einmal steht **Rousseau** auf, und geht mit einer zornigen, aufgebrachten Miene das Zimmer auf und ab. Man erkundigt sich nach der Ursache seines Zorns. „Es ist nicht Sitte," sagt er, „zu rechtschaffenen Leuten zu kommen, und sie „zu insultiren." — „Wie?" fragt jener, „worüber haben Sie sich denn zu beschweren?" — „Sie haben mit keinem Dummkopf zu thun," versezt der Philosoph, „mein Porträt haben Sie „da mit übertriebenem Colorit, mit satyrischen Zü-

„gen entworfen. Das ist abscheulich, das ist „schändlich! : : :"

„Nicht so hitzig," fällt ihm der Franzose ein. „Ich liebe Sie, ich schätze Sie; Sie kennen mich. „Einen harten, ärgerlichen, gallsüchtigen Mann „habe ich schildern wollen : : : von der Art, wie „er im gemeinen Leben oft vorkommt : : :" — „Ja, ja," fährt Rousseau fort, „ich weiß wohl, „daß ich in den Köpfen der Ignoranten dafür gelte; „ich beklage sie, ich verachte sie, aber das kann ich „nicht zugeben, daß ein Mann, wie Sie, ein „Freund, : : : ein wahrer oder ein falscher : : : „zu mir kömmt, um sich über mich aufzuhalten."

Herr * * * mochte sagen und thun, was er wollte, er konnte nichts über ihn gewinnen. Der Kopf stand ihm einmal auf dem falschen Flecke; sie entzweyten sich ernstlich, und es sezte nachher von beiden Seiten sehr beißende Briefe. *)

*) Folgende kleine, den Genfer Philosophen betreffende Anekdote dürfte vielleicht kaum einigen Lesern dieser Uebersetzung bekannt seyn. Ich führe sie hier an, weil sie aus der sichersten Quelle kömmt, ziemlich charakteristisch ist, und einen neuen Beweis abgiebt, wie selbstsüchtig in den meisten Fällen das Genie ist. Rousseau las seinem Freunde Diderot, (der ihm eine Menge der reellsten Dienste, nicht selten zu seinem eigenen Nachtheile geleistet hatte) die Heloise vor,

Ich stand in Verbindung mit dem französischen Gelehrten. Den Tag nach seiner Entzweyung mit Rousseau sah ich ihn in einer Gesellschaft, wo wir uns häufig trafen. Er erzählte uns, was ihm begegnet war. Einige lachten, andere stellten Betrachtungen darüber an. Auch ich fand Veranlassung dazu. Rousseau war ein Murrkopf, das hatte er selbst in dem Streite mit seinem Freunde gestanden. Es fehlte also nichts, als daß er sich im Verdacht der Wohlthätigkeit gehabt hätte, und ich wäre für den Vorwurf nicht sicher gewesen, als wollte ich ihn selbst in der Person des **wohlthätigen Murrkopfs** auf das Theater bringen. Ich hütete mich also wohl, mich den Ausbrüchen seiner üblen Laune auszusetzen, und sah ihn seitdem nicht wieder.

Der Mann war mit den glücklichsten Anlagen von der Welt geboren, das hat er bewiesen. Allein er war ein Protestant, und verfertigte sehr

als sie noch im Manuscripte war. Diese Lectüre dauerte drey Tage und fast drey ganze Nächte. Wie sie damit fertig waren, wollte **Diderot** nun auch den **Rousseau** über eine Arbeit, mit welcher er sich beschäftigte, zu Rathe ziehen. „Allons nous coucher," antwortete Rousseau, „il est tard, j'ai „envie de dormir.

heterodoxe Schriften. Er sah sich gezwungen, Frankreich, das er als sein neues Vaterland ansah, zu verlassen. Dieser Unstern machte ihn mürrisch. Er hielt die Menschen für ungerecht, er verachtete sie, und diese Verachtung konnte nicht zu seinem Vortheil ausschlagen.

Welche großmüthige Anerbietungen, was für Protectionen hat er nicht ausgeschlagen! Sein Strohlager war ihm werther worden, als ein Palast. Einige entdeckten Größe der Seele in seinem Stolze, andere fanden nichts als Hochmuth darin. Es mag Recht haben, wer will, er bleibt immer zu beklagen: seine Schwachheiten thaten Niemand Schaden, und seine Talente machten ihn ehrwürdig. Er starb, wie er lebte, als ein Philosoph: und die Gelehrtenrepublik muß es dem großmüthigen Manne Dank wissen, der seine Asche mit einem Denkmale beehrte.

Acht-

Achtzehntes Kapitel.

Vermählung des Grafen von Provence, Bruders des Königs. Der Park von Versailles. Madam Luise nimmt bey den Carmeliterinnen in St. Denis den geistlichen Habit.

Im Monat May des Jahres 1771 feyerte man in **Versailles** die Vermählung des Grafen von **Provence**, Enkel **Ludewigs** des XV. und Bruders des Dauphins, mit **Marie Luise** von Savoyen, ältesten Tochter des Königs von Sardinien.

Diese Begebenheit verdoppelte die Freude der Franzosen. Dieser Prinz war der Nation werth, und machte sich durch seine Tugenden und seine Talente noch interessanter. Die Prinzessin entzückte ihren Gemahl durch ihren Verstand und ihre Kenntnisse.

Der Graf **von Provence** heißt heutzutage nicht anders als **Monsieur**, und seine Gemahlin **Madam**. Das sind die Titel, die man in Frankreich dem ältesten Bruder und der Schwägerin des Königs giebt. In Frankreich wissen das unter vier Personen immer wenigstens drey: ich be-

nachrichtige hier nur die Fremden davon, denen es vielleicht unbekannt ist.

Die Freudenfeste, die bey dieser Vermählung angestellt wurden, waren mit eben so viel Pracht verbunden, als die im vorigen Jahre. Bey der Vermählung des Dauphin hatte ich meine Zeit in den Zimmern zugebracht, bey der jetzigen genoß ich die Gärten.

Der Park von **Versailles** ist an und für sich reizend. Ich habe ihn noch nicht erwähnt: hier kömmt eine schickliche Gelegenheit, davon zu sprechen. Seine Ausdehnung ist unermeßlich, die Anlagen sind sehr mannichfaltig, man sieht auf allen Seiten eine Verschwendung von köstlichem Marmor, Originalstatuen neuerer berühmter Künstler, und sehr genaue Kopien der schönsten Antiken. Allenthalben stößt man auf ausgezierte, regelmässige Alleen, die ländliche, schattige Winkel verstecken. Man sieht prächtige Bässins, liebliche Bluhmenfelder, schöne Fontänen, und Springbrunnen von ausnehmender Höhe.

Die Orangerie ist ein Meisterstück der Künste. Die Anzahl und Größe der Bäume ist bewundernswürdig, wenn man auf die Beschaffenheit des Clima, das den Orangenbäumen so zuwider ist, Rücksicht nimmt. Die Hauptschönheit und die

vornehmste Pracht dieses Gartens aber machen die Boskets aus.

Diese Art von Sälen oder Kabinetten sind nicht für jedermann offen. Man sieht sie im Gefolge des Hofes an feyerlichen Tagen, oder bey der Ankunft vornehmer fremder Herrschaften. Den übrigen Theil der Zeit sind sie verschlossen. Einigen Personen vertraut man aus besonderer Gefälligkeit die Schlüssel dazu an. Ich war so glücklich, einen davon zu bekommen; ich konnte sie also mit Gemächlichkeit besehen, und auch meinen Freunden genießen lassen.

Die Zahl dieser Boskets beläuft sich auf zwölfe. Sie heißen; **der Ballsaal; der Kronleuchter; die Colonnade; die Kuppel; Enceladus; der Obelisk; der Stern; das Wassertheater; die Bäder des Apollo; die drey Fontänen; der Triumphbogen**, und **das Labyrinth**. Dieses leztere ließ man beym Anfange der jetzigen Regierung eingehen, und legte an dessen Stelle einen englischen Garten an.

Man findet in diesen Boskets Meisterstücke der Bildhauerkunst und Architektur. Die beiden merkwürdigsten Boskets sind die **Bäder des Apollo** und **die Colonnade**. Im ersten sieht man eine Gruppe von sieben Figuren aus weissem

Marmor, die in Rücksicht auf Größe und Vollendung einzig in ihrer Art ist. In dem zweiten bewundert man ein Peristil in zirkelförmiger Gestalt, das aus zweyunddreißig Säulen von auserlesenem Marmor besteht.

Alle diese Boskets waren an den Vermählungstagen, von denen ich hier spreche, offen. Man tanzte im Ballsaal, in der Colonnade und dem Kastaniensaal. In den übrigen hatte man Belustigungen zum Vergnügen des Publikums angebracht, und die kleinen Schauspiele aus Paris hieher kommen lassen.

Die Ausländer, die diese Hauptstadt nicht kennen, sind vielleicht neugierig zu wissen, was man hier unter den **kleinen Schauspielen**, deren ich eben erwähnte, versteht. In dem folgenden Kapitel will ich ihre Neugierde befriedigen, und das gegenwärtige Kapitel mit einem heroischen Zuge beschließen, der die Religion und die Menschheit gleich sehr interessiren muß.

In eben diesem 1771sten Jahre, mitten unter den Hoflustbarkeiten und Ergötzlichkeiten, verließ Madam Luise, Tochter Ludewigs des XV, die Welt, verschloß sich auf ihr Lebelang in ein Kloster, und wählte den strengsten und unansehnlichsten Orden.

Bey den Carmelitterinnen in St. Denis nahm diese fromme Prinzessin den Habit der heil. Therese. Sie fürchtete keinesweges, daß der Aufenthalt am königlichen Hofe sie verhindern möchte, ihre Frömmigkeit und Tugenden auszuüben, allein die Verderbtheit unsers Jahrhunderts erforderte ein eindringendes Beyspiel, die furchtsamen Seelen auf den Weg der Vollkommenheit zu leiten; und Gott wählte eine Prinzessin aus dem Blute der Bourbons, ihnen zu solchem frommen Entschlusse Muth zu machen.

Neunzehntes Kapitel.

Die kleinen Pariser Schauspiele. Die Boulevards, die Messen, die Promenaden der Hauptstadt und der Gegend umher.

Kleine Schauspiele heißen in **Paris** diejenigen, die den verschiedenen Messen der Stadt nachziehen, und den übrigen Theil des Jahrs auf den **Boulevards** spielen.

Ich werde mich nicht in Untersuchungen über ihren Ursprung einlassen. Ich erzähle blos, wie ich sie bey meiner Ankunft in **Paris** gefunden, und was für Fortschritte sie seit meinem Hierseyn gemacht haben.

Nicolets Saal hatte damals auf den Messen und im **Boulevard du Temple** den ersten Rang. Diese Leute machten eine privilegirte Seiltänzerbande aus, die nach ihren Künsten kleine dialogirte Stücke aufführten.

Die **Boulevards** waren mein Lieblingsspatziergang. Ich betrachtete sie als einen angenehmen und gesunden Zufluchtsort in einer so ungeheuern, so bevölkerten Stadt, die enge Straßen hat, und wo die Höhe der Gebäude den Genuß der freyen Luft verbietet.

Die Boulevards bestehen aus sehr großen Bastionen, welche die Stadt umgeben. Vier Reihen hoher Bäume bilden einen großen Weg in der Mitte für die Wagen, und zwey Seitenalleen für die Fußgänger. Man sieht hier das Feld, man genießt die angenehmen und mannichfaltigen Gegenden um Paris, und amüsirt sich zugleich an den verschiedenen Belustigungen, die man hier beysammen findet.

Eine unendliche Menge Leute; eine ungeheure Anzahl Wagen; Herumträger, die mit allen Arten von Waaren zwischen die Räder und Pferde durchschlüpfen; Stühle auf den Fußwegen für die Personen, die sich gern umsehen, und für solche, die kommen, um sich sehen zu lassen; gut eingerichtete Kaffeehäuser, mit Musik und italienischen und französischen Sängern und Sängerinnen; Pastetenbecker, Traiteurs, Restaurateurs, Marionetten, Voltigirer; Ausschreyer, die Riesen, Zwerge, wilde Thiere, Meerungeheuer, Wachsfiguren, Automaten, Bauchredner ankündigen, das Kabinett des Comus, eines erfahrnen Naturkundigen und äußerst geschickten Mathematikers.

Ich las eines Tages an der Thüre von Nicolets Theater, das dritte Stück, das man geben

wolle, würde seyn: Coriolan, ein Trauerspiel in Einem Akte. Diese Ankündigung kam mir so sonderbar vor, daß ich auf der Stelle hineinging, aus Furcht, keinen Platz zu bekommen. Allein ich war fast der einzige auf der Gallerie.

Einige Minuten darauf kam ein wohlgewachsener aber sehr schlecht gekleideter junger Mann auf mich zu. Die Zuschauer fanden sich nach und nach ein. Ich hielt ihn für einen Zuschauer, so wie mich, und machte ihm Platz. Er brachte mich bald aus dem Irthum. Er war ein Schauspieler von Nicolets Truppe, der die Rolle des Coriolan spielen sollte, da er aber keinen anständigen Degen in seiner Gewalt hatte, zu mir kam, und bat, daß ich die Güte haben möchte, ihm den meinigen zu leihen.

Da ich ihn nicht kannte, so stand ich einige Augenblicke an, und that ein paar Fragen an ihn, um gewiß zu werden, ob er wirklich bey dem Theater angestellt wäre. Ich fragte, ob der Coriolan, den man angekündigt hätte, eine Tragödie oder eine Parodie wäre? Er versicherte mich, es wäre ein sehr ernsthaftes, vortrefliches Werk: kurz, er sagte mir genug, allen Verdacht aufzugeben. Ich gab ihm meinen Degen, und freute

mich, ihn in den Händen dieses tapfern Feldherrn glänzen zu sehen.

Indessen wartete ich lange und mit großer Ungeduld auf das Stück, das mich eigentlich in das Theater gelockt hatte. Die Seiltänzer preßten mir einen kalten Schweiß aus; über den ersten beiden dialogirten Stücken schlief ich ein: endlich kam die Reihe an den **Coriolan**.

Ich sah übelgekleidete Schauspieler, hörte schlecht vorgebrachte Verse, merkte aber doch so viel, daß das Stück selbst nicht ohne Verdienste wäre, und daß der Verfasser seinen Gegenstand sehr geschickt zu behandeln verstanden habe. In der Geschichte des **Coriolan** ist nur ein einziger interessanter Moment, dieser nämlich, wo der römische Feldherr, der in der Absicht kömmt, sich an seinem undankbaren Vaterlande zu rächen, durch die Thränen seiner Mutter Volumnia und seiner Gattin Veturia erweicht und entwaffnet wird.

Wir haben sieben bis acht Tragödien in fünf Akten über diesen Gegenstand, und fast alle sind gescheitert. **Herr de la Harpe** ist der einzige, der die vier ersten Akte seines **Coriolans** unterhaltend und anziehend zu machen verstanden hat; ich behaupte indeß doch, der Verfasser des Stücks in Einem Akte hat seinem Gegenstande genau die

Ausdehnung gegeben, welche die Natur der Geschichte erforderte, und die Gefahr, langweilig zu werden, glücklich vermieden. *)

Ueber den Styl mag ich nichts sagen, denn ich habe mehr errathen, als verstanden. **Nicolets** Schauspieler waren dieser Art von Vorstellungen nicht gewachsen, und das Ganze damals noch sehr schlecht besezt. Heutzutage ist es viel besser. Die **kleinen Schauspiele**, die nach der Zeit aufkamen, erregten Nacheiferung, und sezten den Directeur in die Nothwendigkeit, sich mit bessern Leuten zu versehen.

Das **Ambigue Comique** war das erste, das nach dem **Nicolet** auf dem **Boulevard** erschien. Dieses Schauspiel fing mit Marionetten an, die man **die hölzernen Komödianten** nannte. Das Orchester war ziemlich gut besezt, führte bekannte Arien aus, und die Marionetten vertraten die Stelle der Schauspieler, die sie auf den großen Theatern gesungen hatten.

*) Einen deutschen Coriolan haben wir von Herrn Dyk erhalten. S. Nebentheater; zweiter Band. Auch findet man daselbst eine kritische Untersuchung aller Trauerspiele, worin dieser Stoff behandelt worden.

Diese Neuigkeit erhielt großen Beyfall, und ward stark besucht. In der Länge aber konnte sie sich nicht erhalten, und der Directeur vertauschte die hölzernen Komödianten mit kleinen lebendigen Schauspielern, die im Spiel und Tanz recht gut unterwiesen waren. Mehrere Dichter hielten es nicht unter ihrer Würde, einige artige Stücke zu verfertigen, die den Schauspielern und dem Theater angemessen waren. Das **Ambigû Comique** war nun das Modeschauspiel. Ich weiß nicht, ob der Directeur reich worden ist; so viel aber weiß ich, daß er Zeit und Mittel genug gehabt hat, es zu werden.

Einige Jahre darauf ward auf dem **Boulevard St. Martin** ein neues Schauspiel unter dem Titel Variétés amusantes eröffnet. Dieses Schauspiel hatte bessere Schauspieler, war auch besser mit komischen Stücken versehen, und erhielt den Vorzug vor allen übrigen. In der Folge ward es in das Palais Royal versezt, und genießt noch bis jezt gleiches Ansehen und gleiches Glück.

Der Saal der Petits Comediens, der sich an demselben Orte befindet, wird nicht weniger besucht. Diese **kleinen Schauspieler** sind Kinder, die mit ihren Geberden die männlichen und weiblichen Stimmen, die hinter den Culissen sin-

gen, so geschickt begleiten, daß man anfangs geglaubt, und sogar gewettet hat, die Kinder wären es selbst, die sängen.

Diese beiden leztern Schauspiele, und noch einige andere Seltenheiten, die man im **Palais Royal** sehen läßt, genießen des Vorrechts, daß sie nicht gezwungen sind, die Messen der Stadt zu besuchen, denn diese Messen werden mehr wegen des Vortheils, den die Eigenthümer der Plätze, wo sie gehalten werden, als der Vortheile des Handels überhaupt, im Gang erhalten.

Torre, ein italienischer Feuerwerker, war der erste, der auf den **Boulevards** ein **Waux-Haal** *) eröffnete. Es dauerte aber nicht lange. In der Nähe der **elysäischen Felder** hat man ein unermeßliches Gebäude unter dem Namen eines **Colisäums** errichtet, und die Unternehmer ruinirten sich dabey. Den Eingang in eine enge, verschlossene, unangenehme Promenade an einem Orte bezahlen zu lassen, wo es so viel öffentliche, geräumige, angenehme Spatziergänge giebt, ist, meiner Meynung nach, eine sehr schlechte Speculation.

Auch die **Tuilerien** und die **Boulevards** abgerechnet, findet man hier allenthalben Spa-

*) Soll **Vauxhall** heißen.

ziergänge, ohne sie außerhalb der Stadt suchen zu müssen.

Der Garten von **Luxembourg** ist sehr weitläuftig, und wird stark besucht. Er ist der Sammelplatz gesezter Leute, der Geistlichen, Philosophen, und gut eingerichteter Haushaltungen.

Im **Arsenal** genießt man die Aussicht ins Feld und auf den Fluß. Dieselbe Aussicht und dieselbe freye Luft findet man im Jardin de l'Infante und im Cour la Reine. Die Jardins du Temple und der Garten im Hotel **Soubise** sind ihren Quartieren kein geringer Vortheil.

Die hauptsächlichsten Oerter aber, wo man sich zu gleicher Zeit belustigen und unterrichten kann, sind der **botanische Garten** und das **königliche Cabinet**.

In jenem findet man die seltensten und nützlichsten Kräuter und Heilpflanzen; und in diesem eine unermeßliche Sammlung von Thieren aller Art und den Mineralien aller Erdstriche.

Der Herr Graf von **Buffon**, Aufseher des Gartens und des Cabinets hat sich durch seine Naturgeschichte berühmt gemacht. Er ist ein genauer Kenner aller Systeme, die drey Reiche der Natur betreffend: er hat sie ergründet und erläutert, und selbst sehr durchdachte und befriedigende Systeme

geliefert. Der Adel und die Klarheit seines Styls hat dieses Studium nun eben so angenehm als interessant gemacht.

Der Herr Graf **de la Billarderie d' Angeviller**, der die Anwartschaft auf diese Stelle hat, giebt in seinem jetzigen Posten, als Direktor und General-Aufseher der königlichen Gebäude und Akademien, Beweise seiner Verdienste und Kenntnisse. Ich hatte die Ehre, ihn in **Versailles** kennen zu lernen, und er hat mich immer mit seiner Gnade beehrt. Es freut mich sehr, hier eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihm meine Dankbarkeit zu bezeigen.

Doch ich habe noch ein paar Worte über die Promenaden dieser Hauptstadt und die Gegend umher zu sagen. So verdienen z. B. die **elysäischen Felder** recht sehr erwähnt zu werden. Das ist ein unermeßlicher von Bäumen beschatteter Platz, die schachweise (en quinconce) gepflanzt sind. Die Menge Leute, die man hier findet, scheint die Stadt entvölkert zu haben. Und doch ist es nirgends leer. Man findet die Menge Menschen im Holz von **Boulogne**, im Park von **St. Cloud**, zu **Belleville**, auf der Wiese **St. Gervais**, und allenthalben entdeckt man die Spuren des Nationalgeschmackes und der Nationalfröhlichkeit.

Paris ist schön; die Gegenden umher sind reizend, die Einwohner liebenswürdig, und doch giebt es Leute, die sich hier nicht gefallen. Man sagt, wer genießen wolle, müsse großen Aufwand machen. Das ist falsch. Niemand kann weniger Geld haben, als ich, und doch genieße ich, und amüsire mich, und bin zufrieden. Es giebt Vergnügen für alle Stände. Mäßige deine Begierden, miß deine Kräfte, und du wirst dich hier wohl, oder allenthalben übel befinden.

Zwanzigstes Kapitel.

L' Avare fastueux, (der prächtige Geizige) ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Auszug daraus.

Seitdem mein **wohlthätiger Murrkopf** so gut aufgenommen worden war, hatte ich nichts gemacht. Ich sagte im Scherz, ich wollte auf meinen Lorbern ausruhen. Im Grunde aber war es Furcht, zum zweitenmale nicht so glücklich zu seyn, wie zum erstenmale, die mich abhielt, dem Verlangen meiner Freunde und mir selbst genug zu thun. Endlich gab ich doch den Vorstellungen Anderer, und den Wünschen meiner Eigenliebe nach.

Ich warf die Augen auf den **prächtigen Geizigen.** *) Dieser Charakter ist so sehr in der Natur,

*) Diesen Charakter hat unter uns neulich Herr Dyk mit gutem Glücke auf die Bühne gebracht. Doch mit dem Unterschiede, daß er den prächtigen Geizigen als Hausvater, in dem Zeitpunkte, wo er seine Tochter verheirathen will, schildert. Sein Stück ist gleichsam eine Fortsetzung des von **Goldoni**, welches er nicht kannte, und nicht kennen konnte. Vielleicht findet sich in dem kritischen Anhange Gelegenheit, mehr über dieses Stück zu sagen. Es ward an-

Natur, daß ich nichts als die zu große Menge Originale zu fürchten hatte. Ich nahm meine Hauptperson aus der Klasse von Leuten, die sich aus dem Staube in die Höhe gearbeitet haben, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, die Großen vor den Kopf zu stoßen.

Dieses wenig bekannte Stück, das indeß viele Personen kennen zu lernen wünschten, hat sonderbare Begebenheiten erlebt. Erst will ich den Inhalt vorlegen, und dann die Anekdoten, dieses Stück betreffend, mittheilen.

Herr von **Chateaudor**, der übermäßig reich worden ist, hat mit seinen Vermögensumständen auch seinen Namen verändert. Sein Geiz hat ihm zu Reichthümern verholfen, und die Reichthümer haben ihm nun Neigung zur Pracht eingeflößt.

Er ist ledig, er scheut den Aufwand, den eine Heirath nach sich zieht; da er aber eine Charge gekauft hat, die ihn adelt, so würde er sein Geld

fangs einzeln gedruckt, wo es den Titel führte: **der prächtige Geizige, oder die Contrebande**, und man findet es im vierten Bande des **Nebentheaters**, von neuem überarbeitet, unter dem Titel: **Sechs Wägen mit Contrebande oder Großthun und Knickerey.**

übel angelegt zu haben glauben, wenn er keine Nachkommenschaft hinterließe. Er entschließt sich also zu heirathen. Nur schwankt er noch in der Wahl einer Gattin. Der Adel schmeichelt seinem Stolze, der Eigennutz aber trägt doch den Sieg davon. **Dorimene**, seine Schwester, nimmt es auf sich, ihm eine Frau zu schaffen.

Sie kennt eine Madam **Araminte**, die ihrer Tochter **Leonore** hunderttausend Thaler mitzugeben hat. Sie läßt beide nach Paris kommen, und logirt sie bey sich im zweiten Stock in demselben Hause, wo auch ihr Bruder wohnt.

Ihre Vermittelung ist glücklich. Beide Theile scheinen einander anzustehen. Die Unterzeichnung des Contracts macht die Haupthandlung des Stücks aus.

Herr von **Chateaudor** eröffnet die Scene. Er stellt Betrachtungen an, welche die Zuschauer von seiner Lage und seinen Planen unterrichten, dann ruft er **Frontinen**, seinen Kammerdiener, seinen Geschäftsträger und Vertrauten.

Es ist die Rede von einer Mahlzeit, die gegeben werden soll. Viel Prunk mit dem Silberzeug, und eine große Oekonomie in den Gerichten! Er läßt **Dorimenen** rufen, und **Frontin** geht ab.

Bruder und Schwester unterreden sich von der Heirath, die im Werke ist. **Dorimene** ist sehr vergnügt, daß es ihr in der Sache so gut geglückt hat; sie fürchtet nur, **Leonore** möchte mit ihrem Versprochenen nicht allzu sonderlich zufrieden seyn. **Chateaudor** scherzt darüber, und giebt zu verstehen, daß es ihm mehr um die hunderttausend Thaler, als um das Herz des Mädchens zu thun ist. Er giebt **Dorimenen** von seinem prächtigen Diner Nachricht, und sie geht ab.

Frontin kömmt herein und meldet den Schneider, der eben in seiner Carosse gekommen ist. Die Equipage erschreckt den **Chateaudor**. „Doch," sagt er, „der wird mir schöne Kleider machen: „man wird mir viel Schönes über meinen Anzug „sagen, und ich muß doch den Mann nennen kön„nen, der ihn gemacht hat.

Der Schneider erscheint. **Chateaudor** verlangt vier Tuchkleider mit prächtigen Stickereyen von ihm, die aber so angebracht seyn müßten, daß man sie abnehmen könnte. Er thut dem Schneider den Vorschlag, ihm diese Stickereyen nach acht Tagen zurückzugeben, und ein gewisses Geld dafür zu bezahlen. Der Mann mit der Carosse verschmäht diesen Handel. Der Geizige schickt zu

seinem gewöhnlichen gemeinen Schneider, und der erste Aufzug schließt sich.

Dorimene eröffnet den zweiten Akt mit **Leonoren**. Sie hat sie von ihrer Mutter entfernt, um sie wegen ihrer Neigung zu befragen. Das junge Frauenzimmer möchte sich gern verbergen, **Dorimene** aber greift die Sache so geschickt an, daß **Leonore** sich genöthigt sieht, zu gestehen, ihr Herz sey schon vergeben.

Araminte kömmt, und beschwert sich über ihre Tochter, die auf eine unerträgliche Art traurig und niedergeschlagen worden ist. Sie macht ihr Vorwürfe, und giebt ihr gute Lehren über den neuen Stand, in den sie treten soll.

Herr von **Chateaudor** tritt herein, mit einem Kästchen in der Hand, und einem Juwelier hinter sich. Er zeigt Madam **Araminten** die Diamanten, und fragt sie um ihre Meynung darüber. Sie versteht sich darauf, sie hat selbst einmal damit gehandelt. Sie findet sie sehr schön, nach dem besten Geschmack, allein sie glaubt, der Preis müsse ungeheuer seyn, und räth ihm, nicht die Thorheit zu begehen, und sie zu kaufen. Herr von **Chateaudor** spricht heimlich mit dem Juwelier, bittet dann, ihm die Diamanten auf einige

Tage anzuvertrauen: der Juwelier ist es zufrieden, und geht ab.

Chateaudor überreicht **Leonoren** das Kästchen: sie weigert sich, es anzunehmen. **Araminte** liest ihrem künftigen Schwiegersohne den Text über seine Verschwendung; da aber die Diamanten doch einmal gekauft sind, so räth sie ihrer Tochter, das Geschenk ihres Bräutigams anzunehmen. **Chateaudor** bittet **Leonoren**, bey dem heutigen Diner in diesem Schmucke zu erscheinen; **Araminte** findet diese Pracht lächerlich, der hoffärtige **Chateaudor** aber glaubt es zu einem Diner von dreißig Personen nothwendig. Dieser Aufwand ist ihr noch mehr zuwider; sie glaubt mit einem Verschwender zu thun zu haben, und ist für ihre Tochter besorgt.

Frontin tritt ein, und bringt seinem Herrn einen Brief. Der Marquis von **Courbois** will heute noch mit seinem Sohne, dem Vicomte, nach **Paris** kommen, und bittet sich bey ihm für den Abend zu Gaste. Der Geizige würde es sehr gern sehen, daß der Marquis bey seinem Festin gegenwärtig wäre; es thut ihm nur leid, daß er erst den Abend kommen will.

Er meldet den Damen die Ankunft des Marquis und seines Sohnes. Dieser junge Mann ist

Leonorens Geliebter. Sie wird unpaß, und geht mit Dorimenen ab. Araminte folgt ihnen, kömmt aber den Augenblick wieder zurück. Nun erfolgt eine Scene, die, wie ich mir einbilde, der Leser nicht ungern ganz hier finden wird.

Araminte und Chateaudor.

Araminte. Es hat nichts zu sagen, dem Himmel sey Dank! es hat nichts zu sagen; meiner Tochter ist wieder ganz wohl.

Chateaudor. Das freut mich unendlich, Madam; aber bey alle dem müssen wir doch die Gesundheit Ihrer Mamsell Tochter schonen. Ich will das Diner aussetzen, und die Gesellschaft auf den Abend bitten lassen. (Bey Seite.) Der Vorwand ist anständig. Da war wieder eine Mahlzeit erspart.

Araminte. Und Sie wollen wirklich dreißig Personen zum Souper haben?

Chateaudor. Ich hoff' es, Madam.

Araminte. Erlauben Sie, daß ich frey vom Herzen weg rede, daß ich Ihnen sage, was ich denke?

Chateaudor. Ich bitte Sie recht sehr darum, Madam.

Araminte. Mein lieber Freund, mein lieber Schwiegersohn, ist es nicht eine kleine Thorheit, dreißig Personen zu Mittag oder zu Abend bey sich zu haben, von denen wenigstens die Hälfte über Sie lachen wird?

Chateaudor. Ueber mich lachen wird?

Araminte. Ganz gewiß. Ich bin nicht geizig, nichts weniger als das; aber ich kann nicht leiden, daß man sein Geld um nichts und wieder nichts zum Fenster hinaus wirft.

Chateaudor. Ja, Madam, aber an einem Tage, wie der heutige?

Araminte. Sind es Verwandte, die Sie gebeten haben?

Chateaudor. Nein, Madam, nur Bekannte; Leute von Stande, Gelehrte, Magistratspersonen, Personen vom ersten Range.

Araminte. Desto schlimmer, desto schlimmer: das ist vollends nichts, als die liebe Eitelkeit. Mein lieber Freund, Sie kennen den Werth des Geldes nicht.

Chateaudor (erstaunt.) Ich, Madam?

Araminte. Ja, ja, Sie. Ihre Schwester hat mir weiß machen wollen, Sie wären haushälterisch; ich hab' es ihr aufs Wort geglaubt, ich

würde sonst meine Tochter keinem so verschwenderischen Manne gegeben haben, wie Sie sind.

Chateaudor. Ich? ein Verschwender? Madam . . .

Araminte. Ich ahndete gleich so etwas, als ich hörte, Sie hätten eine beträchtliche Summe für einen Titel hingegeben, der Ihnen fast nichts einbringt.

Chateaudor. Wie, Madam? Macht Ihnen dieser Titel kein Vergnügen? Wird er den Kindern Ihrer Tochter keine reellen Vortheile bringen?

Araminte. Keinesweges. Ich hätte Ihnen meine Tochter weit lieber gegeben, da Sie weiter nichts als Herr Colombier, und ein alter Bürger, waren, als jezt, da Sie Herr von Chateaudor, und ein neuer Edelmann sind.

Chateaudor. Aber, Madam . . .

Araminte. Ja, ja, Ihre Voraltern haben gebaut, und Sie machen Anstalten, einzureißen.

Chateaudor. Ich, einreissen? Sie sind sehr im Irthum.

Araminte. Ich wette, ohne sich auf Diamanten zu verstehen, und ohne jemand um Rath

zu fragen, lassen Sie sich von Ihrem Juwelier anführen.

Chateaudor. Ach, was die Diamanten betrifft, Madam . . .

Araminte (ihn unterbrechend.) Ach, was die Diamanten betrifft . . . Ich weiß schon, wo Sie hinaus wollen. Nicht wahr, die sollen der Schmuck der Madam von Chateaudor werden? . . . Meine Tochter, mein Herr, ist gut, aber simpel erzogen. Was der Wohlstand verlangte, geschah reichlich; allein für die Eitelkeit nichts. Ehrbarkeit ist immer der Schmuck meiner Tochter gewesen, und ich schmeichle mir, Sie wird die Erziehung, die ich ihr gegeben habe, nie verläugnen.

Chateaudor. Aber, Madam . . .

Araminte. Aber, mein Herr, ich bitte um Verzeihung. Ich werde vielleicht ein wenig zu hitzig: allein ich sehe Sie in einem Zuge von Aufwand, der mich zittern macht. Meine Tochter steht auf dem Spiele, wie Sie wissen, und eine Mitgabe von hunderttausend Thalern . . .

Chateaudor (ein wenig hitzig.) Habe ich nicht Güter genug, Sicherheit dafür zu leisten?

Araminte. O ja, Güter! Aber Güter lassen sich verzehren! Und Sie vorzüglich mit Ihrer Sucht Staat zu führen, den Großmüthigen zu machen?

Chateaudor. So lassen Sie mich doch zu Worte kommen: Sie kennen mich nicht = = =

Araminte. Wenn Sie nicht der wären, der Sie sind, so hätte ich Ihnen einen herrlichen Vorschlag zu thun. Ich habe fünfundzwanzigtausend Livres für mich allein: ich wäre zu Ihnen in Pension gegangen, ich hätte bey meiner Tochter gelebt, wir hätten eine herrliche Familie gemacht; aber mit einem Manne, wie Sie sind = = =

Chateaudor (bey Seite und aufgebracht.) Das ist zum Tollwerden! (Zu Araminten) Sie irren sich ganz in mir. Es giebt wenig Leute, die sich so gut auf Oekonomie verstehen, wie ich = = und Sie werden selbst sehen = = =

Araminte. Ich werde nichts sehen. Sie möchten mir gern etwas aufbinden: es wird Ihnen aber nicht glücken. Was meine Tochter betrifft = = da wollen wir zusehen = = Ich habe sie versprochen = = = Will sie, gut. Aber auf mich rechnen Sie nicht. Ich werde mich schon in Acht

nehmen, mit einem Manne zu thun zu haben, der sein Geld zum Fenster hinaus wirft.

(Sie geht ab.)

Chateaudor (ihr nachgehend.) Nein, nein, Madam, dem Himmel sey Dank, von dem Laster der Verschwendung bin ich frey.

Ende des zweiten Akts.

(Das übrige im folgenden Kapitel.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Kapitels.

Dritter Akt.

Frontin meldet seinem Herrn einen demüthigen Winkelautor, Namens **Hyacinth**. Er tritt herein, und nachdem er von einem seiner Stücke gesprochen hat, das die Komödianten zurückgegeben, rühmt er sich, die Genealogie des Herrn **von Chateaudor** ins Reine gebracht zu haben. Seine Gnaden sind aus der Familie **du Colombier**, und diese läßt er in gerader Linie von **Christoph Columbus** oder **Colomb** abstammen. Dieser Einfall ist sehr nach dem Geschmacke des Hoffärtigen, und der Autor wird zum Souper gebeten, aber ohne Umstände fortgeschickt, als er sein Verlangen äußert, den Herrn **Chateaudor** den Beutel ziehen zu sehen.

So wie **Hyacinth** herausgeht, kömmt **la Fleur**, der Bediente des Herrn Marquis **von Courbois**, und meldet die Ankunft seiner Herren. Vater und Sohn rechnen darauf, beym Herrn **von Chateaudor** zu logiren, und die Tochter des Marquis, die auch bey der Partie ist,

will zu ihrer Tante gehen. **Chateaudor** sieht es gar nicht sonderlich gern, daß man sich selbst so cavalierement zu Gaste bittet: doch läßt er sich nichts merken, und geht ab, sich nach dem Befinden seiner Braut zu erkundigen.

Frontin und **la Fleur** bleiben auf der Scene. Jeder macht eine Schilderung von seinem Herrn. Die vom **la Fleur** ist sehr lustig. Sein Herr spricht ganz anders, wie andere Leute; er spricht niemals einen Satz ganz aus; er sagt immer nur die Hälfte, das übrige muß man errathen: er hat Redensarten an sich, die er allenthalben anbringt, es mag sich reimen oder nicht, z. B. die Worte: **Recht schön!** Das Haus ist nicht reich, aber der Dienst bequem, und man befindet sich recht gut darin.

Frontin beklagt sich über seine Lage; sein Herr ist ein Geizhals. **La Fleur** sagt, er habe gute Gelegenheiten, ihn besser anzubringen; er habe sich nur eingebildet, er hänge zu fest an seinem Herrn. „Ja, ich hänge an ihm," sagt **Frontin**, „aber angenagelt bin ich nicht." Ihre Unterredung wird durch den Marquis und den Vicomte unterbrochen, die den Herrn des Hauses zu sprechen verlangen. Er wird gesucht. Vater und Sohn sind nunmehr allein, und aus ihrem Ge-

spräch erfährt man den Zweck ihrer Reise. Der Vicomte liebt **Leonoren**. Dem Marquis liegt nichts mehr am Herzen, als diese Heirath zu Stande zu bringen; **Chateaudor** ist ihr Freund, und beide schmeicheln sich, durch seine Vermittelung glücklich zu seyn.

Chateaudor kömmt herein. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen schickt er den Vicomte fort, seiner Schwester **Dorimene** das Compliment zu machen, und spricht von zwey Fremden, die bey ihr sind, ohne sie zu nennen, und ohne zu wissen, was zwischen dem jungen Manne und der Demoiselle im Werke ist. Der Marquis bleibt mit **Chateaudor**. Die Scene, die sie beide zusammen haben, will ich ganz hersetzen, um eine Idee von der Rolle des Marquis zu geben.

Chateaudor, der Marquis.

Der Marquis. Ach ja = = ehe wir = = Haben Sie Zeit?

Chateaudor. Ich stehe zu Befehl, Herr Marquis.

Marquis. Sie sind mein Freund.

Chateaudor. Das ist ein Titel, auf den ich stolz bin.

Marquis. Recht schön! ich wollte Sie bitten . . Ja . . nur mit ein paar Worten . . gerade zu . .

Chateaudor (bey Seite.) Gewiß ist er gekommen, Geld von mir zu borgen.

Marquis. Sie kennen mein Haus? . .

Chateaudor. Recht genau, Herr Marquis.

Marquis. Ich habe zwey Kinder . . ich muß drauf denken . . das Mädchen ist jung; recht schön; aber der Vicomte . . Sie wissen schon, was das . .

Chateaudor. Ich merke ohngefähr, daß Sie nun ernstlich auf das Etablissement Ihrer Kinder denken, und da thun Sie recht wohl daran; aber à propos bey Etablissement fällt mir ein, daß es meine Schuldigkeit ist, Sie von meiner bevorstehenden Heirath zu benachrichtigen.

Marquis. Wie? . . Sie wollen auch . . Recht schön; es freut mich unendlich.

Chateaudor. Heute wird der Contract unterzeichnet, und ich preise mich glücklich, daß der Herr Marquis eben . .

Marquis. Das ist vortreflich, aber . . zu gleicher Zeit . . würden Sie mich sehr verbinden, wenn . .

Chateaudor. Ich freue mich herzlich, einen so guten Kauf geschlossen zu haben, aber wenn Sie wüßten, wie viel michs kostet, an Möblen, Pferden, Equipage; ich habe mich ganz bloß gegeben.

Marquis. Recht schön!

Chateaudor. Gar nicht sonderlich schön.

Marquis. Hören Sie - - Sie stehn in Verbindung mit Madam Araminten - -

Chateaudor. Ja, mein Herr, sie ist jezt eben hier; Sie werden Sie selbst sehen. Das, zum Beyspiel, das ist eine reiche Frau, die könnte vielleicht was für Sie thun.

Marquis. Eben in der Absicht - - Wenn Sie für mich und den Vicomte das Wort bey ihr nehmen wollten - -

Chateaudor. O mit Vergnügen - -

Marquis. Aber ich möchte gern - - so - - Gesagt, geschehn - -

Chateaudor. Ich gehe eben jezt zu ihr: es soll das erste seyn, was ich ihr sage.

Marquis. Und glauben Sie - - daß - - Recht schön?

Chateaudor. Ich bin überzeugt, Madam Araminte wird Ihnen gern behülflich seyn; einmal in Rücksicht Ihrer, die Sie's in jeder Rück-

sicht

sicht verdienen, und dann auch in Rücksicht meiner, da ich ihr Schwiegersohn werde.

Marquis. Wie ‥ ihr ‥ wie?

Chateaudor. Ja, mein Herr, ich heirathe ihre Tochter?

Marquis. Aah! Recht ‥ Ists wirklich wahr?

Chateaudor. Aber warum sind Sie so erstaunt? Haben Sie etwas gegen meine Heirath einzuwenden?

Marquis. Gar nichts ‥ mein Sohn nur ‥ (Bey Seite) Ah ‥ wie er nun ‥ Ah ‥ wie unbesonnen! ‥

Chateaudor. Glauben Sie etwa, weil Madam Araminte das Heirathsgut ihrer Tochter auszahlt, so behielt Sie nicht Geld genug übrig, Ihnen etwas borgen zu können?

Marquis (aufgebracht) Mir borgen? ‥ Mir borgen? ‥

Chateaudor. Ich will zu ihr gehen ‥

Marquis. Nein, nein.

Chateaudor. Ich soll also nicht mit ihr reden?

Marquis. Nein! ‥‥ Nein! ‥ Recht schön! ‥‥ Nein!

Chateaudor. Mein Herr, ich bitte um Verzeihung, ich verstehe Sie nicht. — Hier sind Ihre Zimmer: ich habe Geschäfte; ich muß ausgehen. — Ihr gehorsamer Diener. (Bey Seite.) Da hab' ich doch in meinem Leben nichts lächerlichers gehört. (Er geht ab.)

Marquis. Den Teufel auch! . . Er weiß nicht, was er schwatzt.

Ende des dritten Akts.

In der ersten Scene des vierten Akts beklagt sich der Vicomte über **Leonorens** Versagung; in der dritten Scene klagt **Chateaudor** über das wunderliche Betragen seiner Braut und ihrer Mutter. Er hat große Lust zurückzugehen, er hat Mamsell **de Courbois** gesehen, die ihn entzückt hat: allein die hunderttausend Thaler der Madam **Araminte** möchte er nicht gern einbüßen.

Es folgt nun eine Scene zwischen dem Marquis und **Chateaudor**, wo der hoffärtige Mann mit seinen Reichthümern prunkt, und sich rühmt, seiner Braut ein Geschenk von Diamanten, hunderttausend Franken am Werthe, gemacht zu haben. Der Marquis erstaunt darüber, und geht ab, indem er mehrmals wiederholt: „**Für hun-**

„derttausend Franken Diamanten! Recht „schön!“

Chateaudor schmeichelt sich, die Tochter des Marquis heirathen zu können, ohne die hunderttausend Thaler der Madam Araminte einzubüßsen, und sagt seiner Schwester davon. Hier ist sein Plan. „Ich will es dahin bringen, daß Ma„dam Araminte ihre Tochter dem Vicomte mit „den hunderttausend Thalern, und der Marquis „mir von der andern Seite seine Tochter mit der„selben Summe giebt. Auf diese Weise befriedigt „der Vater seinen Sohn, verheirathet seine Toch„ter, ohne daß es ihm einen Heller kostet, und je„dermann hat Ursache zufrieden zu seyn.“

(Er geht ab.)

Dorimene, die an ihrem Bruder und ihrer Freundin gleichen Antheil nimmt, wünscht, daß der Plan, so seltsam er scheint, sich möchte durchsetzen lassen. Leonore kömmt und der Vicomte. Der Auftritt ist interessant, und wird durch Madam Araminte unterbrochen, die ihre Tochter unter dem Vorwande, mit der Modehändlerin, die sie erwarte, zu sprechen, fortschickt. Leonore geht mit Dorimenen ab.

Araminte bleibt allein mit dem Vicomte zurück, und spricht mit ihrer gewöhnlichen Freymü-

thigkeit mit ihm. Sie kennt seine Neigung für Leonoren; sie schätzt ihn sehr; sie würde ihm ihre Tochter mit Vergnügen geben; ihr Engagement mit Chateaudor sollte kein Hinderniß seyn allein die Umstände der Familie von Courbois sind nicht die besten: ihre Zerrüttung ist bekannt.

Der Vicomte sieht es ein, daß sie nicht Unrecht hat. Er versichert indeß, daß sein Vater ihm die Einrichtung ihrer Umstände überlassen wolle, und daß er sich schmeichle, von neuem Ordnung und Oekonomie einzuführen, und seinen Weg im Dienste fortzusetzen, den er aus Mangel an Unterstützung hatte aufgeben müssen.

Araminte nimmt sich die Lage des jungen Mannes, dessen Verdienste und Rechtschaffenheit sie kennt, zu Herzen. „Sie sind,“ sagt sie zu ihm, „nicht im Stande zu heirathen. Bleiben Sie „frey, und lassen Sie meiner Tochter Freyheit, „ihrem Schicksale zu folgen. Wollen Sie indeß „einen Beweis meiner Freundschaft annehmen, so „biete ich Ihnen die nöthige Summe an, ein Regiment zu kaufen. Ich verlange keine andere „Sicherheit, als eine Verschreibung auf Ihr Ehrenwort.“

„Und wenn ich sterbe?“ sagt der Vicomte, durchdrungen von Dankgefühl. „Wenn Sie ster-

„ben,“ versezt Madam **Araminte**, „ey nun, „wenn Sie sterben, so verliere ich vielleicht mein „Geld: alles aber ist deshalb nicht verloren. Es „bleibt mir immer das Vergnügen, einem recht„schaffenen Manne einen guten Dienst gethan zu „haben.“

Sie gehen zusammen zu Madam **Dorimenen**, und der Vicomte ruft den **la Fleur**, seinen Vater davon zu benachrichtigen, wenn er ihn suchen sollte.

Der Marquis kömmt, verlangt seinen Wagen, und ist gegen seinen Kutscher äußerst aufgebracht. **La Fleur** entschuldigt den Kutscher. **Chateaudors** Kutscher hat ihm das Stroh für die Pferde abgeschlagen. Der Marquis will es nicht glauben: **Chateaudor** ist ja kein Geizhals. **La Fleur** behauptet das Gegentheil, und erzählt dem Marquis alles, was **Frontin** ihm vertraut hat. Dem Marquis fallen die hunderttausend Franken für Diamanten ein; **la Fleur** entdeckt was es für eine Bewandniß mit diesen Diamanten habe. **Chateaudor** hat sie nur geliehen.

„Wie?“ sagt der Marquis, „ein heimlicher „Geizhals, ein falscher Mann, das ist zu . . . „Recht schön! Recht schön! Der nichtswür„digste Kerl auf Gottes Erdboden . . Meine

„Tochter? . . Er soll sie nicht kriegen. Für „hunderttausend Franken Diamanten, und kein „Bündel Stroh . .“ (Er geht ab.)

Mit dem fünften Akte fängt sich die Nacht an. **Chateaudor** läßt die Wand- und Kronleuchter anzünden.

Frontin ruft den **la Fleur**, er solle ihm helfen. Dieser thut es mit Vergnügen, und verspricht sich heut einen rechten Schmauß. **Frontin** giebt ihm nicht die beste Hofnung. „Wenigstens „doch eine Bouteille Wein?“ fragt **la Fleur**. „Das ist nicht gewiß,“ antwortet **Frontin**. „Mein „Herr hat papierne Kügelchen in der Tasche; so „wie eine Bouteille auf die Tafel kömmt, thut er „eins bey Seite: er weiß also genau, wie viel „aufgesezt worden sind, und es hält sehr hart, eine „auf den Busch zu schlagen.“

Chateaudor kömmt wieder zum Vorschein, aber ganz wüthend. Jedermann verachtet ihn, niemand hat seine Einladung angenommen. Er heißt den **la Fleur** gehen, und befiehlt dem **Frontin**, die Lichter auszuthun. **Frontin** gehorcht ungern; **Chateaudor** löscht selbst mit seinem Schnupftuche das lezte Licht aus, und bleibt im Dunkeln.

Chateaudor will fortgehen, hört aber Leute, die hereinkommen, und versteckt sich. La Fleur ists, der sehr erstaunt, die Lichter ausgelöscht zu finden. Er stößt auf Frontinen, sie erkennen sich, und plaudern zusammen. Chateaudor hört in seiner Ecke alles, was über ihn gesprochen wird. Dieß veranlaßt verschiedene komische Scenen, deren Zergliederung mich aber zu weit führen würde. Folgende finde ich aber doch für gut, ganz herzusetzen.

Madam Araminte, der Marquis,
(indem sie sich begegnen.)

Araminte. ... Ah, Ihre Dienerin, Herr Marquis.

Marquis. Ihr Diener, Madam ... Ich wollte eben ... Recht schön! Es freut mich ... Haben Sie meinen Sohn gesehn? ... Hat er mit Ihnen gesprochen?

Araminte. Ihr Sohn, meine Tochter, Madam Dorimene, bringen mich um den Kopf. .. Ich habe eine Laune ... Ich kenne mich nicht mehr ...

Marquis. So sind Sie wirklich böse darüber ... Sie kennen mich. Ich bin nicht ... Ich

habe kein ... Aber Güter ... Courbois ... Septfontaines ... Bas-coteau .. Verdûrier ... Recht schön, Madam ... Zwey Millionen, Madam.

Araminte. Was helfen Ihnen Ihre Millionen, Ihre Güter? Mein seliger Mann hat aus Nichts Millionen gemacht, und sie haben bey ihren Millionen — Nichts. Das konnte nicht anders gehen. Mein Mann war ein ordentlicher Mann; er hatte eine Frau, welche die Wirthschaft verstand; aber bey Ihnen, Herr Marquis, unter uns gesagt, bey Ihnen geht alles die Quere.

Marquis. Es ist wahr, die selige Frau Marquise ... sie war eine Liebhaberin vom ... Die arme gute Frau! ... Sie verlor stark ... Ich bald da .. recht schön .. und .. und bald dort ... Ich gestehe, ich weiß selbst nicht, wie ... aber mein Sohn ... der weiß es, wie ... Mit der Zeit ... mit der Zeit könnten wohl .. unsere Güter ...

Araminte. Ach, wenn Ihre Güter in meinen Händen wären, so sollte diese Zeit nicht lange mehr ausbleiben.

Marquis. Nehmen Sie sie, Madam ... Bey meiner Ehre, recht schön .. Nehmen Sie sie ...

Araminte. Glauben Sie, mein Herr, eine Person, wie ich, sey dazu da, Ihre Haushälterin zu machen?

Marquis. Gott behüte! Könnten wir nicht ... Ich bin eben nicht alt ... Sie sind noch ... Recht schön!

Araminte. Sie treiben Ihren Spott mit mir, Herr Marquis?

Marquis. Verzeihen Sie ... Was ich sage ... ist immer . ja . schön .. Recht schön!

Araminte. Ich habe keine Lust, mich wieder zu verheirathen; auf jeden Fall, wenn ichs thäte, geschäh es zum Besten meiner Tochter ..

Marquis. Ja, ja! Alles ... Herr über alles ... Schriftlich, Madam, schriftlich.

Araminte (mit Theilnahme.) Schriftlich, mein Herr? ...

Marquis. Ja, auf Ehre! . Schriftlich!

Der Vicomte kömmt dazu: er erfährt, was eben vorgegangen ist, vereinigt seine Bitten mit den Bitten seines Vaters, die Direction ihrer Affären als Frau Marquise von Courbois zu übernehmen. Sie steht noch an. Leonore kömmt, wirft sich zu den Füßen ihrer Mutter, und bewegt sie, Ja zu sagen.

Madam Dorimene erfährt den ganzen Vorfall. Es freut sie sehr, Leonoren glücklich zu wissen, ist aber unzufrieden damit, daß man die ganze Einrichtung getroffen hat, ohne ihrem Bruder das mindeste davon mitzutheilen.

„Er hätte meine Tochter bekommen,“ sagt Madam Araminte, „wenn er kein lächerlicher Ver„schwender wäre.“

Und meine,“ sagt der Marquis, „hätte er ge„kriegt, wenn er kein Geizhals wäre.“

Der hoffärtige Geizige kömmt dazu. Er erfährt alles, und erwählt sein Theil wie ein Weiser. Das Souper ist fertig, man darf es nicht umkommen lassen. Die Gäste finden sich ein: er will nicht, daß man sich über ihn lustig machen soll. Er läßt sie hereinkommen, und kündigt Ihnen an, er habe sie zur Hochzeitfeyer des Herrn Vicomte von Courbois eingeladen. Niemand läßt es sich aufheften: die Bedienten haben schon geplaudert. Die Laster des Chateaudor sind entdeckt: er wird seines Geizes wegen verabscheut, und seiner Hoffart wegen verachtet.

Zweyundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der beiden vorigen Kapitel. Anekdoten, den prächtigen Geizigen betreffend.

Die erste Person, der ich mein Stück sehen ließ, als ich glaubte, daß es sich sehen lassen könne, war Herr Preville. Ich hatte ihm die Rolle des Marquis bestimmt, und war neugierig, sein Urtheil über diesen Charakter und über das ganze Stück zu hören.

Er schien mit beidem zufrieden. Ich theilte ihm meine Meynung über die Schwierigkeiten mit, die mit dieser Rolle verknüpft wären, wenn er sie recht natürlich spielen wollte. „Ich kenne," sagte er mir, „diese schöne Natur schon."

Nach der Aufmunterung von Seiten dieses schäzbaren Schauspielers las ich mein Stück in der Versammlung der französischen Komödie vor. Es erhielt Stimmen für und gegen sich, und ward unter der Bedingung, daß es Verbesserungen erhielte, angenommen. Einer solchen Art von Aufnahme war ich nicht gewohnt. „Doch, sagte „ich zu mir selbst, kein Stolz, kein Eigensinn; ich „nehme etwas davon, setze etwas hinzu; ich ver-

„bessere, polire, verschönere meine Arbeit.“ — Es kommt zu einer zweiten Vorlesung, das Stück wird angenommen, und für die Reise nach Fontainebleau in das Repertorium eingetragen.

Mein Stück war eins von den ersten, das auf dem Hoftheater gespielt werden sollte. Herr Preville ward bey seiner Ankunft krank, und blieb vier Wochen im Bette. Gegen das Ende der Reise besserte es sich mit ihm, und der prächtige Geizige ward auf den Tag vor der Abreise des Königs bestimmt.

Alle Minister, alle Fremden, alle Departements waren schon fort. Die Schauspieler waren ermüdet. Sie hatten keine große Lust zu studieren, und noch weniger zu repetiren. Ich sah die kritische Lage meines Stücks, und bat sehr bescheiden, die Vorstellung, wo möglich, aufzuschieben. Allein es war kein anderes in das Repertorium eingetragen, und man überredete mich, es wäre nun nicht mehr zu ändern.

Ich ging in die erste Vorstellung meines Stücks, und nahm meinen gewöhnlichen Standpunkt in der Tiefe des Theaters hinter dem Vorhang. Die Anzahl der Zuschauer war so klein, daß man weder auf eine gute oder schlechte Aufnahme des Stücks schließen konnte. Es ward ohne das ge-

ringste Zeichen von Zufriedenheit oder Tadel ausgespielt. Ich ging nach Hause; ich sah Niemand; jedermann war beschäftigt einzupacken, ich packte auch ein; jedermann machte sich auf den Weg, ich machte mich auch auf den Weg.

Unterwegs hatte ich Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Die schreckliche Kälte, mit der man mein Stück angehört hatte, konnte von der Leere des Hauses und den Umständen des Augenblicks herkommen: allein ich bemerkte auch, daß verschiedene Schauspieler sich in der Art der Darstellung geirrt hatten.

Madam Drouin, eine vortrefliche Schauspielerin für Nebenrollen, spielte die Araminte als eine edle Mutter. Das war mein Fehler. Der Leser wird sich der Scene erinnern, wo Madam Araminte eine großmüthige Handlung gegen den Vicomte ausübt. Die Schauspielerin ging von da aus, und wähnte, sie müsse ihre Rolle ernsthaft und feyerlich spielen.

Wohlthätigkeit und Edelmuth finden sich in allen Ständen. Eine Frau aus den Hallen begeht eine schöne That, und bleibt deshalb doch ein Heringsweib. Madam Araminte begeht eine schöne That, die ihren Fähigkeiten angemessen ist, und bleibt deshalb doch eine eigensinnige Mutter,

eine überlästige Freundin. In einzelnen Fällen konnte sie interessant werden, im Ganzen aber blieb ihr Charakter komisch.

Herr Bellecour spielte den **prächtigen Geizigen**, wie einen **Ruhmsüchtigen**: gut in den Situationen, wo er Hoffart, und sehr gezwungen, wo er nur den Geizigen zeigt. Auch das war mein Fehler. Ich hätte die Rolle einem Akteur geben sollen, der die Mantelrollen und überladenen Rollen spielte.

Ueber Herrn **Preville** habe ich nichts zu sagen. Seine Rolle war von einer außerordentlichen Schwierigkeit; er hatte nicht Zeit gehabt, sich die abgebrochenen Redensarten geläufig zu machen, die viel Feinheit erfordern, um den Zuschauern auch das zu verstehen zu geben, was der Schauspieler nicht ganz aussprechen durfte. Das war mein großer Fehler, ich hätte Vorstellungen thun, und meine Gönner in Bewegung setzen sollen, daß mein Stück nicht in **Fontainebleau** hätte dürfen gegeben werden. So rückte ich mir selbst alle meine Vergehungen vor, schrieb gleich bey meiner Ankunft in **Paris** an die Schauspieler, und nahm mein Stück auf der Stelle zurück.

Meine Freunde verlangten mit Ungeduld den prächtigen Geizigen auf dem Pariser Theater zu se-

hen. Sie waren alle verdrüßlich, als sie erfuhren, daß ich ihn zurückgenommen habe. Man machte mir Vorwürfe, man quälte mich, man ließ mir keine Ruhe, es wieder auf das Theater zu geben. Man stellte mir, um mir Muth zu machen, vor, wie viel Stücke, die bey der ersten Vorstellung gefallen wären, sich bey den folgenden wieder gehoben hätten. Sie hatten vielleicht Recht, ich würde auch ihren Rath befolgt, ihr Verlangen befriedigt haben, hätten die Schauspieler nur die geringste Lust bezeigt, es von neuem zu spielen: wahrscheinlich aber waren sie eben so sehr davon degutirt, als ich selbst. Mein Stück war unter einem bösen Gestirn geboren, dessen Einflüsse ich fürchten, und es lieber zur Vergessenheit verdammen mußte. Meine Strenge ging so weit, daß ich es sogar den Personen, die es zum Lesen verlangten, abschlug.

Indeß konnte ich doch dem Verlangen eines der größten Herren des Königreichs, dessen Bitten Befehle sind, nicht widerstehen. Ich ging zu ihm, und überreichte ihm mein Stück. Eine Dame nahm die Vorlesung über sich, und zeigte dabey die Leichtigkeit und die Anmuth, die ihr von Natur eigen sind. Bey der ersten Erscheinung des Marquis aber, wurde sie von der sonderba-

ren Beschaffenheit der Rolle, von der sie nicht prävenirt war, überrascht. Herr *** nahm die Handschrift, und las diese Scene und alle übrigen, wo diese Person auftritt, mit einer Leichtigkeit und einer solchen Genauigkeit, daß man ihn für den Verfasser des Stücks hätte halten sollen. Ich gestehe, ich konnte meine Freude und Bewunderung nicht verbergen.

Nach geendigter Vorlesung schien jedermann zufrieden; allein ich war im Hause der Güte, der Nachsicht, der Höflichkeit selbst, und konnte also nichts anders als Complimente erwarten.

Dreyundzwanzigstes Kapitel.

Vermählung des Grafen Artois, Bruder des Königs. Ankunft des Ritters Giovan Mocenigo, neuen venetianischen Gesandtens, in Paris. Seine Gütigkeiten gegen mich. Seine glückliche Negotiation wegen Abschaffung des Droit d'Aubaine zwischen der Krone Frankreich und der Republik. Meine Attentions für die Italiener. Neue Ausgabe des Metastasio. Italienische Kupferstecher, die sich dabey hervorthaten.

Im Monat November des Jahres 1773 feyerte man in **Versailles** die Vermählung des Grafen von **Artois**, Bruders **Ludewigs des XVI**, mit **Marie Therese** von Savoyen, Tochter des Königs von Sardinien, und Schwester von Madam.

Die Festins bey dieser Gelegenheit wurden mit der gewöhnlichen Pracht und Größe angegeben und ausgeführt.

So sehr die Jahrszeit den ländlichen Schauspielen im Park im Wege stand, so glänzend waren die Gemächer durch die Menge Tanzpartien und Spieltische, und durch die große Anzahl der Fremden, die von allen Orten herbeykamen, die-

ser Vermählung beyzuwohnen, und den Winter in Paris zuzubringen.

Ohngefähr um diese Zeit kam der Ritter Giovan **Mocenigo**, venetianischer Abgesandter, nach **Paris**, den Ritter Sebastian **Mocenigo**, seinen jüngern Bruder, der die vier Jahre seiner Gesandtschaft absolvirt hatte, abzulösen.

Dieser neue Minister der Republik war einer von meinen alten Gönnern. Er hatte mir wesentliche Beweise seines Wohlwollens gegeben, und mich lange Zeit mit meiner Familie bey sich logirt: er beschützte mit den **Balbis**, **Querinis**, **Valiers**, **Berengans**, **Barbarigos**, meine erste Florentiner Ausgabe, und erleichterte, ohnerachtet des barbarischen Krieges, den die Buchhändler gegen mich angesponnen hatten, die Einführung derselben in die Stadt.

Jezt erhielt ich eine neue Probe seiner Gütigkeit. Bey Gelegenheit seiner Verbindung mit der Nichte des Doge **Loredano**, schrieb er mir folgendes Billet. „Der Durchlauchtigste Doge hat „mir erlaubt, einige meiner Freunde zu meiner „Hochzeit einzuladen. Sie gehören darunter, ich „bitte Sie, sich einzufinden; Sie werden Ihr Couvert finden.“

Ich blieb nicht aus. In dem sogenannten Gastsaal stand eine Tafel von hundert, und in einem andern Zimmer noch eine andere von vierundzwanzig Couverts, an welcher der Neffe des Doge die Honneurs machte. Ich bekam meinen Platz an der leztern. Beym zweiten Aufsatz aber stand jedermann auf, und wir gingen alle in den großen Saal, wo wir die Tour dieses unermeßlichen Zimmers machten, und bald hinter Diesem, bald hinter Jenem verweilten. Ich für mein Theil genoß eine Menge Artigkeiten, mit denen man einen Schriftsteller überhäufte, der das Glück hatte zu gefallen.

Der Ritter **Giovan Mocenigo** leistete seiner Nation während dem Laufe seiner Gesandtschaft einen wichtigen Dienst. Er trat mit dem französischen Hofe über die gegenseitige Aufhebung des Droit d'Aubaine in Unterhandlung, und war so glücklich, die Sache zu Stande zu bringen.

Ich vernahm diesen Vorfall mit großer Zufriedenheit: wiewohl ich selbst kein näheres Interesse dabey hatte, denn ich habe meinen Erben nach meinem Tode nichts zu hinterlassen: ich freute mich aber im Namen der Venetianer, die Geschäffte in Frankreich haben.

Ich habe immer meine Landsleute mit den freundschaftlichsten Augen angesehen. Sie sind immer willkommen in meinem Hause gewesen, und ob ich gleich mehr als Einmal betrogen worden bin, so konnten doch alle diese schlechten Leute mir das Vergnügen, mich nützlich zu machen, nicht verbittern. Ich schmeichle mir, nie soll ein Italiener unzufrieden mit mir **Paris** verlassen haben.

So sehr ich mich freue in Frankreich zu wohnen, so macht es mir doch Vergnügen, mich von Zeit zu Zeit mit Leuten aus meiner Nation, oder mit Franzosen, die des Italienischen kundig sind, zu unterhalten.

Der Ort, wo ich am häufigsten Gelegenheit dazu finde, ist das Haus der Madam **du Boccage**. Kein Fremder von einigem Namen und Talenten kömmt nach **Paris**, ohne sich Mühe zu geben, Zutritt in ihrem Hause zu erhalten. Bey dieser Dame machte ich eine sehr angenehme, und für mich sehr interessante Bekanntschaft.

Eines Tages, als ich zu Mittag dort speiste, stellte mich die Frau Gräfin **Bianchetti**, eine Nichte der Madam **du Boccage**, einer Dame vor, die ich hätte kennen sollen, und die ich nicht erkannte. Ich erstaunte, als ich mich in sehr gutem Ven=

tianisch von einer Person grüßen hörte, die bis jezt vollkommen gut Französisch gesprochen hatte.

Es war die Gemahlin des Herrn **de la Borde**, General-Administrators der königlichen Domänen, und Schwester des Herrn **le Blond**, der seinem Vater in der Stelle eines französischen Consuls in **Venedig** folgte. Ich hatte diese Dame in ihrer ersten Jugend gekannt; sie war die jüngste von drey Schwestern, die man die drey Schönheiten von **Venedig** nannte.

Nach dem venetianischen und toscanischen Dialecte amüsirt mich der genuesische am meisten. „Gott," sagen die Italiener, „hatte jeder Nation ihre Sprache gegeben, und nur die Genueser vergessen. Sie sezten sich also nach ihrer eigenen Phantasie eine Sprache zusammen, die sehr nach der babylonischen Sprachverwirrung schmeckt." Doch es ist die Sprache meiner Frau, und ich verstehe und spreche sie ziemlich gut.

Ich hatte sonst häufige Gelegenheit, sie mit einem Freund aus **Genua** zu sprechen, den gewisse Umstände aus **Paris** entfernt haben. Ich habe nicht mehr das Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten, dafür aber das Vergnügen, sehr oft bey seiner Gattin zu speisen.

Man findet bey ihr eine kleine, aber sehr reizende, ausgesuchte Gesellschaft. Herr **Valmont de Bomare**, der Naturkündiger, der mit Vergnügen die Gäste zugleich unterrichtet und belustigt, wenn man ihm Gelegenheit giebt, seine ausgebreiteten Kenntnisse an den Tag zu legen. Herr **Coqueley de Chaußepierre**, Parlaments-Advokat, der in ernsthafte sowohl als in galante Gespräche Anmuth und Munterkeit zu legen weiß — und sonst noch mehrere eben so liebens- als achtungswürdige Personen.

Man plaudert bey Tische, man läßt die Neuigkeiten des Tages, die Schauspiele, Entdeckungen, Vorfälle, u. s. w. die Musterung passiren, jedes giebt sein Wort dazu, und wenn sich irgend einmal ein Streit erhebt, so versteht sich die Frau vom Hause, die voller Geist und Kenntnisse ist, ganz vortreflich darauf, ihn sogleich zu gegenseitiger Zufriedenheit zu schlichten.

Sollten meine Memoiren das Glück haben, über das Meer zu kommen, so wird mein Freund *** sehen, daß ich ihn nicht vergessen habe. Ueberdieß lasse ich nicht mehr als der Wahrheit Gerechtigkeit wiederfahren, und nichts macht mir eine angenehmere Empfindung, als wenn ich Gelegenheit finde, von meinen Freunden zu sprechen, die

ich sehr, die ich treu und beständig liebe, sie mögen Italiener oder Franzosen seyn.

Die französische Nation ist mir jezt eben so werth und lieb, als meine eigene, und es ist ein Vergnügen mehr für mich, wenn ich Franzosen antreffe, die Italienisch sprechen. Ich will hier einiger erwähnen, die, so viel ich weiß, es besser als die übrigen schreiben und sprechen. Madam **Pathouin**, z. B. seit kurzem Wittwe von Herrn **Pathouin**, berühmten Parlaments-Advokaten in **Paris**, ein Frauenzimmer, die eben so liebenswürdig, und von Seiten des Verstandes und der Talente so achtenswerth ist, als es ihr Mann wegen seiner Wissenschaft und Rechtschaffenheit war.

Ohne in Italien gewesen zu seyn, und ohnerachtet sie das Studium der italienischen Sprache erst sehr spät angefangen und nicht länger als zwey Jahre fortgesezt hat, ist sie doch im Stande, sich in lange Unterredungen mit Italienern einzulassen, wobey sie durchgehends die besten Ausdrücke, die ausgesuchtesten Phrasen, und die gewöhnlichsten Wendungen anbringt.

Der Herr Präsident **Tachar** vereinigt mit seinen sehr ausgebreiteten Kenntnissen, und mit seinem Geschmack an der französischen Litteratur,

den Geschmack an der italienischen Sprache und Litteratur.

Während er den sehr wichtigen und mit vielen Geschäften verbundenen Posten eines Intendanten der amerikanischen Inseln unter dem Winde inne hatte, fand er doch Zeit, mir zu schreiben, und unsere Correspondenz war beständig in italienischer Sprache.

Er versuchte sich damals im toskanischen Dialekt, und machte selten einen Fehler. Nach seiner Zurückkunft aus Amerika that er eine Reise nach Italien. Er ist kein Franzose mehr, der die Italiener nachahmt: in seinen Unterhaltungen und Briefen scheint er beiden Nationen anzugehören.

Die Frau Baronesse von **Bordic** hat viel Geschmack und Anlage für die italienische Sprache. Ich hatte die Ehre, sie in Paris, das sie einige Monate hindurch mit ihrer Gegenwart beglückte, zu sehen, und ihre Bekanntschaft zu machen. Man schätzte sie wegen ihrer vortreflichen Eigenschaften, man bewunderte ihren Verstand, man liebte sie wegen der Zauberey ihrer Poesie — mit Einem Worte, man betete sie an.

Madam von **Bordic** wohnt in **Nimes**; es schmerzt mich, ihres Umgangs beraubt zu seyn, ihr Briefwechsel aber entschädigt mich, und die

Briefe, mit denen sie mich von Zeit zu Zeit beehrt, beweisen, wie sehr sie unsere Sprache und unsere Schriftsteller studirt hat.

Herr **Cousin**, königlicher Advokat in der Baillage **Caux**, ist auch ein großer Liebhaber. Ich habe niemals die Ehre gehabt, ihn zu sehen, er aber hat mir die Ehre erzeigt, mir aus **Dieppe**, wo er seinen Wohnsitz hat, immer Italienisch, und bisweilen sogar im venetianischen Dialekte zu schreiben.

Unsere italienische Litteratur wird in Frankreich sehr goutirt, unsere Bücher werden gut aufgenommen, und gut bezahlt. Die königlichen Bibliotheken sind reichlich damit versehen. Der verstorbene Herr **Floncel** hatte allein eine Bibliothek von 16000 Bänden, lauter italienischen Büchern. Herr **Molini**, italienischer Buchhändler in dieser Stadt, führt einen beträchtlichen Handel damit.

Die Anzahl Exemplare meiner Lustspiele, die man in diesem Lande verkauft hat, ist ungeheuer groß, und noch größer war der Eifer, mit dem man auf die neue Ausgabe der Werke des **Metastasio** unterzeichnete.

Diese prächtige Ausgabe, die von Herrn **Pezzana** besorgt und ausgeführt wurde, ist mit allen typographischen Schönheiten geschmückt. Sie ist

schön und theuer, eins läßt sich ohne das andere nicht machen. Es sind köstliche Kupferstiche dabey; man bewundert unter andern einen **Polyphem** von **Bartolozzi**, und an verschiedenen Platten den vortreflichen Grabstichel und die Zeichnung des Herrn **Martini**. Er ist einer von den besten Zöglingen des Herrn **le Bas**: ein braver, aufgeklärter und sehr geschickter Parmesaner; ein Künstler, welcher der italienischen Nation Ehre macht. Er ist in **Paris**, wo er, so wie ich, seinen festen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Er hat wohl daran gethan.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Tod Ludewigs des XV. Thronbesteigung Ludewigs des XVI. Geburt des Duc d'Angouleme. Krankheit der Mesdames de France. Ihre Genesung in Choisi. Vermählung von Madam Clotilde, Schwester des Königs. Meine Dienste bey dieser Prinzeßin und Madam Elisabeth. Neue Wohlthaten des Königs gegen mich.

Auf die Freude, welche die Vermählungen dreyer Prinzen im Königreiche verbreitet hatte, folgte die tiefste Traurigkeit. **Ludewig der XV.** ward krank, die Blattern zeigten sich bald: sie waren von den bösartigsten, giftigsten, und dieser starke König unterlag mit der besten Leibesbeschaffenheit jener Geißel der Menschheit.

Welch eine Betrübniß für Frankreich, das ihm den Namen des **Vielgeliebten** gegeben hatte, welch ein Schmerz für seine Familie, die ihn anbetete, welch ein Verlust für seine alten treuen Diener, die ihm mehr aus Liebe als aus Pflicht zugethan waren! *)

*) Der Leser darf wohl nicht erst aufmerksam darauf gemacht werden, daß unser Verfasser durch seine natürliche Gutmüthigkeit und allzu große Vorliebe oder

Man konnte sich keinen gnädigern König, keinen zärtlichern Vater, keinen gelindern Herrn denken; die Eigenschaften seines Herzens waren

Nachsicht gegen die Nation, unter welcher er jezt lebt, oft verführt worden, Kleinigkeiten mit übertriebenen Lobsprüchen zu belegen, und manche Personen, Umstände und Vorfälle in ein ganz falsches, schimmerndes Licht zu setzen. Was er von der tiefen Trauer der französischen Nation über den Tod **Ludewigs des XV.** sagt, ist ein offenbares historisches Falsum. Es würde vollkommen richtig seyn, wenn **Goldoni** von der Krankheit dieses Monarchen in Metz (1744) spräche, wo die Niedergeschlagenheit, der Schmerz und die Besorgniß des Volks, ihn zu verlieren, eben so groß und wahr, als nach seinem Tode die Freude über seinen Abschied laut und ohne Rückhalt war. Niemand wird von einem Schriftsteller, in der Lage unsers Verfassers, fordern, daß er über einen Nebenumstand, der nicht einmal in dem Plane seines Werks liegt, die Wahrheit ohne allen Schleyer zeigen, und sich, ohne Nutzen zu stiften, unangenehme Folgen zuziehen soll — gerechte Vorwürfe aber verdient der Schriftsteller, der die Wahrheit nicht allein wissentlich, sondern auch ohne Noth und Zwang verfälscht. Wer die Wahrheit nicht sagen darf, der sage wenigstens nicht offenbare Unwahrheiten, durch die er seinen Verstand oder sein Herz herabsezt, und ergreife dafür lieber den klügsten und besten Ausweg, der (wenige Fälle ausgenommen) immer und allen offen steht — er schweige ganz!

vortreflich, und die seines Geistes sehr glücklich.

Aber trocknet eure Thränen, ihr Franzosen! Die Vorsicht hat ihm einen Nachfolger gegeben, dessen Tugenden euch beglücken werden. Ihr habt schon mehrere eurer Könige durch Titel und Beynamen, die auf die Nachwelt übergegangen sind, charakterisirt. Welchen ehrenvollen Beynamen werdet ihr für **Ludewig den XVI.** wählen?

Güte, Gerechtigkeit, Gnade, Wohlthätigkeit sind allen denen Pflicht, die Gott zu Herrschern der Menschen bestimmt hat. Von seinen persönlichen Eigenschaften müßt ihr ihn hernehmen. Seine Sitten, sein Betragen, sein Eifer für das allgemeine Beste, für den Frieden, für die Ruhe von Europa, seine Religion, seine Mäßigung, die Rechtschaffenheit, die er fordert, das Beyspiel, das er selbst davon giebt . . . . das sind seltene Tugenden, wesentliche, dem Staate viel nützlichere Tugenden, als der Geist der Eroberung. Das sind unerschöpfliche Quellen von Lobschriften und ewiger Denkmähler.

Das dreyunddreißigste Jahr ist nicht das Alter, in welchem die öffentliche Stimme über die Ehrennamen und Titel des Monarchen entscheidet, der nach dem Ruhm, sie zu verdienen, strebt:

allein ich bin zu alt, um diesen Zeitpunkt abzuwarten. Ich nenne ihn unterdessen in meinem Herzen **Ludewig den Weisen**.

Ach! welchen Glückswechseln ist die Menschheit nicht unterworfen! Ich sehe mich genöthigt, hier an einen neuen Gegenstand der Furcht und des Schmerzens zu erinnern. An den drey Töchtern **Ludewigs des** XV, welche die ganze Krankheit ihres Vaters über sein Bette nicht verlassen hatten, äußerten sich dieselben Symptomen, und sie liefen gleiche Gefahr.

Diese Prinzessinnen waren zu interessant, als daß nicht jedermann ihrer Umstände wegen hätte besorgt seyn sollen. Gott erhielt sie uns; Gott riß diese heldenmäßigen Muster kindlicher Liebe aus den Armen des Todes.

Sie gingen nach **Choisi**, dort ihre Genesung abzuwarten. Ich hatte bey dieser furchtbaren Gelegenheit nicht weniger gelitten, als die andern, und ich ging in ihrem Gefolge mit dahin, die heilsame Luft dieses reizenden Ortes zu athmen.

Eines Tages war ich bey einem Diner der Prinzessinnen und ihrer Gesellschaftsdamen. Der Prinz von **Conde** war die einzige Mannsperson an der Tafel. Madam **Adelaide** erzeigte mir die Ehre, mich diesem Prinzen zu nennen, der mich

sehr freundlich anblickte: ich näherte mich ihm ehrfurchtsvoll. Er sprach mit mir von meinem wohlthätigen Murrkopf. Ich wußte, daß er ihn in Chantilly mitgespielt, und die Rolle des Geronte meisterhaft dargestellt hatte. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihm mein Compliment und meinen Dank deshalb abzustatten.

Bey meiner Wiederkunft nach **Paris** hörte ich von einer Verbindung, die zwischen Madam **Clotilde**, Schwester des Königs von Frankreich, und dem Prinzen von Piemont, vermuthlichen Erben der Krone Sardinien, im Werke wäre.

Diese Neuigkeit war sehr interessant für mich. Ich begab mich nach **Versailles**, um dort genauere Nachricht einzuziehen. Das Projekt hatte seine Richtigkeit, man machte aber noch ein Geheimniß daraus. Erst sieben Monate vor Vollziehung der Vermählung erhielt ich Befehl zur Prinzessin zu kommen, und ihr einigen Unterricht in der italienischen Sprache zu geben.

Ich gehorchte; aber was konnte sie in sieben Monaten lernen? Ich nahm mich wohl in Acht, sie den gemeinen Weg zu führen: sie hatte ihre französische Sprachlehre gut inne, ich ließ ihr also aus der italienischen Grammatik nur die Hülfsverba lernen. Ich ließ sie viel lesen. Die Bemer-

kungen und kurzen Ausschweifungen, die ich bey der Lectüre anbrachte, thaten, meiner Meynung nach, weit bessere Dienste, als das lange und langweilige Kyrie von Regeln und scholastischen Spitzfündigkeiten hätte thun können.

Die Lectüre ging zugleich auf einen noch interessantern Zweck los. Ich lehrte sie die klassischen Schriftsteller der Italiener den Namen nach, durch einige Anekdoten aus ihrem Leben, und die Titel ihrer Werke kennen. Ich gab mir Mühe, sie in den Sitten und Gebräuchen der italienischen Nation zu unterrichten.

Diese sanfte, gefällige Prinzessin besaß eine bewundernswürdige Leichtigkeit im Lernen, und das glücklichste Gedächtniß. Ich kam alle Tage zu ihr, und sie machte wunderbare Fortschritte, obgleich unsere Zusammenkünfte oft durch Juwelirer, Galanteriehändler, Maler, Kaufleute gestört wurden. Ich ging oft in ihr Zimmer, Zeuge von der Wahl der Stoffe, von dem Preiß der Kostbarkeiten, und der Aehnlichkeit von Porträts zu seyn.

Doch suchte ich selbst aus diesen Störungen Nutzen zu ziehen. Ich ließ ihr auf Italienisch die Namen der Sachen, die sie gesehen, die man für sie gehandelt, die man gekauft oder zurückgegeben hatte, wiederholen.

Wir

Wir bekamen noch andere Zerstreuungen. Eine Reise nach Rheims, zur Salbung und Krönung des Königs, und die Geburt des Duc d'Angouleme. Dieser Prinz, ein Sohn des Grafen von Artois, war die erste Frucht der drey Ehen der königlichen Kinder, und also dem Staate sehr interessant. Die Lustbarkeiten waren der öffentlichen Freude angemessen.

Meine erhabene Schülerin benutzte, ohnerachtet aller dieser Zwischenräume, ihre Zeit vortreflich. Sie sprach das Italienische sehr gut aus, und las es noch besser. Sie war im Stande, die Hochzeitgedichte, welche die piemontesischen Dichter für sie in Bereitschaft haben mochten, zu lesen und zu verstehen.

Die Vermählung ward gegen Ende des Monats Augusts im Jahre 1775, in der Kapelle von Versailles, durch Procuration vollzogen. Es wurden prächtige Festins und Lustbarkeiten gegeben. Die Prinzessin reiste angebetet und bedauert hinweg. Alle diejenigen, die ihr gedient hatten, die in ihrer Nähe gewesen waren, erhielten Beweise ihrer Güte. Es ist nicht zu verwundern, daß unter der Menge Eine Person vergessen ward. Das Unglück wollte, daß diese Vergessenheit mich treffen sollte.

Wegen meiner Dienste und meines Aufwands hatte ich nichts verlangt und nichts bekommen, doch war ich überzeugt, daß ich nichts verloren hätte. Ich hielt mich ruhig, und ließ kein Wort fallen.

Personen, die sich für mich interessirten, wurden über mein Stillschweigen ungeduldig, und thaten Schritte, um zu erfahren, an wen ich mich halten müsse. Sie waren gescheiter als ich, und ihre Vermittlung war mir sehr nützlich.

Man glaubte am Hofe, meine Pension von 3600 Livres machte mich zum Dienst der ganzen königlichen Familie verbindlich: man wußte nicht, daß sie eine Belohnung für den Unterricht war, den ich den Mesdames im Italienischen gegeben hatte. Diejenigen, welche die Ausgaben der Erbprinzessin von Piemont zu besorgen gehabt hatten, waren überzeugt, ich müßte belohnt werden, allein die Affären, diese Prinzessin betreffend, waren nunmehr geendigt. Es blieb mir nichts übrig, als zu warten. Man wollte mich auch bey Madam Elisabeth, einer andern Schwester des Königs, brauchen, und auf diese Gelegenheit konnte ich also meine Forderungen versparen.

Ich wartete lange, und behielt immer mein Quartier in **Versailles**. Endlich kam der Tag,

ich erhielt Befehl, bey Madam Elisabeth zu erscheinen.

Diese junge, lebhafte, muntere, liebenswürdige Prinzessin war mehr noch in den Jahren, wo man sich vergnügen, als wo man lernen muß. Ich hatte den Lehrstunden im Lateinischen, die man ihr gab, beygewohnt, und bemerkt, daß sie viel Anlage zum Lernen, aber wenig Lust hatte, bey unnützen Kleinigkeiten zu verweilen.

Ich befolgte ohngefähr dieselbe Methode, die ich bey der Prinzessin von Piemont angewandt hatte. Ich quälte sie weder mit Declinationen noch mit Conjugationen, die sie um ihre Geduld würden gebracht haben. Sie wollte einen Zeitvertreib aus ihrer Beschäftigung machen, und ich gab mir alle Mühe, meinen Unterricht im Gespräch unterhaltend und angenehm zu machen.

Meine Komödien wurden gelesen. In den Scenen zu zwey Personen lasen und übersezten die Prinzessin und ihre Staatsdame jede eine Rolle: kamen drey Personen vor, so nahm eine Gesellschaftsdame die dritte Rolle über sich, und kamen noch mehr als drey vor, so las ich die übrigen.

Diese Uebung war nützlich und angenehm, doch darf man sich wohl schmeicheln, daß die Jugend sich lange mit Einer Sache belustige? Von der

Prosa gingen wir zu Versen über: Metastasio beschäftigte meine erhabene Schülerin eine Weile. Mein einziges Bestreben war, es ihr recht zu machen, und sie verdiente es wohl. Mein Dienst war der leichteste und angenehmste von der Welt.

Doch ich ward allmälig alt: die Luft in Versailles war mir nicht zuträglich. Die Winde, die hier herrschen, und fast unaufhörlich wehen, griffen meine Nerven an, machten meine ehemalige Hypochondrie von neuem rege, und verursachten mir Herzklopfen. Ich sah mich genöthigt, den Hof zu verlassen, und nach Paris zurückzukehren, wo man eine sanftere, und meinem Temperamente angemessenere Luft athmet.

Mein Neffe konnte, ob er gleich beym Kriegsdepartement angestellt war, meine Stelle ersetzen; er hatte es bey den Mesdames gethan, und ich konnte sicher auf die Güte der Madam Elisabeth rechnen. Jezt war der Augenblick da, meine Sachen einzurichten, und ich vergaß mich in diesen Umständen nicht.

Ich überreichte dem König eine Bittschrift, die von den Prinzessinnen unterstützt wurde. Die Königin selbst hatte die Güte, sich für mich zu interessiren, und der König die Gnade, mir ein außerordentliches Geschenk von 6000 Livres, und einen

jährlichen Gehalt von 1200 Livres, der nach meinem Tode auf meinen Neffen fallen sollte, auszahlen zu lassen.

Meine Freunde, die ihr mir meine Zurückhaltung, meine Geduld so oft vorwarft, seht, ob ich Unrecht hatte, alles von der Gnade des Königs zu erwarten. Seht seine neuen Wohlthaten. Ihr findet die Belohnung mäßig? Was habe ich gethan, um mehr zu verdienen?

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Abreise des Ritters Giovan Mocenigo, venetianischen Gesandten. Der Ritter Zeno kömmt an seine Stelle. Verbot der Hazardspiele in Paris. Ein paar Worte über ein neues Buch, betitelt: de la Passion du jeu. Einige Betrachtungen über die Gesellschaftsspiele.

Nicht alles das, was ich im vorigen Kapitel erzählt habe, trug sich in Einem Jahre zu. Die Verbindung der Materien nöthigt mich bisweilen die Zeitfolge aus den Augen zu setzen, ich komme aber bald wieder darauf zurück, und jezt stehe ich wieder beym Jahre 1776.

In diesem Jahre kam die Frau Gräfin von Artois mit einer Prinzessin nieder, welcher der König auf der Stelle den Titel Mademoiselle ertheilte.

Um eben diese Zeit vollendete der Ritter Giovan Mocenigo das vierte Jahr seiner Gesandtschaft, und ward von dem Ritter Zeno abgelöst.

Dieser venetianische Patrizier kam aus Spanien zurück, wo die Spiele erlaubt waren. Er fand sie in der Hauptstadt von Frankreich noch weit allgemeiner im Gange. Man spielte bey den

großen Herren, und bey einigen fremden Gesandten. Das Spiel war die Hauptleidenschaft des Herrn Zeno; er gab große Gesellschaften, man ward auf einen hohen Fuß bewirthet, und spielte eben so.

Allein genau um diese Zeit fing die französische Regierung an, die Augen über diese gefährliche Toleranz zu öffnen, welche die Jugend verführte, und ganze Familien zu Grunde richtete. Die Hazardspiele wurden verboten. Einige fremde Minister beriefen sich auf die Privilegien des Corps diplomatique, und dieser Widerstand that eine üble Wirkung.

Fast zu gleicher Zeit erschien ein Buch de la Passion du jeu, par Mr. du Saulx. (**Ueber die Leidenschaft des Spiels, von Herrn du Saulx.**) Dieß ist eine vollständige Abhandlung der Moral, Polizey und Politik: ein wirklich klassisches Werk, das im Verzeichniß der Schriften, die der Gesellschaft nützlich sind, noch fehlte, und ich zweifle gar nicht, daß es nicht viel zur Unterdrückung gefährlicher Spiele beygetragen haben mag.

Herr du Saulx greift sogar, obgleich nicht heftig, die Spiele, die man jeux de Commerce ou de Société (**gesellschaftliche Spiele**) nennt,

an: er will sie ganz nicht verbannt wissen, allein er räth doch, sie sehr einzuschränken.

Die kleinen Spiele scheinen nothwendig worden zu seyn. Man kann doch keinen ganzen Abend hinbringen, ohne etwas zu thun. Wenn die Neuigkeiten des Tages verhandelt sind, wenn man seinen Nächsten und selbst seine Freunde über die Klinge springen lassen — was bleibt sonst noch übrig, als das Spiel?

Das Spiel ist ein anständiger Zeitvertreib, eine angenehme Beschäftigung, allein nicht jedermann amüsirt sich gleich viel dabey. Alles hängt von der Verschiedenheit der Temperamente ab. Es giebt sehr sanfte, sehr artige, sehr angenehme Personen, die an einem Spieltische ihren Ton, ihren Charakter, und selbst ihre Physionomie ganz verändern.

Ein freygebiger Mann tobt oft um einen mässigen Verlust. „Es ist mir nicht um das Geld zu thun," sagt er, „aber die Eigenliebe . ." — Es kann wohl seyn, allein ich spiele auch, und bin offenherzig. Ich gewinne immer lieber einen Thaler, als daß ich ihn verliere: ich schreibe genau meinen Gewinn und Verlust auf, und es macht mir immer Spaß, wenn ich am Ende des Monats ein paar Thaler Ueberschuß finde.

Es ist wirklich nicht die Eigenliebe, die sich in diesem Augenblicke geschmeichelt findet. Nein, sondern ein Louisdor mehr oder weniger in meiner kleinen Börse macht einen kleinen Unterschied, und dieser verursacht mir ein kleines Vergnügen oder einen kleinen Verdruß. Ich rede von mir, niemand darf also das, was ich sage und denke, auf sich ziehn.

Das verdrießlichste Geschäfte für eine Frau vom Hause ist, die Partien so einzurichten, daß die Eigenliebe der einen nicht mit der Eigenliebe der andern in Collision kömmt.

Allein unabhängig von den Folgen des Charakters, die man vernünftigerweise verzeihen muß, sind die Wirkungen der Antipathie, die sich beym Spiel stärker als sonst wo äußert, noch weit mehr zu fürchten. Daß ein Spieler lieber an ein artiges Weibchen, als an mich verliert, das ist natürlich: wenn aber dieser Spieler mich mehr, als jeden andern, aufs Korn nimmt, so würde ich böse werden, wenn ich im Stande wäre böse zu werden. Und doch geschieht das alle Tage. Der Kluge thut nicht, als ob er's merke.

Die Frauen vom Hause müssen die Sympathien und Antipathien ihrer Gesellschaft studieren;

sie müssen ihre Spieler kennen, und sie zu assortiren suchen.

Ich bitte dieser Regel wegen die Damen um Verzeihung, welche die Sache freylich besser verstehen müssen: doch ich habe ihnen noch einen andern Wink zu geben. Sie dürfen nicht ihre Partien zuerst machen, und die übrigen zusehen lassen, wie sie zurecht kommen. Das ist mehr als einmal unter meinen Augen geschehen, und ich bin Zeuge von den Beschwerden derer gewesen, die Ursache zu haben glaubten, mit ihren Plätzen unzufrieden zu seyn.

Das Lotto ist ein sehr bequemes Spiel, diesen Unbequemlichkeiten auszuweichen. Man bringt dadurch eine Menge Personen an Einen Tisch zusammen. Die Dame, welche die Honneurs macht, befindet sich mit darunter, und jedermann ist zufrieden. Allein meiner Meynung nach ist dieses Spiel das fadeste und langweiligste, das man jemals ausgedacht hat. Der Zufall herrscht in allen Spielen, allein wenn ich Karten in der Hand habe, so thue ich doch wenigstens etwas; beym Lotto hingegen thue ich nichts. Gewinne ich in andern Spielen, so kann ich mir schmeicheln, durch meine Ueberlegung etwas dazu beygetragen zu ha-

ben: verliere ich, so schmeichle ich mir immer noch, diesen und jenen schlimmen Streich, dem ein anderer nicht ausgewichen wäre, vermieden zu haben. Meine Eigenliebe wird wenigstens auf irgend eine Art befriedigt, in diesem häßlichen **Lotto** aber bin ich immer der leidende Theil.

Man hat das **Lotto de Dauphin** ersonnen, allein das ist noch schlimmer. Man muß die Nummern bestimmen, und ich habe den Verdruß, mir meine schlechte Wahl vorwerfen zu müssen. Ich höre um mich herum Ternen, Quaternen, Quinen ausgezahlt verlangen, und ich bekomme nichts als Auszüge und ein paar Amben. Ich werde ein schlechter Spieler, ohne es zu wissen. Ich schmolle mit denen, die gewinnen, weil ihr Gewinn nothwendig meinen Verlust vergrößern muß. Meine Eigenliebe wird gekränkt, und das Interesse meines Beutels nicht weniger. Die Langeweile kömmt dazu, und die Ueberreichung eines Gemäldes ist ein sehr schlechtes Geschenk für mich.

Ich mache meinem Leser diese Confidence, ob ich mich gleich hüten würde, es in den Gesellschaften zu sagen, wo ich die Ehre habe, zugelassen zu

werden. Sollten die liebenswürdigen und vortreflichen Personen, deren Umgang zu genießen ich das Glück habe, von ohngefähr einen Blick in diese Memoiren werfen, so werden sie mir, wie ich hoffe, um meiner Aufrichtigkeit willen, verzeihen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Füchse, eine komische Oper in drey Akten. Ankunft der Schauspieler der italienischen komischen Oper in Paris, um auf dem Opertheater zu spielen.

Im Jahre 1777 verlangte man von **Venedig** aus eine neue komische Oper von mir. Ich hatte mir vorgenommen, keine mehr zu machen; da ich aber hoffen konnte, daß dieselbe Arbeit mir auch in **Paris** nützlich seyn könnte, so gab ich den Bitten meiner Freunde nach, und verfertigte ein Stück, das beiden Nationen gleich sehr gefallen konnte. Der Titel desselben war i Volponi (**die Füchse**). Ich schilderte Hofleute, die auf einen Fremden eifersüchtig sind. Man erzeigt ihm äusserlich viel Höflichkeit, um ihn zu amüsiren, und macht heimlich Cabalen, um ihn zu stürzen. Es war Interesse, Intrigue und Laune in diesem Stücke, und enthielt zugleich eine gute moralische Lehre.

Es war eben damals die Rede davon, Schauspieler der italienischen komischen Oper, die wir i Buffi, und die Franzosen les Buffons nennen, nach **Paris** kommen zu lassen. Diese Benennung würde in Italien beleidigend seyn; in Frankreich

ist sie es nicht. Die ganze Schuld liegt an der schlechten Uebersetzung.

Die Musik des guten Mädchens von Herrn Piccini, die der Colonie von Herrn Sacchini, und die Fortschritte, die der Geschmack an italieschem Gesang täglich in Paris machte, bewogen die Operndirecteure, dieses fremde Schauspiel, das seine Vorstellungen auf dem großen Theater dieser Stadt gab, kommen zu lassen.

Dieses Projekt schmeichelte mich unendlich, und ich hatte die Verwegenheit, mich zur Ausführung desselben für unentbehrlich zu halten. Niemand kannte die italienische komische Oper besser, als ich. Ich wußte, daß man seit einigen Jahren in Italien nichts als Possenspiele gab, an denen die Musik vortreflich, die Poesie aber abscheulich war.

Ich sah alles im Geiste vor mir, was man thun müsse, dieses Schauspiel für Paris angenehm zu machen. Man mußte neue Worte und neue Dramen im französischen Geschmacke machen.

Ich hatte diese Arbeit mehr als einmal für London unternommen, und war meiner Sache gewiß. Niemand konnte sich bey dieser Gelegenheit nützlicher machen, als ich.

Ich wußte aus Erfahrung, wie schwer und mühsam eine Arbeit dieser Art war, demohngeach-

tet würde ich mich ihr mit unendlichem Vergnügen zum Besten der Sache, und zur Ehre meiner Nation unterzogen haben.

Ueberdieß konnte man wetten, daß die Pariser Oper, da sie einmal fremde Schauspieler kommen ließ, sich nicht mit ihrer alten Musik begnügen, sondern neue, entweder vom Herrn **Piccini**, der hier war, oder vom Herrn **Sacchini**, der sich in **London** aufhielt, verfertigen lassen würde.

Ich hatte meine komische Oper schon ganz fertig in Bereitschaft, und war überzeugt, daß man künftig noch mehrere von mir fordern würde: denn das schien mir mit der Würde des ersten Schauspiels der Nation ganz unverträglich, das Publikum lange mit einer Musik zu unterhalten, die man schon in allen Concerten und Gesellschaften von **Paris** gesungen habe.

Ich erwartete also, daß man zu mir kommen sollte, mit mir zu sprechen, mich um Rath zu fragen und zu engagiren; aber — ach! niemand sagte mir ein Wort.

Die italienischen Schauspieler kamen in **Paris** an: ich kannte einige davon, allein ich besuchte sie nicht, und sah sie nicht einmal debüttiren. Es waren gute, und waren mittelmäßige darunter;

ihre Musik war vortreflich, und doch fiel das Schauspiel, wie ich vorhergesehen hatte, der Stücke wegen, die den Franzosen nicht anders als misfallen, und den Italienern nicht anders als Schande machen konnten.

Da meine Prophezeihung so genau in Erfüllung ging, so hätte meine Eigenliebe sich geschmeichelt finden sollen, aber nichts weniger als das. Die Sache ging mir wirklich nahe. Ich war eben kein Freund von der komischen Oper: es würde mir zwar unendliches Vergnügen gemacht haben, italienische Musik über italienischen Text ausgeführt zu hören, dann aber hätte es wenigstens ein Text seyn müssen, den man mit Vergnügen hätte lesen, und ohne Erröthen ins Französische übersetzen können.

Diese schlechten Opern erschienen öffentlich gedruckt und übersezt. Die beste Uebersetzung war immer die unerträglichste. Je mehr die Uebersetzer sich Mühe gaben, den Text genau auszudrücken, desto deutlicher fielen die Platitüden des Originals in die Augen.

Ich glaubte, diese italienische Truppe würde sich zu Ende des Jahres wieder davon machen, wahrscheinlich aber hatte sie sich auf zwey Jahre engagirt; denn sie blieb auch noch das folgende Jahr.

Jahr. In diesem zweiten Jahre erzeigte man mir die Ehre, zu mir zu kommen, und eins von den elenden Stücken zum Verbessern zu bringen. Doch nunmehr war es zu spät. Das Uebel war geschehen, und diese Gattung Schauspiele einmal verschrieen. Ich hätte es gleich beym Anfang aufrecht erhalten können, von dem Fall aber, den es nunmehr gethan, es wieder zu erheben, traute ich mir nicht Kräfte genug zu.

Ich muß noch sagen, wie sehr es mich verdrossen, daß man mich im nöthigen Augenblick vergessen hatte. Ich erinnere mich seit langer Zeit nicht, einen ähnlichen Verdruß empfunden zu haben. Einige sagten, mich zu trösten, die Unternehmer der Oper hätten mir dieses Geschäft nicht angeboten, weil sie geglaubt, es wäre unter mir. Die Herren Unternehmer wußten nicht, was sie nöthig hatten. Hätten sie die Güte gehabt, mich um Rath zu fragen, so würden sie gesehen haben, daß sie einen Dichter und keinen Ausbesserer nöthig hätten.

Andere sagten mir, (vielleicht ohne Grund) man habe gefürchtet, **Goldoni** möchte zu theuer seyn.

Ich würde blos für die Ehre gearbeitet haben, wenn man sich darauf verstanden hätte, mich an der rechten Stelle zu fassen: ich würde theuer gewesen seyn, wenn man mit mir hätte handeln wollen; allein meine Arbeit würde sie doch entschädigt haben. Ich wage es, zu behaupten, dieses Schauspiel würde noch in Paris existiren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Geburt des Duc de Berry, Sohn des Grafen von Artois. Geburt der Marie Theresie Charlotte de France, Madame, Tochter des Königs. Ein paar Worte über den lezten Krieg, das Seewesen und die Finanzen. Roland, eine Oper, die Musik von Herrn Piccini. Dieses Kapitel wird durch eine Unpäßlichkeit, deren ich oft unterworfen bin, unterbrochen. Diese Unpäßlichkeit ist von ganz eigner Art. Kluges Benehmen meines Arztes, und die Erleichterung, die ich davon spüre.

Im Monat Januar 1778 wurden wegen der Geburt des Duc de **Berry**, Sohnes des Grafen von Artois, bey Hofe und in der Stadt Feyerlichkeiten angestellt.

Wie groß aber war nicht erst die Freude der Franzosen, als man in demselben Jahre die Schwangerschaft der Königin bekannt machte! Im Monat December kam sie mit einer Prinzessin nieder, die auf der Stelle den Namen **Marie Therese Charlotte de France**, mit dem Titel **Madame, Tochter des Königs**, erhielt.

Diese erste Frucht der Ehe des Königs ward als der Vorläufer eines Dauphins betrachtet, den man mit Ungeduld erwartete, und der nach drey

Jahren, die Wünsche der Nation zu erhören, kam.

Die Feyerlichkeiten bey dieser Gelegenheit und der Genesung der Königin waren den Zeitumständen angemessen. Frankreich war in einen Krieg verwickelt, zu welchem es nicht das Signal gegeben hatte, den es aber doch der Ehre der Nation wegen fortsetzen mußte.

Ich werde mich hier nicht auf die Details des Bruchs zwischen den Britten in England und ihren Colonien in Nordamerika einlassen. Diese leztern nahmen, als der schwächere Theil, ihre Zuflucht zu Ludewig den XVI, und dieser Monarch, der sich für den Frieden interessirte, zog sich dadurch einen Krieg zu.

So reich dieses Königreich auch ist, so schien es doch damals nicht im Stande zu seyn, einen Krieg auszuhalten. Das Seewesen war vernachläßigt worden, und die Einkünfte in Unordnung. Zum Glück sind die Quellen derselben in Frankreich unerschöpflich. Während man durch Unterhandlungen die Amerikaner mit ihrem Mutterlande zu versöhnen suchte, sahe man aus den Häfen von Brest und Toulon Flotten auslaufen, die ansehnlich genug waren, der brittischen Macht die Spitze zu bieten.

Dieser Krieg dauerte fünf Jahr lang, und der Friede ward 1783 in **Versailles** unterzeichnet. Dieß ist die Epoche einer neuen Macht im nördlichen Amerika. Die ehemaligen Unterthanen Großbritanniens, die nunmehr frey, und vor der ganzen Welt dafür anerkannt sind, können mit der Zeit fürchterlich werden. Werden sie aber auch ihre guten Freunde, die Franzosen, niemals vergessen?

Mitten unter dem Geräusch der Waffen unterließ man doch in **Paris** nicht, sich zu amüsiren. In diesem Jahre gab Herr **Piccini** sein erstes Werk auf das Opertheater.

Die Königin, eine Beschützerin der schönen Künste und berühmter Künstler, hatte Herrn **Piccini** nach **Paris** kommen lassen, ihm eine Pension vom Hof, und die Erlaubniß verschafft, für die Schauspiele von **Paris** zu arbeiten.

Dieser neu angekommene italienische Tonkünstler war noch nicht im Stande, seine Gedichte zu wählen, Herr **Marmontel** nahm es also auf sich, sie ihm an die Hand zu geben.

Er sezte die Oper **Roland** von **Quinault** in drey Akten mit einigen Veränderungen. Man erkannte die Kunst und den Geschmack des Herrn **Piccini**, allein die Franzosen, die sich für die Poe-

sie der Opern eben so sehr interessiren, als für die Musik, können es nicht vertragen, wenn neuere Verfasser Hand an die Meisterstücke ihrer ältern Schriftsteller legen.

Außerdem war zwischen den Anhängern des Herrn Gluck und des Herrn Piccini in Paris ein öffentlicher Krieg ausgebrochen, und diese beiden Partien wurden wiederum von den Liebhabern der französischen Musik angegriffen . . . .

Ach! in diesem Augenblicke überfällt mich ein heftiges Herzklopfen . . . Dieses Uebel ist bey mir nun zur Gewohnheit worden : ich kann nicht fortfahren . . .

Ich fahre heut da wieder fort, wo ich gestern abbrechen mußte. Das Herzklopfen war diesesmal stärker, und hielt länger, als gewöhnlich, an. Es überfiel mich vier Uhr Abends, und hörte nicht eher auf, als zwey Uhr Morgens.

Dieses Herzklopfen ist nicht periodisch. Ich bekomme es mehrmals im Jahre, in allen Jahreszeiten, bey jeder Witterung, bald wenn ich noch nüchtern bin, bald bey Tische, bald nach Tische, selten die Nacht. Doch ich muß auch etwas über die sonderbaren Symptomen dieses Uebels sagen.

Jedesmal, wenn es mich überfallen will, fühle ich eine Bewegung in den Eingeweiden; der Puls

wird stärker, und schlägt mit einer fürchterlichen Heftigkeit; die Muskeln sind in Convulsionen, und das Herz ist beklemmt.

Wenn es aufhören will, fühle ich eine Art von Schlag im Haupte, und der Puls geht auf einmal wieder in seinen natürlichen Zustand über. Weder beym Anfall, noch beym Ablassen finden Gradationen statt. Mit Einem Worte, es ist ein unbegreifliches Phänomen, das sich nicht anders, als durch Vergleichung mit starken Ohnmachten erklären läßt.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an diese mehr beunruhigende, als schmerzhafte Unpäßlichkeit; ich lernte sie ohne Furcht aushalten, und suchte nur Mittel auf, mich dabey zu zerstreuen. Ich sezte meine Mahlzeit fort, wenn sie mich bey Tische überfiel, sezte mein Spiel fort, wenn sie mich in der Gesellschaft überraschte. Niemand bemerkte meinen Zustand, und da man sich in meinen Jahren gewöhnen muß, mit seinen Feinden zu leben, so verlangte ich nicht einmal davon befreyt zu seyn, aus Furcht, aus einem Schlund in den andern, aus der Charybdis in die Scylla zu gerathen.

Ein Anfall indeß, den ich vor vier Jahren hatte, und der sechsunddreißig Stunden ununterbrochen dauerte, schien mir doch bedenklich, und

ich nahm meine Zuflucht zu meinem Arzte. Herr **Guilbert de Preval**, Doctor Regens der Pariser Fakultät, vertrieb das Uebel auf der Stelle, ohne etwas zu wagen, das die thierische Oekonomie meines Individuums hätte in Unordnung bringen können. In der Folge sorgte er nur dafür, daß die Anfälle seltener kamen, und kürzere Zeit dauerten.

Dieser Arzt hatte mich von Grund aus von zwey Flechten geheilt, die mir sehr viel Uebequemlichkeit verursachten, und gefährlich zu werden anfingen. Diese Kur zog keine andere böse Folge nach sich: ich habe mich seitdem immer wohl befunden. Diese Kur brachte er durch ein von ihm selbst erfundenes Elexir, dem er den Namen eau fondante gegeben, zu Stande.

Herr **Preval** hat sich Feinde in der medicinischen Fakultät gemacht. Man sagt, es existire ein Gesez unter ihr, dem zu folge kein Mitglied der Gesellschaft neue Arzneyen verkaufen dürfe, ohne sie seinen Collegen mitzutheilen. Dieses hat nun Herr **Preval** nicht gethan. Vielleicht fürchtete er, sein Mittel möchte, wie so viel andere, unnütz werden, wenn es in Jedermanns Hände käme. Er verkauft es in seinem Hause.

Der Arme findet hier Erleichterung, und der Reiche wird nicht übertheuert. Glücklich, sagt man, ist der Mann, der seinen Freund in seinem Arzte findet. Herr Preval ist der Freund aller seiner Kranken, denn er ist der Freund der Menschheit.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Gemäldeausstellung. Ein paar Worte über die Akademien und königlichen Societäten in Paris. Das Lycäum. Das Musäum in der Dauphinestraße. Ankunft des Herrn von Voltaire in Paris. Sein Tod.

Ich habe von den Schauspielern in Paris gesprochen, aber noch nichts von dem großen Saal im Louvre gesagt, der in der That ein merkwürdiges Schauspiel für die Kenner und für solche Personen ist, die Geschmack für Meisterwerke haben.

Die Maler und Bildhauer der königlichen Akademie stellen hier alle zwey Jahre die Arbeiten, die sie in diesem Zeitraume verfertigt haben, aus. Die erstaunenswürdige Anzahl Gemälde, die man hier sieht, zeugt von der Fruchtbarkeit der Künstler, und der Zufluß von Leuten, den man einen ganzen Monat lang antrifft, beweist den Geschmack, oder wenigstens die Neugierde des Publikums.

Dieser Saal ist für den Fortgang der Künste von dem größten Nutzen. Der Mann, der für eine Privatperson arbeitet, sucht nur ihr zu gefallen; diejenigen hingegen, die ihre Arbeiten öffent-

lich ausstellen, müssen sich Mühe geben, jedermann zu gefallen.

Sobald das Verzeichniß der Gemälde und Statüen ausgegeben wird, so erscheinen die Kritiken auch fast zu gleicher Zeit. Es scheint, als hätten die Schriftsteller die Künstler in ihren Werkstätten verfolgt. Die periodischen Blätter sprechen mit Anstand darüber, die Neider würdigen sie herab, und die Boshaften zerfleischen sie.

Der aufgeklärte Theil des Publikums hält sich nicht an fremde Urtheile. Jeder hat seine Art, die Sachen anzusehen. Diese finden gut, was jene schlecht gefunden hatten: und daraus entsteht mehr Gutes, als Böses. Große Männer werden bekannt, und mittelmäßige erwerben sich Anhänger.

Der Reiche wünscht ein Gemälde von einem Maler, der sich vortheilhaft ausgezeichnet hat, zu besitzen. Der minder begüterte Liebhaber begnügt sich mit einem Mittelmäßigen. Es giebt Leute, die Maler und Bildhauer arbeiten lassen, damit sie in dem Verzeichnisse lesen können: dieses Gemälde ist für Herrn ***, diese Statue für Madam *** verfertigt worden. Andere lassen ihre Porträts malen, um das Vergnügen zu haben

ihre Gesichter im Saale zur Schau gestellt zu sehen.

Die Gemäldeausstellung im Jahre 1779, von dem ich jezt spreche, war die zweite, die ich seit meiner Ankunft in Frankreich gesehen hatte. Ich bin kein großer Liebhaber und noch weniger Kenner von Gemälden. Ich rede hier nur bey Gelegenheit davon, ohne mir selbst ein Urtheil zu erlauben; ich rede wie ein Mann davon, der sich vorgesezt hat, von allem etwas zu sagen. Und so will ich auch auf eben diese Art im Vorbeygehn ein paar Worte über die übrigen königlichen Akademien und einige andere Einrichtungen, die der Nation Ehre machen, hersetzen.

Die Academie françaiſe ist nach der Zeit ihrer Stiftung die erste, und hat beständig ihren Rang behauptet. Ihre Errichtung hat sehr viel dazu beygetragen, die Sprache der Nation zu firiren, und ihr Wörterbuch ist der Codex, den man zu Rathe ziehen muß. Die vierzig Stühle dieser ansehnlichen Gesellschaft sind heutzutage Belohnungen des Verdienstes. Männer, die sich in den Wissenschaften und der Litteratur hervorgethan, haben ein Recht zur Mitbewerbung, und ein und derselbe Stuhl wird ohne Unterschied dem Duc und

Pair und der Privatperson, die keinen andern Titel, als ihre Talente und Sitten hat, eingeräumt.

Der Aufzunehmende hält seinen Eintritt in einer öffentlichen Sitzung mit einer Danksagungsrede. Der jedesmalige Präsident antwortet ihm im Namen der Gesellschaft. Beide machen ihre Talente geltend, und diese Reden sind Arbeiten, die gewöhnlich dem ganzen Corps und den Gliedern der Akademie Ehre machen

Es giebt seltsame Leute, die behaupten, diese Gesellschaft wäre zu nichts nütze. Das, was ich eben gesagt habe, beweist gleich das Gegentheil. Sie reicht dem Verdienst den Lorbeer, und muntert die Talente auf, ihn zu verdienen.

In der Akademie der Wissenschaften arbeitet man für den Nutzen; in der Akademie der schönen Wissenschaften beschäftigt man sich mit der Gelehrsamkeit.

Wird in der Hauptstadt oder in einer Provinz eine Entdeckung gemacht, so wird die Akademie der Wissenschaften zum Richter gewählt. Verwirft sie dieselbe, so ist nicht mehr die Rede davon; billigt sie dieselbe hingegen, so hat der Erfinder seinen Gewinn, und das Publikum ist sicher, nicht betrogen zu werden.

Die Memoiren, die diese Akademie herausgiebt, sind ein köstliches Denkmal für die menschliche Gesellschaft überhaupt. Ihre Mitglieder stehen mit den Gelehrten von ganz Europa im Briefwechsel, und das Licht, das in einer Halbkugel der Erde aufgeht, verbreitet sich zu großem Nutzen auch in der andern.

So nützlich diese Akademie für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens ist, so sehr ist es die Akademie der schönen Wissenschaften für die Annehmlichkeiten und Belustigungen des Geistes. Hier werden die schönen Künste cultivirt, alte Denkmähler erläutert, Inschriften entziffert, und kritische Punkte aufgeklärt.

Herr Bartoli aus Padua, Antiquar des Königs von Sardinien, ist eins von den Gliedern der erwähnten Gesellschaft. Dieser wegen des grossen Umfangs seiner Gelehrsamkeit und Kenntnisse schäzbare Mann, hat sich in Frankreich niedergelassen, doch fährt er noch rühmlichst fort, für die Ehre seines Vaterlandes zu arbeiten, und die italienische Litteratur zu erläutern.

Die königliche Akademie der Chirurgie ist noch weit nützlicher, als die andern. Schon seit langer Zeit thun sich die Franzosen in dieser der Menschheit so nöthigen Kunst sehr hervor. In

dieser Gesellschaft bilden sich die guten Zöglinge unter geschickten, aufgeklärten Lehrern. Ihre periodischen Memoiren sind bekannt, und werden allenthalben übersezt und studirt. Man unterrichtet sich darin von neuen interessanten Entdeckungen, die sowohl die Krankheiten selbst, als die Heilmittel betreffen, und macht sich mit glücklichen Erfindungen von Instrumenten und neuen Methoden, die Operationen zu simplifiziren, bekannt.

Gegen das Ende der lezten Regierung hat man ein sehr weitläuftiges und bequemes Gebäude für die Schule der Chirurgie errichten lassen. Dieses Gebäude ist eine Zierde der Stadt, und macht dem Baumeister, der den Plan entworfen und die Ausführung dirigirt hat, Ehre.

Die Baukunst ist auch zu einer königlichen Akademie erhoben. Diese weit nützlichere Kunst, als Malerey und Bildhauerey, hat dennoch die bewundernswürdigen Fortschritte jener beiden in Frankreich nicht gemacht. Die Galerien und das Peristyl vom Louvre sind alte Denkmäler, die kein neuerer Künstler nachgeahmt hat. Die Kirche der Invaliden ist die einzige, die den italienischen Kirchen an Schönheit und Pracht nahe kömmt.

Man thut jezt in Paris nichts, als bauen. Die neuen Straßen, die man angelegt, und die neuen Gebäude, die man seit zwanzig Jahren errichtet hat, würden in der Provinz eine sehr ansehnliche Stadt ausmachen.

In den Planen und dem Geschmack der neuern Baukünstler bemerkt man einige Veränderungen. Die inwendige Einrichtung der Gebäude läßt nichts mehr zu wünschen übrig, alle Bequemlichkeiten finden sich vereinigt. Das Aeußerliche hingegen ist noch weit von der Manier eines Palladio und Sansovino entfernt. Man muß hoffen, daß diese Künstler eben so, als die Maler und Bildhauer ihrer Nation, die Stufe der Vollkommenheit erreichen werden. Unterdessen bin ich schon sehr zufrieden, daß zu meiner Zeit wenigstens die Mansarden außer Gebrauch gekommen sind.

Alles vervollkommt sich von Tag zu Tag in Paris. Alle Talente finden Aufmunterung, und selbst Ausländer finden sie.

Die Akademie der schönen Wissenschaften versprach im Jahre 1785 demjenigen eine goldne Medaille, fünfhundert Livres am Werth, der auf eine befriedigende Art den Handel der Römer vom ersten punischen Kriege bis zur Thronbesteigung Constantins beschreiben würde.

Das erste Jahr fand diese gelehrte Gesellschaft keinen Aufsatz ihres Beyfalls würdig, sie verdoppelte also für das folgende Jahr den Preis, und nunmehr trug ihn Herr **Franz Mangotti** davon.

Dieser junge Venetianer behandelte seinen Gegenstand mit so viel Einsicht, Gelehrsamkeit und Genauigkeit, daß seine Abhandlung, ohne eine Stimme gegen sich zu haben, gekrönt wurde.

Seit einiger Zeit ist auch eine **königliche Freyschule der Zeichenkunst** gestiftet worden, wo junge Leute, die sich mechanischen Arbeiten widmen, in den ihnen nöthigen Kenntnissen unterwiesen werden. Sie lernen in dieser Schule die Reißfeder führen, und bisweilen entwickelt sich in dem Handarbeiter ein vorzügliches Genie, das ihn zum Künstler erhebt.

Außer diesen befindet sich noch in **Paris** eine **königliche Gesellschaft des Ackerbaues**, und eine **akademische Schreibschule**. Hier findet man alle möglichen Hülfsmittel beysammen. Sie sind wahre Ressourcen für die Industrie, und ein großer Reichthum für den Staat.

Im Jahre 1776 errichtete man eine **königliche Societät der Medicin**, die aus den Leibärzten der königlichen Familie, aus einem Theile

der Fakultät und verschiedenen fremden Aerzten besteht. Diese Gesellschaft hält ihre geheimen und öffentlichen Zusammenkünfte, und hat nichts mit dem Corps der Docteurs-Regens, und noch weniger mit der Pariser Universität gemein.

Diese Universität, die den Titel fille ainée (älteste Tochter) des Königs führt, behauptet wegen ihres Alters und ihrer Verrichtungen den Rang vor allen andern Instituten des Königreichs. Sie versorgt die Kirche und den Staat mit fähigen Subjekten für die wichtigsten Aemter.

Sie besteht aus vier Fakultäten, der theologischen, juristischen, medicinischen und philosophischen.

Diese vier Corps verrichten ihre Funktionen besonders, und an verschiedenen Orten: doch versammeln sie sich, wenn die Umstände es erfordern, im Collegio Ludewigs des Großen, wo die Universität ihre Sitzungen und ihr Tribunal hält, und wohin auch die Collegia ihre Pensionärs und Zöglinge schicken, um die Belohnungen für ihre Talente zu erhalten.

Der Collegien und Pensionen giebt es eine unendliche Menge in Paris. Die jungen Leute verlassen sie oft, ohne von Seiten der Wissenschaft und Sitten etwas gewonnen zu haben. Liegt die

Schuld an der Erziehung? Ich glaube nicht. Wer in einer öffentlichen Anstalt nichts gelernt hat, würde in einer Privaterziehung noch schlechter gerathen seyn. Die schlechten Subjekte bleiben sich allenthalben gleich, doch mit dem Unterschiede, daß sie unter der Zucht eines Direktors genöthigt sind, sich zu zwingen, und zu Hause von den Müttern verzogen werden.

Unter diesen nützlichen Instituten nimmt das Lycäum, in der Nähe des Palais Royal einen ehrenvollen Rang ein. Diese Anstalt schreibt sich nicht von der Regierung, sondern von einer Gesellschaft achtungswürdiger Privatpersonen her, die es stifteten, die es erhalten, und gegen einen sehr mäßigen Entgeld dem Publiko die bequemsten Mittel anbieten, sich in den Wissenschaften und schönen Künsten zu unterrichten.

Außerdem giebt es noch ein Musäum in der Straße de l'Observance zu den Franziskanern, in welchem der Herr Marquis de Gouffier den Vorsitz führt. Die Mitglieder versammeln sich zu gewissen bestimmten Zeiten, und ihre Sitzungen sind eben so angenehm als nützlich.

In einer dieser Zusammenkünfte habe ich den Herrn Talassi aus Ferrara gesehen und bewundert. Er gehört zu den bewundernswürdigen Ge-

nies, die über jeden vorgeschriebenen Gegenstand aus dem Stegreife hundert Verse oder hundert Couplets singend hersagen, ohne ein einzigesmal weder gegen den Reim, noch gegen den Verstand zu verstoßen.

Die Dichter aus dem Stegreife sind in Italien nicht selten, wiewohl es freylich unter den guten auch viel schlechte giebt. Unter allen aber, die zu meiner Zeit nach Paris gekommen sind, ist ohnstreitig Herr Talassi der beste.

Ich will dieses Kapitel mit einer Begebenheit beschließen, welche die Gelehrten interessiren muß, und die Frankreich und ganz Europa in Trauer versezt hat.

Gegen das Ende des Jahres 1778 kam Herr von Voltaire, sein Vaterland noch einmal zu sehen, nach Paris. Er ward mit lautem Jubel empfangen: jedermann wollte ihn sehen. Glücklich waren diejenigen, die ihn zu sprechen bekommen konnten.

Ich gehörte zu dieser Anzahl. Ich hatte ihm zu viel Verbindlichkeiten, als daß ich nicht hätte eilen sollen, ihm meine Achtung und meine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Man kennt seinen Brief an den Marchese Albergati, Senator von Bologna. Voltaire war der Liebling des Jahrhun-

derts, und so konnte es nicht fehlen, ich mußte unter solcher Protection bald in Frankreich bekannt werden.

Ich werde diesem berühmten Manne hier keine Lobrede halten. Er ist zu bekannt, und zu allgemein geschätzt. Sein eben so fruchtbares, als unterrichtendes und glänzendes Genie umfaßte alle Zweige der Wissenschaften und Litteratur. Seine Schreibart ist wahrhaft original; er verstand sich vollkommen darauf, sie nach der jedesmaligen Materie einzurichten; er gab der Laune Adel, und dem Ernste Anmuth.

Herr von **Voltaire** machte einige Monate lang die Freude von **Paris**: allein er hatte eine beständige Unpäßlichkeit an sich, welcher er in der Stille seines ruhigen Aufenthalts von **Ferney** vielleicht noch lange hätte widerstehen können, die in dem Wirbel von **Paris** aber täglich zunahm, und zum größten Leidwesen seiner Freunde, seiner Landsleute und Bewunderer, den Faden seiner Tage abschnitt. Ach! die süße Liebe für das Vaterland hatte ihn verführt, und die Philosophie der Natur nachgegeben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die italienische Gattung wird bey der Comedie Italienne unterdrückt. Ein paar Worte über die eifersüchtige Frau und ihren Verfasser. Ankunft des Herrn Ritter Dolfino, venetianischen Gesandten, in Paris.

Im Jahre 1780 ereignete sich eine traurige Katastrophe für meine Landsleute, die Schauspieler. Sie hatten die komische Oper in ihre Gesellschaft aufgenommen, und die neuen Kameraden vertrieben nunmehr die alten.

Doch man muß der Wahrheit die Ehre geben. Die Italiener vernachläßigten sich ein wenig: das singende Lustspiel that alles, das redende Lustspiel that nichts. Es sah sich genöthigt, die Dienstage und Freytage zu spielen, die bey diesem Theater die schlechten Tage heißen, und wurde ihnen ja einmal vergönnt, an guten Tagen aufzutreten, so geschah es nur, die Leere zwischen zwey Stücken, die das Publikum interessirten, auszufüllen.

Einige von den Italienern, die das Wetter in der Ferne aufziehen sahen, traten zusammen, und ersuchten mich, für sie zu arbeiten. Ich erfüllte ihre Bitte mit Vergnügen und Eifer, und verfer-

tigte sechs Stücke, drey große und drey kleine. Sie waren zufrieden damit, und bezahlten sie. Wahrscheinlich aber hatten sie nicht Zeit, sie zu studieren und zu spielen. Nicht eins davon kam auf die Bühne.

Das italienische Schauspiel ward unterdrückt. Die angenommenen Schauspieler wurden mit Pensionen, die mit ihrer Gage in Verhältniß standen, verabschiedet. Diejenigen, deren Zeit noch nicht um war, wurden entschädigt; man behielt von der italienischen Truppe Niemand, als den Herrn **Carlin**, zur Belohnung seiner vierzigjährigen Dienste, und weil die Person des **Harlekins** auch in französischen Stücken nützlich seyn konnte.

Doch Herr **Carlin** war nicht allein nützlich, er war wirklich nothwendig worden. Die neuen Stücke des Herrn Chevalier **de Florian** konnte man sich ohnmöglich entgehen lassen. Dieser junge Dichter besaß die Kunst, jene groteske Person auf eine vorzüglich glückliche Art anzubringen.

Nur dieser Maske allein ist es vergönnt, auffallend närrisches Zeug zu schwatzen. Dieses Kind der Phantasie, das von den Italienern erfunden, und von den Franzosen adoptirt worden, hat das ausschließende Recht, Naivetät mit Feinheit zu

verbinden, und niemand hat diesen amphibischen Charakter glücklicher behandelt, als Herr de Florian.

Doch er hat noch mehr, als das, gethan. Er hat Empfindung, Leidenschaft, Moral in seine Stücke gebracht, und ihnen dadurch wahres Interesse gegeben. Les deux Billets, le bon Ménage, les deux Jumeaux de Bergame, le bon pere, (die beiden Billets, die gute Wirthschaft, die Zwillinge aus Bergamo, der gute Vater) sind kleine Meisterstücke. Er verfertigte sie für sich selbst, niemand hat sie auf kleinen gesellschaftlichen Theatern besser als er gespielt, und Herr Carlin war der einzige, der sich, nach ihm, damit für das Publikum wagen durfte.

Man hatte Herrn Corali aus Italien kommen lassen, das Fach des Herrn Carlin doppelt besezt zu haben. Dieser neue Schauspieler war nicht ohne Verdienst, aber Vergleichungen fallen selten zum Vortheil des Neuangekommenen aus. Herr Corali ward indeß nicht zurückgeschickt; man sah, daß man ihn bey der komischen Oper brauchen konnte, und behielt ihn also mit derselben Gage, die er vorher genossen hatte.

Herr Camerani, der in dem aufgehobenen Lustspiele die Rollen des Scapin spielte, wurde

so wie seine Kameraden mit einer Pension entlassen, einige Tage nachher aber als Schauspieler, mit dem Titel eines beständigen Regißeurs der Truppe, wieder angenommen.

Dieser sehr thätige, einsichtsvolle und rechtschaffene Mann, der immer mit kitzlichen Aufträgen überladen ist, weiß das Interesse der Gesellschaft und der einzelnen Glieder so gut zu vereinigen, daß er bey Streitigkeiten Mittelsmann, bey Versöhnungen Schiedsrichter, und mit der ganzen Welt Freund ist.

Die komische Oper, die nunmehr von der italienischen Komödie getrennt war, konnte nicht das ganze Jahr hindurch allein täglich zwey oder drey Stücke geben.

Ehedem spielte auf diesem Theater eine französische Truppe, die mit den Italienern gemeinschaftliche Sache machte. Diese hatte jene verdrängt, die komische Oper brachte sie wieder zurück. Sie hat sehr brave Mitglieder, vortrefliche Schauspieler, die dem französischen Theater (der eigentlichen Comœdie françaife) sehr gute Dienste thun würden. Sie haben sehr niedliche Stücke gegeben. Hier will ich nur ein paar Worte von der **eifersüchtigen Frau** und ihrem Verfasser sagen.

Dieses Stück in fünf Aufzügen und in Versen ist, meiner Meynung nach, ein vollendetes Werk. Der Stof, der verbraucht zu seyn scheint, ist auf eine Art behandelt, die ihm das Ansehen der Neuheit giebt. Der Verfasser hatte Einsicht genug, eine sehr ungegründete Eifersucht dennoch sehr vernünftig und begreiflich zu machen. Die Frau wird durch ihre Besorgnisse, die motivirt genug sind, interessant, und der Mann wird es nicht minder wegen der feinen Art seines Geheimnisses. Alle Charaktere des Stücks sind aus der Natur genommen, die Episoden gut angepaßt, die Verwickelungen und Ueberraschungen gut eingeleitet, die Katastrophe natürlich und befriedigend, der Styl edel komisch und richtig, die Verse wohlklingend, und ohne Affektation. Ich mag hier keinen Auszug aus einem gedruckten Stücke geben: ich führe nur die Gründe an, die mich bewogen, es für ein sehr glückliches Lustspiel zu halten.

Die Uebergänge in diesen Memoiren mache ich — wie man sieht — hüpfend und springend. Ich gehe kühnlich von einem Lustspiele zu einem sehr ernsthaften, sehr edlen Gegenstande über.

Der Ritter Dolfino, venetianischer Gesandter, kam in eben demselben Jahre (1780) nach

Paris, seinen Vorgänger, den Ritter Zeno, abzulösen.

Dieser neue Minister, von sehr alter und reicher Familie, kündigte sich gleich auf eine Art an, die seinem Rang entsprach, und seiner Nation Ehre machte; allein er mußte ein paar harte Stöße aushalten, die ihm den Genuß des Lebens verbitterten. So stark die Natur bey ihm war, so mußte sie doch der Betrübniß unterliegen.

Er hatte seine beiden Kinder mit sich gebracht. Einen Sohn, den er unter seinen Augen erzog, und eine Tochter, die er den Nonnen in Palthemont anvertraut hatte.

Beide gaben die besten Hofnungen von sich: sie waren die Freude und der Stolz eines zärtlichen Vaters, der, um ihren Verstand und ihre Talente desto besser anzubauen, ihnen die Vortheile der französischen Erziehung verschaffte.

Die Tochter ward krank, und starb. Der Sohn, der allein zum Trost des Vaters übrig blieb, starb auch. Nun war er ganz trostlos: er ging nach Venedig, seine Thränen mit den Thränen der betrübten Mutter zu vermischen. Traurig, wie er gegangen war, kam er wieder zurück.

Er war sich selbst nicht mehr gleich. Man sah ihn wenig. Ich sah ihn selten: auch ich war von Schmerz durchdrungen. Vater und Sohn hatten mir so viel Güte, so viel Freundschaft erzeigt, daß ich mich ohnmöglich der Thränen enthalten konnte.

Dreißigstes Kapitel.

Das Opernhaus brennt von neuem ab. Geburt des Dauphins. Freudensbezeigungen bey dieser Gelegenheit. Es wird ein neuer Opernsaal auf den Boulevards gebaut. Verheirathung meiner Nichte in Italien. Anpreisung einer Schrift und ihres Verfassers. Ein paar Worte über die Familie eines meiner Freunde.

Der Opernsaal, der im Jahre 1763 in Asche verwandelt worden war, erlitt den 16 Jun. 1781, nach geendigter Vorstellung, das gleiche Schicksal.

Die Flamme von den Seitenlichtern des Theaters hatte eine von den Decorationen ergriffen. Einer von den beiden Handlangern, die an beiden Enden stehen sollen, hatte seinen Platz verlassen. Der andere hieb den Strick auf seiner Seite ab. Der aufgerollte Vorhang fiel senkrecht herab. Das Feuer lief mit Geschwindigkeit an demselben hinauf, und erreichte das obere Gebälke. In drey Viertelstunden stand das ganze Innere des Saals in Flammen.

Ich hatte eben bey dem Herrn Grafen **de Miromesnil**, Bruder des substituirten Siegelbewah-

rers, der aber schon die Geschäfte dieser Charge verrichtete, zu Mittag gespeist. Das Geschrey des Volks, und der Klang der Glocken unterrichteten uns von diesem Unstern. Wir sahen einen Feuerregen auf das Dach der königlichen Bibliothek fallen. Man zitterte für dieses kostbare Denkmal, man fürchtete für das Hotel, wo wir waren, und für das ganze Quartier.

Der Herr Graf von **Miromesnil** schickte jeden Augenblick einmal in den **Palais-Royal**. Er ordnete an, und war selbst bey den Anstalten, die er für das allgemeine Beste und die Wohlfahrt einzelner Personen, zur Abwendung der Gefahr für nöthig hielt, gegenwärtig. Er zeigte sich bey dieser Gelegenheit so, wie er sich immer bey Geschäften und Personen, die ihn interessiren, zeigt. Man kann sich keinen thätigern Mann, keinen wärmern Freund, keinen eifrigern Gönner denken, als ihn.

Diesesmal fand die Oper kein so bequemes Unterkommen, als bey dem lezten Brande. Der Saal in den Tuilerien war beständig von der französischen Komödie besezt, und die singenden Schauspieler sahen sich genöthigt, so lange, bis wieder ein neues Haus gebaut werden konnte,

auf dem kleinen Theater des Menus-Plaisirs des Königs zu spielen.

Man machte verschiedene Projekte für dieses neue Gebäude. Bald hieß es, man müsse es im Palais-Royal errichten, bald beym Carousel, bald sonst wo.

Täglich kam ein neues Projekt zum Vorschein, das man für gewiß, für beschlossen ausgab, das schon unterzeichnet seyn sollte, und woran doch nicht zu denken war.

Endlich mußte man sich entschließen. Dieses Gebäude war zur Zierde der Stadt, zur Belustigung des Publikums nothwendig, und ein für Frankreich glücklicher Umstand machte die Wiederaufbauung desselben noch dringender. Die Königin war schwanger; die Oper mußte nothwendig bey den bevorstehenden Feyerlichkeiten ihre Rolle mitspielen; man verschob also die Idee, ein prächtiges und dauerhaftes Gebäude errichten zu lassen, auf eine andere Zeit, und bauete einstweilen auf den Boulevards in sechsundsechszig Tagen einen sehr artigen und bequemen Saal, der noch steht, und noch lange stehen wird.

Herr le Noir, ein sehr geschickter, einsichts- und geschmackvoller Baukünstler, verrichtete dieses Wunder. Er gab diesem Saal eine mehr als

hinreichende Festigkeit, und eine Gestalt und Größe, wie der Raum es nur erlauben wollte.

Bey der Geburt des Dauphins ward dieses Schauspiel eröfnet. Der Eintritt in die Oper ward dem Volke, als eine Ergötzlichkeit bey dieser frohen Begebenheit, frey gegeben.

Jedermann war fröhlich und guter Dinge. Die Freudensbezeigungen waren der Größe des Gegenstandes angemessen. Das Pariser Stadthaus ward prächtig ausgeschmückt, den König und die Königin darin zu bewirthen. Man veranstaltete ein Feuerwerk: das Maschinenwerk war vortreflich, allein die Ausführung verunglückte.

Die königlichen Gardes du Corps thaten sich bey dieser Gelegenheit am meisten hervor.

Sie gaben in dem großen Theatersaal von Versailles einen Ball. Zum Tanzen wählte man drey von jeder der vier Compagnien, und einer von diesen Herren öffnete den Ball mit der Königin. Der Saal war prächtig verziert, auf das herrlichste erleuchtet, die Erfrischungen im Ueberfluß vorhanden, und die Ordnung, mit der alles von Statten ging, bewundernswürdig.

Ich nahm wahren Antheil an der öffentlichen Freude. Ich war — sey es aus Neigung, oder aus Gewohnheit, oder aus Dankbarkeit — ich

war, sage ich, Franzose troz jedem Eingebohrnen. Bald aber erinnerte mich ein Familienvorfall, daß ich unter einem andern Himmelsstriche geboren war, und eine angenehme Begebenheit, die mich besonders anging, verdoppelte das Vergnügen, das ich in **Paris** genoß.

Bey meiner Abreise von **Venedig** hatte ich eine Nichte von mir im Kloster zurückgelassen: sie war nunmehr zwanzig Jahr, also in einem Alter, wo sie sich entweder für die Welt oder für das Kloster entschließen mußte. Ich fragte sie von Zeit zu Zeit in meinen Briefen nach ihren Wünschen und der Wahl ihrer Bestimmung. Sie hatte keinen andern Willen, als den meinigen, und ich dachte auf nichts, als wie ich ihre Neigung befriedigen könne. Ich glaubte zu bemerken, daß sie ein Geheimniß unter dem Schleyer der Bescheidenheit verberge, und ersuchte einen meiner Gönner, sie auf eine feine Art auszuforschen. Alles, was er aus ihr herausbringen konnte, war: **So lange ich noch diese Ketten trage, werde ich meine wahre Gesinnung nie entdecken.** Ich schloß daraus, daß sie das Klosterleben nicht lieben müsse. Desto besser. Ich hatte nichts als substituirte Güter, die man zwar zum Heirathsgut brauchen kann; die Klöster aber verlangen baar Geld.

Ich schrieb einen Brief an die Vorsteherin des Klosters, und der Senator, den ich gebeten hatte die Sache zu übernehmen, ging mit seiner Gemahlin ins Kloster. Sie holten sie heraus, und nahmen sie zu sich. Sie erklärte sich nicht ganz bestimmt, aber doch so deutlich, als die Sittsamkeit es erlaubte. Sie verlange, sagte sie, keinen Mann, aber sie möchte auch nicht wieder ins Kloster.

Meine Nichte war nicht dazu gemacht, lange in dem Hause eines Patriziers zu bleiben; man that sie zu braven, rechtschaffenen Leuten in Pension. Herr Chiaruzzi, der Wirth der Mamsell Goldoni, übernahm zugleich die Besorgung meiner Geschäfte, und seine Frau nahm sich der jungen Person an. Nach Verlauf von zwey Jahren starb seine Frau, und ihr Mann verlangte meine Nichte von mir zur Gattin. Sie schien zufrieden damit zu seyn, und ich war es, so sehr man's nur immer seyn kann. Wir traten ihr, mein Neffe und ich, alle unsere Güter in Italien ab: die nöthigen Dokumente fertigte Herr Lormeau, Notarius in Paris, aus. Die Unterschrift eines Mannes von seiner bekannten Rechtschaffenheit konnte nicht anders als von guter Vorbedeutung für die Verlobten seyn. Die Verbindung ging

auch wirklich vor sich, und beide leben sehr glücklich und zufrieden.

Dieser Vorfall war zu meiner Ruhe sehr nöthig. Ich hatte die beiden Kinder meines Bruders einmal adoptirt. Meinen Neffen sah ich in einer ganz leidlichen Situation bey mir, sehr lieb war mir's, nun auch meine Nichte versorgt zu wissen. Meine Zufriedenheit würde ohne Gränzen gewesen seyn, wenn ich ihrer Hochzeit hätte beywohnen können: allein ich war zu alt, eine Reise von hundertundfunfzig Meilen zu unternehmen.

Ich befinde mich, Gott sey Dank, ziemlich wohl, allein ich muß auch alle Vorsicht anwenden, meine Gesundheit und Stärke aufrecht zu erhalten. Täglich lese ich, und ziehe fleißig und aufmerksam zu Rathe die Abhandlung über das Alter von Herrn Robert, Doctor Regens der Pariser Fakultät.

Unsere gewöhnlichen Aerzte sorgen für uns, und geben sich Mühe, uns wiederherzustellen, wenn wir krank sind, bekümmern sich aber nicht um unsere Lebensart, wenn wir uns wohl befinden. Dieses Buch unterrichtet mich, weißt mich zurechte, lehrt mich die Grade der Munterkeit und Stärke, die mir noch übrig seyn können, und die Noth-

wendigkeit, sparsam damit hauszuhalten, kennen. Es ist in Briefform eingekleidet. Wenn ich es lese, so ist mir immer, als spräche der Verfasser mit mir. Auf jeder Seite treffe ich mich an, und erkenne mich wieder. Die guten Lehren, die es enthält, sind heilsam, ohne beschwerlich zu seyn. Er ist nicht so streng, als die Schule von Salerno, und dringt nicht auf die Diät des Lodovico Cornaro, der hundert Jahre kränkelte, um bey guter Gesundheit sterben zu können.

Herr Robert ist ein einsichtsvoller, erfahrner Mann, und gehört zu der kleinen Anzahl Aerzte, welche die Natur studieren, und ihre Kräfte und Wirkungen kennen. Ich machte seine Bekanntschaft bey Herrn Fagnan, ersten Commis des königlichen Schatzes, wo wir uns oft antrafen. Madam Fagnan, seine Wittwe, eine Person voll Talente, Anmuth und Verstand, fährt auch jezt noch fort, die vertrauten Freunde ihres Mannes mit Herzlichkeit zu empfangen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Palais Royal. Seine neue Gestalt und Annehmlichkeiten.

Noch in demselben Jahre, von dem ich rede, (1781) machte man dem Publiko die Veränderungen, die mit dem Palais Royal vorgenommen werden sollten, bekannt, und den 15ten Oktober geschah der erste Hieb mit der Axt auf die Bäume der großen Allee.

Was für Klagen hörte man nicht in ganz Paris darüber! Jedermann fand diese Promenade, so wie sie war, reizend und vortreflich: sie war der Lieblingsort von Jedermann. Man konnte nicht glauben, daß man ihn angenehmer und bequemer machen werde. Man fürchtete, eine leere Speculation opfere das Vergnügen der Privatpersonen dem Interesse des Herrn auf.

Am meisten aber waren die Besitzer der Häuser, die den Garten umgeben, in Verlegenheit und Sorgen. Sie wurden von einem neuen Gebäude bedroht, das sie der Aussicht und des Eingangs in diesen reizenden Ort berauben sollte. Sie traten zusammen, und machten Versuche, ihre vorgege-

benen Rechte zu behaupten. Die Rechtsgelehrten riethen ihnen, sich keine vergebliche Mühe zu machen. Der Grund und Boden war dem Hause Orleans von dem Könige geschenkt worden, der Duc de Chartres, jetziger Duc d'Orleans und erster Prinz von Geblüte, hatte den Gebrauch davon. Die Einsicht und der Zutritt in diesen Garten war eine bloße Duldung des Besitzers, und, die Einbuße der Kläger abgerechnet, wollte man ja einzig für die größte Zufriedenheit des Publikums arbeiten.

Allein dieses Publikum wollte der Sache keinen Glauben geben. Man bedauerte die prächtige Allee, die bey schöner Witterung eine unendliche Menge Menschen herbeylockte, wo die Schönheiten von Paris ihre Reize zur Schau trugen, wo junge Leute sich großen Gefahren aussezten, oft ein unverhofftes Glück, und kluge Leute endlich sich bisweilen auf Unkosten der Gecken lustig machten.

Jeder Baum, der fiel, erregte eine schmerzhafte Empfindung in den Gemüthern der Zuschauer. Durch einen Zufall war ich eben bey dem Sturz des Krakauerbaums, dieses schönen Kastanienbaums, gegenwärtig, um den die Politiker sich versammelten, der lange Zeit Zeuge ihrer Neugierde, ihrer Betheurungen und Lügen gewesen

war. Ich drängte mich durch die Menge hindurch, und war so glücklich, einen Zweig zu erhaschen, der seine Blätter erhalten hatte, und trug ihn auf der Stelle in ein Haus von meiner Bekanntschaft. Einigen Damen traten die Thränen in die Augen, die Mannspersonen tobten für Aerger. Jedermann schrie gegen den Zerstörer, nur ich lachte heimlich bey mir selbst. Ich sezte großes Zutrauen in seine Projekte, und der Erfolg hat bewiesen, daß ich mich nicht betrog.

Nunmehr ist der Palais Royal erneuert, wieder aufgebaut und vollendet. Man mag sagen, kritisiren, was und wie man will. Ich betrete ihn nie, ohne neues Vergnügen, und der große Zufluß von Personen, die ihn besuchen, bestätigt die Richtigkeit meines Urtheils.

„Der Umfang des Gartens hat verloren;" sagt man. Er ist noch weit genug zu Sommeralleen, zu Winteralleen: in der Mitte ist ein beträchtlicher Raum, der nie ganz angefüllt ist. — „Es ist nicht freye Luft genug da." — Wer nichts als freye Luft sucht, muß freylich die elysäischen Felder vorziehen: wer aber an Einem Orte Gesellschaft, Vergnügen und Bequemlichkeit beysammen anzutreffen sucht, der dürfte sich schwerlich vom Palais Royal losreißen.

Bedeckte Gänge, die gegen Regen und Sonne schützen; sehr besuchte Kaufleute; Niederlagen von Stoffen, Juwelen und allem möglichen, was auf Putz, Kleidung und Liebhaberey Bezug hat; Kaffeehäuser, Bäder, Restaurateurs, Traiteurs, Wirthshäuser, gesellschaftliche Anlagen, Schauspiele, Gemälde, Bücher, Concerts, Zimmer, von innen sehr bequem, und von außen sehr und vielleicht nur zu sehr verziert; immer ein Schwarm von Leuten, Personen von Geschäften, Kaufleute, Politiker — jeder findet hier etwas, womit er sich nützlich beschäftigen, und angenehm unterhalten kann. So verschieden der Geschmack und die Neigungen sind, so verschieden und mannichfaltig sind die Vergnügungen im Palais Royal.

Bisweilen kömmt es freylich zu Zänkereyen und Auflauf. Aber wo geschieht das nicht? Die Polizey hat, wie sonst überall, auch hier ein wachsames Auge, und überdieß sind auch Schweizer bey der Hand, die bey der geringsten Bewegung herbeyeilen.

Hypochondrische Personen finden den Palais Royal unanständig. Für anständige Personen ist nichts zu fürchten. Ich habe gesehen, daß man in den Tuilerien sehr sittsamen Frauenzimmern auf dem Fuß nachgefolgt ist, und sie genöthigt hat,

sich zu entfernen, weil ihr Putz oder ihre Figur etwas ungewöhnlich war. Etwas ähnliches hat sich niemals im Palais Royal zugetragen. Der Leute sind hier zu viel, als daß einzelne Personen von einem Schwarm neugieriger Gecken ausgezeichnet und umringt werden sollten.

An gewissen Tagen und bey gewissen Gelegenheiten sorgt man, wie billig, dafür, den Pöbel von der großen Welt zu sondern. Mischt sich ja von ohngefähr etwas von jenem unter sie, so beflecken wenigstens die Kamisöler die prächtigen Roben nicht — so geschieht es im Vorbeygehn, niemand achtet darauf. Es ist ein öffentlicher Ort, ein Platz für Handel und Wandel — ein nützlicher, bequemer, angenehmer Platz. Es lebe der Palais Royal.

Zweyunddreißigstes Kapitel.

Der neue Saal der französischen Komödie. Der Saal der italienischen Komödie. Der thierische Magnetismus. Die Ballons. Die Somnambulisten. Der Mann aus Lyon, der trocknen Fußes über das Wasser gehen will. Dieser Scherz compromittirt das Journal de Paris. Dieses Journal wird gänzlich gerechtfertigt.

Die französische Komödie verließ im Jahre 1781 die Tuilerien, um das neue Theater, das man ihr in der Vorstadt St. Germain bestimmt hatte, in Besitz zu nehmen. Dieses Gebäude steht ganz isolirt. Die Vorderseite nimmt sich sehr gut aus. Der freye Platz umher ist sehr geräumig und sehr bequem für die Wagen. Sollte, ohnerachtet aller angewandten Vorsicht, Feuer auskommen, so ist doch für die benachbarten Gebäude nicht das geringste zu befürchten.

Der Saal ist weit, edel und bequem. Die Schauspieler haben eine neue Einrichtung im Parterr getroffen. Das Publikum sitzt nunmehr, muß aber doppelt so viel bezahlen. Dieses kann für die Einnahme gute und böse Folgen haben. Die jungen Leute, die gewohnt waren, einen halben

Gulden zu zahlen, wenden nun ihren Gulden gewiß noch einmal mehr, als sonst, um, und andere Personen, die vorher auf den Großenthalerplatz gingen, finden diesen ökonomischen Sitz angenehm und anständig.

Noch eine andere Betrachtung läßt sich über diese Aenderung anstellen. Das Parterr entschied sonst über neue Stücke: dieses Parterr ist nicht mehr dasselbe. Die Dichter theilten Billets aus, um ihren Werken eine günstige Aufnahme zu verschaffen, und ihre Gegner theilten gleichfalls welche aus, um sie fallen zu machen. Die Verdoppelung des Preißes muß die Stützen jener, und die Cabale dieser vermindern. Ist das gut oder böse? Ich beziehe mich auf die Einnahme der Schauspieler. Doch diese ist durch die Logen, die auf ganze Jahre gemiethet werden, so beträchtlich und gesichert, daß sie dieses Mehr oder Weniger in der Vertheilung kaum bemerken können.

Auch die sogenannten italienischen Schauspieler änderten das folgende Jahr ihren Aufenthalt. Diese Veränderung war ihnen noch nöthiger, als jenen. Die Lage ihres alten Hotel de Bourgogne war dem Publiko und noch mehr den Bewohnern des Quartiers sehr unangenehm. Ich gehörte darunter, und lief allemal Lebensgefahr,

durch das Wagengedränge hindurch nach Hause zu kommen.

Von einer Menge Projekte, welche die Baukünstler täglich in Vorschlag brachten, wählten die Schauspieler dasjenige, das sich auf das Hotel und den Garten des Duc de Choiseul bezog, aus welchem man eben im Begriffe stand, ein neues Quartier mit Straßen, Häusern und andern Etablissements aller Art zu machen.

Die Unternehmer dieser Gebäude lieferten den Schauspielern den Saal gebaut, verziert, vollendet, bis auf die Decorationen, und ganz fertig, zum Gebrauch der Käufer, für den bestimmten Preis von hunderttausend Thalern. Die Schauspieler unterzeichneten den Contract, bezahlten die Summe, und der Saal ist nunmehr ihre.

Im folgenden Jahre ließen sie zur Bequemlichkeit des Publikums noch einige Aenderungen anbringen. Diese Aenderungen gaben ihm ein beträchtlich besseres Ansehen. Nunmehr ist er einer von den schönsten Sälen in Paris, sehr anmuthig, sehr bequem, und wird stark besucht.

Auf diese Weise wurden die drey großen Schauspielhäuser fast zu einer Zeit erneuert. Die Franzosen sähen so etwas gern alle Tage. Das Publikum findet nur an Neuigkeiten Vergnügen.

Ueber der einen vergißt man die andere, und in einem großen Lande folgen sie schnell auf einander.

Giebt eine neue Sache Veranlassung zu Streitigkeiten, so dauert sie desto länger. Die mit dem **thierischen Magnetismus** z. B. nahm im Jahre 1777 ihren Anfang, breitete sich einige Jahre hindurch immer mehr aus, und noch jezt spricht man davon, als von einem Problem, das erst aufgelößt, oder von einem Phänomen, das in sein wahres Licht gesezt werden müsse.

Herr **Mesmer**, ein deutscher Arzt, würdigte die Pariser vorzugsweise, ihnen eine für die ganze Menschheit wichtige Entdeckung mitzutheilen. Er verspricht alle Arten von Krankheiten durch Berührung zu kuriren. Nichts angenehmers freylich müßte sich denken lassen, als seine Gesundheit ohne die ekelhaften Arzneymittel wieder zu erhalten. *)

*) Unser Verfasser sagt, Mesmer habe die Franzosen vorzugsweise gewürdigt, ihnen seine wichtige Entdeckung mitzutheilen. Den Grund, warum? hat er anzugeben vergessen. Wahrscheinlich weil er ihn nicht wußte, oder nicht wissen wollte: wir Deutschen aber wissen ihn recht gut. Mesmer hatte auch schon in Deutschland seine Siebensachen laut genug ausgeposaunt; er verließ es blos deshalb, weil

Giebt es ein wirkendes Mittel in seinen Operationen? oder giebt es keins? Das ist das Geheimniß des Urhebers der Entdeckung. Er hat es einer Gesellschaft, die zusammengetreten ist, von der jede Person hundert Louisdor erlegt, und die auf diese Weise eine Summe vou hunderttausend Thalern zusammengebracht hat, unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut. Allein, wie man weiß, ist nicht jedermann in Paris verschwiegen, und man kann also wetten, daß das Geheimniß verrathen werden wird. Zwar, wenn kein wirkendes Mittel im Spiel ist, so giebt es auch nichts zu lernen. Hängt die Wirkung nur von der Kraft der Berührung ab, so müßte man auch zugleich die glückliche Hand des Meisters haben.

Herr **Deslon** verrichtete mit seinen Fingern eben so gut Wunder, als Herr **Mesmer**, ohne daß dieser ihm sein Geheimniß anvertraut hätte. Herr **Mesmer** hat dieß selbst gesagt, ja sogar

er keinen Glauben fand, und ging wahrscheinlich blos deshalb nach **Paris**, weil er dort den meisten Glauben zu finden hoffte. Seine Erwartung hat ihn nicht getäuscht; aber freylich dürfte man nur wohl zweifeln, ob es den Franzosen viel Ehre mache, oft und von solchen Personen des Vertrauens ihrer Geheimnisse und Entdeckungen gewürdigt zu werden.

drucken lassen. Herr Deslon hatte ihn also errathen, und der französische Arzt besaß dieselbe Geschicklichkeit, als der deutsche Doctor.

Ich kenne die Redlichkeit des Herrn Deslon, und die verehrungswürdigen Personen von meiner Bekanntschaft, die seines vertrauten Umgangs genossen, und ihre Zuflucht zu seinem Magnetismus nahmen, beruhigen mich vollends über alle Zweifel, die allenfalls noch bey mir zurückbleiben konnten.

Kurz, wenn dieses Mittel auch nur dazu gut wäre, die Krankheiten des Geistes zu heilen, *) so müßte man es immer zum Trost melancholischer Männer und nervenkranker Frauenzimmer beybehalten.

Eine andere Entdeckung erschien fast zu gleicher Zeit, und machte nicht weniger Aufsehen. Herr von Montgolfier war der erste, der eine große Kugel in die Luft steigen ließ. Diese Kugel

*) Hier schwatzt unser Verfasser vollkommen wie ein Mann, der — seinen eigenen Ausdruck zu brauchen — sich vorgesezt hat, über alles etwas zu sagen, und also unmöglich über alles etwas kluges sagen kann. Der Magnetismus sollte die Krankheiten des Geistes heilen? Wie kann das den Geist heilen, was den Körper zerrüttet, und gerade die Hauptpfeiler der Gesundheit untergräbt?

stieg so hoch, daß man sie ganz aus dem Gesichte verlor, ließ sich von dem Winde bewegen, flog nach der Richtung des Windes, und erhielt sich so lange im Schweben, bis die Flamme und der Rauch, die sie nährten, verschwunden waren.

Dieses erste Experiment gab zu weitern Spekulationen Veranlassung. Herr **Charles**, ein sehr erfahrner Physiker, brauchte entzündbare Luft dazu. Die Kugeln, die mit diesem Gas angefüllt werden, brauchen keine weitere Nachhülfe, um sich in der Höhe zu erhalten, und sind gegen das Feuer gesichert.

Es fanden sich Leute, die Muth genug besassen, ihr Leben ein paar Stricken anzuvertrauen, die eine Art von Fahrzeug tragen, welches an diesen zerbrechlichen Ballon, der offenbaren Gefahren und Schicksalen, die man ohnmöglich voraussehen konnte, ausgesezt ist, befestigt war.

Der Herr Marquis **d'Arlande** und Herr **Pilatre de Rosier** machten den ersten Versuch nach der Methode des Herrn **Montgolfier**, und Herr **Charles** stieg, kurze Zeit darauf, selbst durch Hülfe seiner brennbaren Luft auf.

Ich konnte sie nicht ohne Schaudern sehen. Ueberdieß wozu so viel Gefahren sich aussetzen? wozu dieser Muth? Ist man genöthigt, sich vom

Winde

Winde regieren zu lassen; kann man es nicht dahin bringen, die Direction nach seiner Willkühr einzurichten, so wird die Erfindung zwar immer bewundernswürdig, allein, da sie ohne Nutzen ist, doch immer nur ein Spiel bleiben.

Man hat so viel über diesen Gegenstand geschrieben und gesprochen, daß ich es füglich überhoben seyn kann, mehr davon zu sagen, und das um desto mehr, da ich gar nichts von der Experimental-Physik verstehe.

Ich endige diesen Artikel mit der Klage über das traurige Schicksal des Herrn Pilatre du Rosier, der das Opfer seiner lezten ärostatischen Reise ward, und mit dem Wunsche, daß es dem Herrn Blanchard, dem standhaftesten und unerschrockensten Luftschiffer, nie an Muth und Glück fehlen möge!

Die Entdeckungssucht hatte sich des Geistes der Pariser so gewaltsam bemächtigt, daß sie neue Entdeckungen sogar im Gebiete des Wunderbaren suchten. Man erdachte Somnambulisten, die vernünftig und passend mit wachenden Personen sprechen; man schrieb ihnen das Vermögen zu, das Vergangene zu errathen, und die Zukunft vorherzusehen.

Diese Täuschung fand keinen sonderlichen Eingang, eine andere hingegen, die fast zu gleicher Zeit ans Licht trat, hinterging ganz Paris.

Ein Brief, aus Lyon datirt, kündigte einen Mann an, der das Mittel gefunden, trocknen Fußes über das Wasser zu gehen, und sich vorgenommen habe, das Experiment in der Hauptstadt selbst anzustellen. Er verlangte eine Subscription, um sich für seine Mühe und seine Kosten zu entschädigen. Sie kam auf der Stelle zu Stande, und der Tag wurde bestimmt, wo man ihn über die Seine sollte gehen sehen.

Der Mann erschien am angegebenen Tage nicht: man fand scheinbaren Vorwand, die Posse noch weiter auszuspinnen. Endlich entdeckte man, daß ein Spaßvogel in Lyon die Leichtgläubigkeit der Pariser zum Besten gehabt hatte. Wahrscheinlich war es seine Absicht nicht, eine Stadt von achtmalhunderttausend Einwohnern zu beleidigen, wenigstens muß er sehr gute Gründe zur Entschuldigung seines Scherzes vorgebracht haben, weil man nicht gehört hat, daß die Sache an ihm geahndet worden wäre.

Was die Pariser veranlaßte, der Erfindung Glauben beyzumessen, war das **Journal de Paris**,

das sie als eine durch Erfahrung bestätigte Wahrheit ankündigte. Die Verfasser dieser periodischen Schrift wurden selbst hintergangen, und rechtfertigten sich dadurch hinlänglich, daß sie die Briefe, die sie irre geführt hatten, mit der Namensunterschrift der Personen, die sie geschrieben und an ihr Büreau abgeschickt hatten, drucken ließen.

Drey Jahre darauf kam ein Fremder nach Paris, der wirklich, und in Gegenwart einer unendlichen Menge Volks, trocknen Fußes über den Fluß ging.

Dieser Mann machte ein Geheimniß aus den Mitteln, die er bey seinem Experiment angewandt hatte. Er brauchte große Vorsicht, die Unterkleider, die er beym Hinübergehn angehabt, zu verbergen. Wahrscheinlich wollte er sein Geheimniß theuer verkaufen: allein der geringe Nutzen, den man sich davon versprechen konnte, lohnte nicht der Mühe. Ohne Zweifel waren es Arten von Scaphen oder Scaphandern, die er an beiden Füßen angebracht hatte.

In allen Flüssen findet man Flößen oder Fahrzeuge zum Uebersetzen. Der Fall wird selten vorkommen, daß man außerordentlicher Mittel nöthig haben sollte, um über das Wasser zu kommen. Und

auch in diesem Falle könnte man doch diese Maschinen, die weder leicht noch bequem zu tragen seyn können, nicht immer mit sich führen.

Dieses Experiment verschaffte indeß doch den Verfassern des **Journal de Paris**, welche die Möglichkeit einer solchen Erfindung geahndet hatten, eine neue Rechtfertigung.

Dreyunddreißigstes Kapitel.

Die periodischen Blätter von Paris. Einige Werke, deren Fortsetzungen nicht zu bestimmten Zeiten erscheinen.

Das Journal, dessen ich eben erwähnte, erinnert mich an die unendliche Anzahl von periodischen Blättern, die täglich in Paris ausgegeben werden.

Der neugierigste und müßigste Mensch von der Welt könnte sie nicht alle lesen, selbst wenn er seine ganze Lebenszeit darauf verwenden wollte: ich werde also nur von denjenigen reden, die ich am meisten kenne.

Die **Gazette de France**, die zweymal die Woche erscheint, meldet nicht die frischesten, aber doch die sichersten Neuigkeiten. Der Artikel **Versailles** ist wegen der Beförderungen und Vorstellungen interessant. Dieß ist eine sichere fortlaufende Urkunde für Titel, Würden und Chargen.

Der **Courier de l'Europe** ist eine englische ins Französische übersezte Zeitung. Sie giebt sehr umständliche Nachrichten von den Debatten und Reden des Parlaments, und schont weder die royalistische, noch die Oppositions-Partey., Dieses

Blatt war den lezten Krieg über sehr interessant, wurde stark gelesen, und befriedigt immer noch die Neugierde des Publikums in Rücksicht auf die Unternehmungen des brittischen Ministeriums.

Die holländische Zeitung, die deutschen und einige italienische Zeitungen, die in Frankreich gedruckt werden, dienen dazu, die Nachrichten zu vergleichen. Jeder Zeitungsschreiber will eine Neuigkeit gern zuerst geben, er hat also nicht Zeit, sie zu untersuchen. Er betrügt sich oft, und die Nothwendigkeit zu widerrufen, giebt ihm Materie zu Artikeln, die folgenden Blätter auszufüllen.

Der **Mercure de France**, den man ehedem den **Mercure Galant** nannte, wird jezt anders, als sonst ausgegeben. Statt eines Bandes monatlich bekömmt man jezt alle Sonnabende ein Heft. Er wird von einer Gesellschaft Gelehrten besorgt, und umfaßt die Künste, die Wissenschaften, die Litteratur, die Schauspiele, politische Neuigkeiten, und hat beständig die alte Gewohnheit mit den Räthseln und Logogryphs, wovon immer im folgenden Stücke die Auflösung gegeben wird, beybehalten.

Jedermann weiß, was ein Räthsel ist; vielleicht aber verbindet nicht jedermann einen bestimmten

Begriff mit dem Worte Logogryph: denn in Italien kannte ich es selbst nicht. Folgende Erklärung findet man im Dictionnaire de Trevoux.

„Logogryph, eine Art von Symbol in „räthselhaften Worten. Es besteht in einer doppelsinnigen Anspielung oder Verstümmelung der Worte, welche macht, „daß der buchstäbliche Sinn von der bezeichneten Sache verschieden ist, so daß es „zwischen dem Rebus und dem wahren „Räthsel oder Sinnbild in der Mitte „steht.“

Das Ansehen und der Debüt des Merkurs gründet sich nicht auf diese Kleinigkeiten, vielleicht aber würde er doch weniger Liebhaber finden, wenn man sie hinweglassen wollte. Sobald ein Heft erscheint, drängen sich die Neugierigen hinzu, zu sehen, ob sie das Räthsel und das Logogryph des vorigen Hefts errathen haben. Unmittelbar darauf suchen sie nach den neuen Stücken von dieser Gattung. Sie studieren sie, und bringen ganze Tage mit dieser Beschäftigung zu, die für sie eine ernsthafte und anziehende Beschäftigung ist.

Eine Dame von meiner Bekanntschaft, welche die Gabe besaß, etwas oft auf den ersten Blick zu errathen, fand einmal ein verzweifeltes Räth-

sel, das sie beynahe zur Verzweiflung brachte. Endlich erräth sie es, oder bildet sich wenigstens ein, es errathen zu haben. Sie liegt schon zu Bette, klingelt, steht auf, schreibt, und schickt ihre Auflösung an ihre Freunde. Am folgenden Morgen findet sichs, daß sie es nicht getroffen hat. Es ist mir unmöglich, den Grad von Trostlosigkeit, in dem ich sie fand, zu beschreiben.

Die Annee Litteraire ist auch eine periodische Schrift, die monatlich erscheint, und die Herr Freron bey meiner Ankunft in Paris schrieb. Er war ein belesener, geistreicher Mann. Niemand verstand sich besser darauf, aus einem Buche oder Theaterstücke einen Auszug zu machen. Bisweilen war er etwas boshaft, doch das ist der Fehler des Handwerks.

Was dieses Journal besonders anziehend machte, war der Krieg, den es dem Philosophen von Ferney erklärt hatte. Der berühmte Mann hatte die Schwachheit, böse darüber zu werden. Freron war seine Antipathie: allenthalben brachte er ihn an, und überhäufte ihn mit Sarcasmen und Spöttereyen. Dieses gab dem Journalisten neue Veranlassung, neuen Stoff, seine Blätter anzufüllen, und das Publikum zu amüsiren. Diese periodische Schrift ist einem verdienten Manne,

dessen Schreibart angenehm, und dessen Beurtheilungskraft sehr richtig, in die Hände gekommen. *)

*) Durch die Verunglimpfungen einiger deutschen Dichter und Kunstrichter des lezten und ohneinlezten Jahrzehends (die zwischen Frerons Manier und der Manier gewisser deutscher Kunstrichter, die ihnen ein Dorn in den Augen waren, eine große Aehnlichkeit entdeckten) ist dieser bekannte französische Kritiker in Deutschland in einen höchst unverdienten, bösen Ruf gekommen. Die moralische Seite seines Charakters läßt sich freylich weder vertheidigen noch entschuldigen, gewiß aber bleibt es dafür auch von der andern Seite, daß die Lobsprüche, die unser Verfasser ihm hier giebt, nichts weniger als übertrieben sind, daß er wirklich ein Mann von mannichfaltigen Kenntnissen, von feinem und richtigem Geschmack, und ein witziger und scharfsinniger Kopf war, der den besten französischen Kunstrichtern an die Seite gesezt zu werden verdiente, wenn er ein zusammenhängendes Werk geschrieben, und seine Ideen nicht in eine periodische Schrift von mehr als 150 Bänden zerstreut hätte. Es verlohnte sich wohl der Mühe, daß ein Mann von Einsicht diese voluminöse Sammlung durchginge, und die vielen einzelnen vortreflichen Bemerkungen, die dort wie ein todter Schatz vergraben liegen, unter gewisse Rubriken sammelte. — Schon die gewaltige Erbitterung Voltaire's beweist, daß er ihm ein fürchterlicher Gegner war. Er besaß die Kunst der Ironie in einem weit höhern Grade, als

Das Journal des Savans ist nicht für jedermann. Es entspricht seinem Titel sehr genau, aber im Ganzen mag man sich doch lieber amüsiren, als unterrichten.

Die Gazette des Tribunaux ist den Rechtsgelehrten und Advokaten sehr nützlich, und das Journal d' Agriculture den Ländereybesitzern. Beide werden mit vielem Fleiße ausgearbeitet, und finden Leser genug, die Verfasser für ihre Mühe zu entschädigen.

Noch eine andere periodische Schrift, die ein großes Glück gemacht hat, und jezt noch mit einem gewissen Vergnügen gelesen wird, ist die Bibliothek der Romane, von der monatlich ein Band erscheint.

Ein eben so vornehmer als reicher Franzose besitzt in Paris eine Bibliothek, die vielleicht die größte und ausgesuchteste von allen Privatbibliotheken Europens ist.

Der Katalog davon ist unermeßlich, und, was man vielleicht nicht glauben wird, was ich aber doch

selbst Voltaire. In irgend einem Bande seiner Année litteraire thut er einen Vorschlag zu einer Begräbnißfeyer des Herrn Voltaire, die ein wahres Meisterstück von Ironie, treffender Kritik, und gesunder Beurtheilungskraft ist.

mit meinen eigenen Augen gesehn habe, bey jedem Artikel findet man am Rande eine Note von der Hand des Besitzers dieser kostbaren Sammlung. Ein Beweis, daß sie nicht der Prachtliebe, sondern dem Geschmack und der Gelehrsamkeit gewidmet war.

Unter den seltensten und vollständigsten Sammlungen findet man auch die alten Romane, die treusten Gemälde der Sitten, Gebräuche und Charaktere aller Jahrhunderte. Gelehrte, die von dem gelehrten und großmüthigen Bücherliebhaber beschützt und aufgemuntert wurden, machten unter seiner Aufsicht sehr interessante und lehrreiche Auszüge davon. Diese Schriftsteller sahen sich nach einiger Zeit und aus ganz besondern Gründen genöthigt, aus andern Quellen zu schöpfen, indeß bleibt das Journal immer noch interessant, und leidet keinen Mangel an Käufern und Lesern.

Doch kömmt jezt aus derselben Bibliothek eine neue Sammlung heraus, die nicht weniger nützlich und interessant ist, und eine Art von Universalgeschichte der Litteratur aller polizirten Nationen ausmacht. Herr Content **Dorville** ist der Verfasser dieses Journals.

Das Journal de Litterature verdient sicher gelesen zu werden. Es ist sehr gut geschrieben, und die Beurtheilungen sind mit Billigkeit und Einsicht abgefaßt.

Ich sage nichts von dem **Journal de Bouillon**, noch von den **Affiches de Province**, noch von mehrern andern: denn man kann nicht alles lesen, nicht alles kennen. Ich will diesen Artikel mit ein paar Worten über die beiden Blätter, die täglich, eins unter dem Titel **Journal de Paris**, das andere unter dem Titel **Journal de France ou de Petites Affiches**, ausgegeben werden, beschließen.

Der Hauptzweck des leztern ist, alle bewegliche und unbewegliche Güter, die zu verkaufen oder zu vermiethen sind, Chargen, die ihre Inhaber gern veräußern möchten, Geldanleihen von Privatpersonen, gefundene oder verlorne Sachen, Neuigkeiten, die man bey den Kaufleuten findet, Arbeiten der Künstler – alles Dinge, die den Nutzen und die Bequemlichkeit des Publikums betreffen, anzuzeigen.

Seit einigen Jahren hat man auch Litterarnotizen hinzugefügt. Die Auszüge gerathen sehr wohl, die Kritiken sind scharfsinnig, und die Bemerkungen gegründet.

Das Journal de Paris ist nicht weniger nützlich und interessant. Es giebt täglich die frischesten und sichersten Nachrichten: es beschäftigt sich mit Projekten, Entdeckungen und Untersuchungen aller Art.

Züge von Tapferkeit, Tugend und Wohlthätigkeit finden einen Platz in diesem Journale. Man wendet sich an dasselbe, dem Publiko neue Geisteswerke und mechanische Arbeiten einzelner Personen bekannt zu machen. Die Verfasser des Journals versäumen nicht, in ihren Erzählungen dem Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und zeigen auf eine bescheidene Art dasjenige an, was ihnen noch einer weitern Erläuterung und Verbesserung zu bedürfen scheint.

Das Publikum beklagt sich bisweilen, das Journal de Paris wäre nicht reich genug an Neuigkeiten; allein kann es alle Tage welche geben? und, wenn auch, kann man alles sagen, alles schreiben, alles drucken?

Der Artikel Schauspiele fehlt niemals, und könnte allein einen großen Theil von Käufern und Neugierigen befriedigen. Das Journal de France hat sich dieses Artikels gleichfalls bemächtigt, doch ist es gar nicht übel, die neuen drama-

tischen Produkte von zwey verschiedenen Verfassern beurtheilt zu sehen.

Den Tag nach der neuen Vorstellung eines Stücks liest man in beiden Journalen einen Auszug, eine Kritik, und Nachricht von dem Schicksale des Stücks. Bisweilen treffen die Journale zusammen, bisweilen weichen sie in ihren Urtheilen von einander ab. Eins ist viel strenger, das andere viel nachsichtiger. Ich nenne sie nicht, das Publikum kennt sie.

Diese Auszüge und Kritiken sind ein sehr nützlicher Unterricht für junge Schriftsteller. Andere kritische Blätter geben nach Verlauf einiger Zeit Auszüge und Bemerkungen über dieselben Stücke, solche späte Hülfe aber ist unnütz. Die Geschwindigkeit der Journale, von denen ich eben rede, öffnet den Verfassern auf der Stelle die Augen, und ein Stück, das bey der ersten Vorstellung gefallen war, hebt sich oft bey der zweiten Vorstellung wieder, und macht eben so viel Vergnügen, als es erst Verdruß und Langeweile gemacht hatte.

„Vielleicht," wird man mir einwerfen, „vielleicht ist es das Publikum, das auf die anstößige „oder langweilige Stelle aufmerksam macht;" allein können die Verfasser und Schauspieler immer

die wahre Ursache von der üblen Laune einer Versammlung ergründen?

Nein. Die Verfasser der Journale sind es, die nach ihrem eigenen Urtheil, und der Entscheidung des Publikums, die sie aufmerksam und mit kaltem Blute zu untersuchen Zeit haben, von dem guten oder schlechten Erfolge Rechenschaft, und beides den Schauspielern und Verfassern heilsame Rathschläge geben.

Dieß ist meine Art zu denken über den Nutzen dieser periodischen Blätter, die ich sehr schätze, an denen ich aber für alle Schätze der Welt nicht Theil nehmen möchte. Es ist nichts grausamers, als in der Nothwendigkeit zu seyn, täglich, gern oder ungern, arbeiten zu müssen. Man mag immerhin die Arbeit unter mehrere Schriftsteller vertheilen, die Engagements mit dem Publiko sind schrecklich, und die Schwierigkeit, jedermann zu gefallen, ist eine Sache, die zur Verzweiflung bringen kann.

Noch andere Arbeiten werden, ohne unter die periodischen zu gehören, zu willkührlichen Terminen fortgesezt. Dahin gehört zum Beyspiel la Vie des hommes illustres, ou le Plutarque françois de Mr. Turpin. Seine Lobreden sind aus

der Geschichte geschöpft, allein man bewundert an diesem schätzbaren Schriftsteller die Kunst, die Facta zusammen zu drängen, ohne daß sie den Leser ermüden, und seinen edlen und kräftigen Styl, der das Verdienst erhebt, ohne Weihrauch zu verschwenden.

Auch Herr **Retif de la Bretonne** ist ein Schriftsteller von Fruchtbarkeit ohnes Gleichen. Seine Zeitgenossinnen unter andern sind jedermann bekannt, und werden immer mit Beyfall gelesen. Er hat Gemälde aller Art entworfen. Malt er nach der Natur, so muß er viel gesehen haben, arbeitet er blos nach Leitung seiner Einbildungskraft, so hat er viel errathen.

Hier wäre der Ort, von dem **Tableau de Paris** des Herrn **Mercier** zu reden: allein ich gestehe, daß ich über diesen Punkt in großer Verlegenheit bin. Denn — ich schätze den Verfasser, bin aber sehr übel auf dieses sein Werk zu sprechen.

Er findet in **Paris** nichts gut, nichts schön, nichts erträglich. Wer zu viel beweist, beweist nichts. Herr **Mercier** hat dem Publiko bey der Vorstellung seiner Dramen Thränen ausgepreßt: durch

durch die Lectüre dieses Buchs hat er sie wahrscheinlich wieder aufheitern wollen. *)

*) Dieses Urtheil ist gewiß eins der schiefsten, die Goldoni sich in dieser Schrift zu Schulden kommen läßt. Das Tableau de Paris ist ohnstreitig Merciers Meisterstück, und manches Kapitel daraus mehr werth, als seine frostigen Dramen zusammengenommen. Sicher war der Endzweck desselben edler, als blos dem Publiko einen Spaß zu machen. Die Einwohner von Paris verdienten die gerechteste Verachtung, wenn sie bey diesem Werke nichts als lachen oder lächeln könnten. Von der andern Seite freylich mag sich Mercier nicht von Uebertreibungen frey erhalten haben, und ein sehr gegründeter Vorwurf, den man ihm machen kann, ist, daß er die Nachtheile und Unbequemlichkeiten, die mit allen großen Städten verbunden sind, nicht genug von jenen gesondert hat, die der Hauptstadt Frankreichs allein zugerechnet werden können.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Bemerkungen über einige Einrichtungen in Paris.

Da ich nunmehr fünfundzwanzig Jahre in Paris lebe, so muß ich es wohl kennen, und da ich nicht in einer Wüsteney geboren bin, so muß ich es auch wohl zu schätzen verstehen. Ich habe von seinen Schönheiten gesprochen, nunmehr will ich in der Eil auch ein paar flüchtige Blicke auf seine Bequemlichkeiten, seine Annehmlichkeiten und seine Polizey werfen.

Die Stadt wird von 866 Infanteristen und 111 Cavaleristen bewacht, die deshalb auch die Wache zu Fuß und die Wache zu Pferde (le guet à pied, le guet à Cheval) heißen. Allenthalben findet man Wachthäuser, zu jeder Stunde gehen Patrullen umher. Sie führen die Befehle der Gerechtigkeit aus, arretiren, und führen die arretirten Personen zu dem Commissar des Quartiers.

Deshalb aber sind es keine Sbirren, sondern Garden, die auf militärischen Fuß eingerichtet sind, und von Offiziers commandirt werden, die

ansehnliche Chargen unter den Truppen des Königs bekleidet haben.

Funfzig Commissare, die durch die Hauptstadt vertheilt sind, nehmen die Klagen der Privatpersonen, und die Rapporte der Angeber an. Sie halten Verhöre, führen auf der Stelle Protokolle, und schicken die Angeklagten an den zustehenden Richter. Diese subalternen Diener sind sehr nützlich, die Facta im ersten Augenblick zu berichtigen, und in Fällen von geringer Bedeutung Mühe und Kosten zu ersparen.

Der General-Polizey-Lieutenant ist die Magistratsperson, die über die Befolgung der Verordnungen, über die Sicherheit und Ruhe des Publikums wacht. Er hat vier Sekretäre und zwanzig Inspektoren zu seinem Befehle. Jeder hat sein besonderes Departement, und nicht das geringste entgeht ihrer Aufmerksamkeit.

Ohne diese Sorgfalt und Vorsicht würde man die Frucht so vieler nützlichen und bequemen Anstalten, die man in Paris genießt, einbüßen. Darunter gehört zum Beyspiel die Einrichtung mit den öffentlichen Wagen. Man beklagt sich mit Recht über die schlechten Miethkutschen. Die Pachter sind eben im Begriff, eine gewisse Zahl besserer anzuschaffen: allein auch die schlechtesten sind doch

besser, als nichts. Ich gehöre unter die Zahl der Fußgänger, und finde sie köstlich, wenn ich sie dann und wann brauche.

Außerdem giebt es noch Tragsessel und Brouetten. *) Diese kleinen Fuhrwerke sind viel wohlfeiler, als die übrigen. Doch muß man allein seyn, um dieses wahr zu finden. Vier Personen z. B., thun immer besser, wenn sie eine Miethkutsche nehmen.

Das fürchterlichste bey diesen öffentlichen Fuhrwerken sind die Kutscher. Wie es scheint, sucht man sie aus dem schmutzigsten, gröbsten Pöbel aus. Man hört von nichts, als von ihren Ungezogenheiten reden, und ohne die Strenge der Polizey wäre gar kein Auskommen mit ihnen.

Ich kann mich indeß doch rühmen, nie einen Streit mit ihnen gehabt zu haben. Ich weiß, daß sie geldgierig sind: ich suche ihnen also zuvorzukommen, und ein paar Sous mehr stellen sie vollkommen zufrieden.

Doch auch daran begnüge ich mich nicht. Die Pariser haben die Gewohnheit, sie hart anzulassen, sie zu dutzen; und diese Leute ohne alle Er-

*) Brouette. Eine Art von Cabriolet, das von Einem Pferde gezogen wird, in welchem man aber nicht frey, sondern bedeckt sitzt.

ziehung wagen nichts, setzen nichts aufs Spiel, wenn sie die schlimme Meynung, die man von ihnen hat, noch mehr verschlimmern. Ich hingegen rede sanft und freundlich mit ihnen, und werde gut bedient.

Die kleine Pariser Post ist auch eine gut ersonnene und wohl ausgeführte Einrichtung. Man kann schreiben, und die Antwort noch denselben Tag bekommen. Dieß ist für den Handel, die Geschäfte, für Complimente und Einladungen sehr bequem.

Am häufigsten erhalte ich Billette dieser leztern Art von der kleinen Post, und finde es sehr bequem, die Einladungen auf der Stelle annehmen oder abschlagen zu können, ohne daß ich nöthig habe, selbst danach zu gehen, oder zu schicken. Die Mittagsmahlzeiten nehme ich fast alle an, die Abendmahlzeiten vermeide ich so viel als möglich, Spielpartien aber weise ich niemals von der Hand.

Mehr Aufmerksamkeit noch verdient die Anschaffung öffentlicher Spritzen, um sie bey Feuersgefahr brauchen zu können. Es giebt siebenzehn Spritzenmeister, und eben so viel Spritzenhäuser und Wasserwagen.

Auf das erste Signal sind die Spritzenmeister bereit herbeyzueilen. Ihre Thätigkeit, ihr Eifer, ihr Muth sind bewundernswürdig. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie sie sich in die Flamme stürzten, wie sie sich den augenscheinlichsten Gefahren aussezten, und alles das ohne ein ander Interesse, als die Schuldigkeit ihres Amtes gethan zu haben. Denn es ist nicht möglich, sie zu bewegen, das kleinste Zeichen der Erkenntlichkeit anzunehmen.

Dieses achtungswürdige Corps bedarf keiner Gesetze. Herr Moret, Generalaufseher der königlichen Spritzen, hat ihnen Ehre und Muth einzuflößen gewußt.

Für alle Gewerbe und Handthierungen des gemeinen Mannes giebt es besondere Bureaux in Paris. Ein Peruckenmacher-Geselle wendet sich an sein Bureau, wenn er einen Herrn sucht, und so ein Schneider an das seinige, wenn er einen Lehrburschen verlangt. Eben so machen es die Domestiken, wenn sie in Dienste zu kommen suchen, und die Ammen, wenn sie Säuglinge haben wollen.

Dieses leztere Bureau verdient mehr Aufmerksamkeit, als die übrigen. Denn es kömmt auf nichts geringers an, als die Kinder ganz unbe-

kannten Weibspersonen anzuvertrauen, welche die Neugebornen mit sich aufs Land nehmen. Deshalb hat auch die Polizey Anstalten getroffen, auf deren Beobachtung es hält. Die Ammen kommen mit Attestaten von ihren Pfarrern nach Paris, und der Chef des Bureau steht für das Kind.

Ohnerachtet aller dieser Vorsicht kann es doch geschehen, daß Vater und Mutter ein gewöhntes Kind bekommen, das nicht ihre ist. Mütter, die ihre Kinder stillen, gehorchen dem Gesetze der Natur, und vermeiden alle Gefahr. Glücklicherweise ist dieses Muttergeschäfte Mode worden. Die Frauen, die sonst zu zärtlich waren, sich diesem Geschäfte zu unterziehen, sind jezt stärker worden. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Mode nicht eben so geschwind vorübergehen möge, als die gewöhnlichen.

Das **königliche Bureau der National- und auswärtigen Correspondenz** darf ich nicht vergessen. Es nimmt Geschäfte aller Art an. Es hat Correspondenten in allen vier Theilen der Welt, wo es nur welche finden kann. Fünfmalhunderttausend Livres, die bey einem Notar niedergelegt sind, bürgen für das Zutrauen, das man ihm bezeigt, und die Einsichten des Directeurs sagen für den bestmöglichsten Erfolg der Sache gut.

Ich will diesen Artikel von den öffentlichen Anstalten mit einer kurzen Nachricht von den Feuermaschinen beschließen, die man angelegt hat, in alle Straßen und alle Häuser von Paris Wasser in Ueberfluß zu bringen.

Dieses Projekt ist nicht neu. Schon seit langer Zeit hat man es in London erdacht, und mit dem glücklichsten Erfolg ins Werk gesezt.

Die Stadt Paris sah die Nothwendigkeit ein, London darin nachzuahmen. Sie nahm den Vorschlag eines Engländers an, und ertheilte ihm das ausschließende Privilegium, das er verlangte.

Eine Gesellschaft französischer Bürger, voll Eifer, Patriotismus und Zuversicht auf die Kenntniß der Herren Perier Gebrüder, nahm es auf sich, die Ehre der Nation zu behaupten. Die Associirten kauften, nachdem sie von der Regierung die Erlaubniß dazu erhalten hatten, das Privilegium mit großen Kosten an sich, und übernahmen dieses weitläuftige, aber zugleich auch für die Stadt nützlichste und unentbehrlichste Werk.

Mit der Ausführung ist es schon weit gediehen. Die ersten Maschinen, die man in Chaillot errichtete, entsprachen der Erwartung auf das beste. Die Herren Perrier, berühmte Mechani-

ker, und vorzüglich in der Pyrotechnie und Hydrostatik wohl bewandert, rechtfertigten durch diesen ersten Versuch den Ruf, der sie zu diesem Geschäfte geführt hatte, und die Gesellschaft bestreitet, ohnerachtet aller Hindernisse, die sich ihr in den Weg legten, und aller Kritiken, die über sie ergingen, die Ausgabe mit anhaltendem Muthe.

Man darf sich nicht ärgern, wenn auch die bestmöglichsten Projekte Widerstand und Widerspruch finden. Nicht jedermann betrachtet sie aus demselben Gesichtspunkte. Es giebt Eifersüchtige, Neider und Spaßvögel, doch alle diese verdienen keine Aufmerksamkeit; allein auch unter den braven, gutgesinnten Personen befinden sich viele, die mit der Sache nicht zufrieden sind.

Bey einem Projekte, das alle Individua einer großen Stadt betrifft, ist es einem jeden erlaubt, findet jeder Veranlassung, den öffentlichen und Privatnutzen desselben zu untersuchen. Wer nicht zufrieden ist, kann die Mittel verwerfen, ob er gleich die Absicht billigt. Er sagt seine Meynung, läßt sie drucken; man antwortet, und wird nach und nach warm.

Auf ähnliche Art ging es bey der Anstalt, von der eben die Rede ist. Die Streitigkeiten einzelner Personen haben weder den Eifer der Gesell-

schaft, noch die Thätigkeit der Directeurs abgespannt. Man fährt fort, Röhren in den Straßen zu legen.

Wichtige Neuerungen finden selten durchgehends Beyfall, und eine große Seltenheit ist es, wenn die ersten Unternehmer Gewinn davon haben. Demohngeachtet scheint es, als ob diese neue Anstalt eine wirkliche und sichtbare Consistenz bekomme. Die Gesellschaft hat Actien unter Privatpersonen vertheilt, und diese Actien sind auf eine unglaubliche Weise gestiegen.

Das Projekt ist so schön, die Ausführung so glücklich, der Nutzen so beträchtlich, die Bequemlichkeit so augenscheinlich, daß die aufgeklärteste Nation der Erde ohnmöglich die Vortheile desselben verkennen, und dem patriotischen Eifer ihrer Bürger länger den verdienten Dank entziehen kann.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Tod von Madam Sophie de France. Projekt eines neuen Journals. Abentheuer eines Amerikaners mit einer Neapolitanerin.

Ich nähere mich dem Ende meiner Memoiren, und trage muthig die Beschwerden einer Arbeit, die anfängt, mich zu ermüden. Eine traurige Begebenheit indeß, von der ich eben im Begriff bin zu reden, läßt mir die Unannehmlichkeiten des Geschäftes, dessen ich mich unterzogen, doppelt fühlen.

Im Jahre 1783 geschah es, daß Madam Sophie de France ihre edle Laufbahn vollendete. Welch ein Verlust für den Hof! Welch ein Schmerz für ihre zärtlichen Schwestern! Ihre Tugenden machten sie ehrwürdig, ihre Sanftmuth flößte Liebe und Zutrauen ein, ihre wohlthätige Seele ersparte der Armuth das Bitten, und ihr Verstand strebte vergebens, sich hinter dem Schleyer der Frömmigkeit und Bescheidenheit zu verbergen. Diese Prinzessin ward von allen, die so glücklich gewesen waren, in ihre Nähe zu kommen, betrauert und beweint. Ich fühlte den Verlust so tief, als jemand. Einigen Trost fand ich bey Madam Ta-

cher und ihrer Tochter, der Frau Marquise de Chabert. Unsere Betrübniß entsprang aus Einer Quelle. Die Unterredung mit diesen Damen erinnerte mich an meinen Verlust, und ihre Güte erleichterte und versüßte meinen Schmerz.

Und doch ist es gerade nicht der Tod meiner Gönner, Freunde und Verwandten, der mich, meiner natürlichen Empfindung nach, auf das heftigste rührt. Die Natur hat mir ein äußerst reizbares Gefühl gegeben. Das geringste Uebel, die geringste Unannehmlichkeit, die ihnen widerfährt, greift mich an, und verwundet mich tief. Mit kaltem Blute aber betrachte ich den Tod als einen Tribut, den man der Natur bezahlen, und worüber die Vernunft uns trösten muß.

Woher rührt es also, daß der Verlust meiner erhabenen Schülerin mich heute noch eben so sehr, als den ersten Tag betrübt? Kann man mich der Eigenliebe und Eitelkeit beschuldigen, wenn ich nichts weiter thue, als daß ich dem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren lasse? O, meine Freunde, laßt auch mir Gerechtigkeit wiederfahren, und glaubt, daß nicht Eigenliebe, sondern Dankbarkeit aus mir spricht! — —

Ich durchlaufe meine Schreibtafel, und finde den Plan, den ich ehedem zu einem Journal ent-

werfen hatte. Dieses Projekt scheint mit der Abneigung, die ich oben im dreyunddreißigsten Kapitel gegen den anhaltenden Fleiß, den eine periodische Schrift erfordert, äußerte, im Widerspruch zu stehen. Allein ich wollte mich auch nicht selbst mit der Ausführung befassen.

Ein junger Mann, von Geburt ein Franzose, der aber in Amerika wohnte, war von seinen Aeltern in diese Hauptstadt geschickt worden, hier seine Studien zu vollenden. Er hatte ansehnliche Fortschritte gemacht, und mehr die Mittel, sich zu unterrichten, als die Gelegenheiten, sich zu amüsiren, benutzt. Allein er hatte auf der Ueberfahrt so viel ausgestanden, und scheute die See so sehr, daß er sich ihr nicht noch einmal aussetzen wollte.

Während er die Einwilligung seiner Aeltern, in Frankreich bleiben zu dürfen, erwartete, sah er sich nach einer Beschäftigung um. Er kam zu mir. Er hatte sich eine ziemliche Fertigkeit in der italienischen Sprache erworben, und wollte meine Werke ins Französische übersetzen. Ich zeigte ihm die Schwierigkeiten dieser Unternehmung, und er besaß Einsicht genug, sie aufzugeben. Allein er liebte die Litteratur, und wollte das Italienische, das er gelernt hatte, benutzen. Um ihn zu befriedigen,

entwarf ich den Plan zu einer periodischen Schrift. Hier ist der Titel und Entwurf.

Journal der italienischen und französischen Correspondenz.

„Ein Italiener, der sich seit einiger Zeit in Paris niedergelassen hat, steht mit verschiedenen Personen in seinem Vaterlande in Correspondenz. Der Inhalt dieser Briefe erstreckt sich auf alle Materien, die nur zu Bemerkungen, Untersuchungen und Kritik Gelegenheit geben können. Geschichte, Wissenschaften, Künste, Entdeckungen, Projekte, Typographie, Schauspiele, Musik, Gesetze, Polizey, Sitten, Gebräuche, charakteristische Nationalzüge, öffentliche Feyerlichkeiten, Ceremonien, Neuigkeiten, Anekdoten — auf alles das wird in diesen Briefen Jagd gemacht. Es versteht sich, daß der Inhalt dieser Briefe, vermöge der gegenseitigen Beziehung immer sowohl für das Land, wo sie herkommen, als dasjenige, wohin sie gerichtet sind, interessant seyn muß.

„Kömmt ein Buch, ein dramatisches Werk, ein Gedicht, oder sonst eine Schrift bey einer von beiden Nationen heraus, so wird sie der andern bekannt gemacht. Man schickt sich Aus-

„züge, Zergliederungen, Vergleichungen. Ma„terien, die einer weitern Untersuchung und Be„richtigung bedürfen, werden nicht unbeantwortet „bleiben, und man wird nicht ermangeln, Ab„handlungen, Reden, Untersuchungen und alles, „was zum Vergnügen und Unterricht der Leser die„nen kann, einzuschalten.

„Sollte es ein verwegenes Unternehmen seyn, „in Paris ein neues Journal in Vorschlag zu „bringen?

„Die Verfasser, die dieses angekündigte un„ternehmen wollen, schmeicheln sich, daß man diese „Frage mit Nein! beantworten werde, da sie se„hen, daß jedes Journal seine Liebhaber hat, und „also auch das ihrige einige finden kann. Die „französische Litteratur wird seit langer Zeit in „Italien vor andern geschätzt: es scheint, die Ita„liener sind dankbar gegen die Franzosen, daß sie „das große Werk der Wiederherstellung der Wis„senschaften, an welchem sie zuerst arbeiteten, fort„gesezt und erweitert haben.

„Von der andern Seite scheint es auch, als „stiegen die Franzosen von Zeit zu Zeit zu der „Quelle zurück, und fänden ein Vergnügen darin, „sich mit den großen Meistern des goldnen Zeital„ters der italienischen Litteratur zu unterhalten.

„Diese Sprache ist jezt mehr als jemals in „Frankreich beliebt. Der Geschmack an der neuen „Musik hat viel dazu beygetragen; die Pariser „Bibliotheken sind reichlich mit italienischen Bü„chern versehen, man liest sie, sie gefallen, man „übersezt sie. Auch reisen die Franzosen jezt häu„figer nach Italien.

„So viele und mancherley Gegenstände schei„nen rechtfertigend und anlockend genug zu seyn. „Sollten die Verfasser des Journals sich irren, „so ist es gewiß nicht Fehler des Plans, sondern „der Ausführung. Indeß wird es wenigstens den „Personen, die sich damit beschäftigen wollen, nie „an interessanten Materien, an sichern Nachrich„ten, an zuverlässigen und brauchbaren Corre„spondenten, nie an Eifer für das Publikum, und „Aufmerksamkeit für ihr eigenes Interesse fehlen. „Denn man hat gut sagen: ich opfere mich für die „Ehre, für das Beste der Gesellschaft auf! Der „Reiche arbeitet nie gern, noch weniger viel, und „wer es nicht ist, der vergißt sich nicht. u. s. w."

Mein junger Mann war entzückt über diese Ankündigung, und hatte schon vier Theilnehmer gefunden, die ihm an die Hand gehen wollten. Ich hatte ihnen Bekanntschaften in Rom, Neapel,

pel, Florenz, Bologna, Mailand, Venedig verschafft; man wartete nur, bis so viel Manuscript vorräthig wäre, als zu sechs Monaten hinreichend wäre, um die Ankündigung auszugeben.

In dieser Zwischenzeit kam eine Neapolitanerin nach Paris. Eine Schauspielerin von der italienischen komischen Oper. Sie kam von London, wo der Directeur, der sie angenommen, Bankerut gemacht, und suchte nun in Frankreich ihr Unterkommen. Sie war weder jung noch hübsch, aber schlau und listig, und verband mit den gewöhnlichen Kunstgriffen ihres Standes noch die schrecklichste Heucheley.

Sie erzeigte mir die Ehre, mich zuerst zu besuchen. Mein Amerikaner fand sie sehr liebenswürdig. Er war ein wenig bigott, und die Neapolitanerin hatte immer ihren Rosenkranz in der Hand. Alle Sonnabende zündete sie eine Lampe vor dem Bilde unserer lieben Frauen zu Loretto an, und indeß der gute Mensch auf italienisch beten lernte, vergaß er seine Arbeit und seine Gehülfen.

Umsonst machte ich ihm Vorstellungen, und selbst Vorwürfe. Er war und blieb verliebt. Sein einziger Kummer war, daß seine Schöne verheirathet sey, und er sie nicht heirathen könne.

Mit dem Journal ging es schlecht. Die jungen Leute, die sich dazu verbindlich gemacht hatten, fingen an, ihren Anführer zu verachten. Ich that mein möglichstes, ihnen neuen Muth zu geben, ich schmeichelte mich, ihren Anführer zur Vernunft zu bringen — allein der war verloren.

Eines Tages geht er zu der Hexe, und findet sie auf den Knieen. „Ach, kommen Sie, Freund," schrie sie, sobald sie ihn erblickte, „werfen Sie sich „vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, dan„ken Sie Gott mit mir, rufen Sie Mirakel, Mi„rakel! — mein Mann ist todt."

Sie zeigte ihm den Brief, den sie eben bekommen. Der Todtenschein war eingeschlossen. Kurz, sie heiratheten sich. Die Frau war eifersüchtig, und wollte nicht in Paris bleiben; der Mann schämte sich, und ließ sich nicht mehr sehen. Ein paar Tage darauf reisten sie hinweg. So hatte das Journal sein Ende, ehe es noch seinen Anfang genommen hatte.

Man klagt über die Weiber, welche die Männer durch ihre Reize bezaubern, durch ihre Annehmlichkeiten fesseln, und bisweilen durch ihre Launen zu Grunde richten: allein ihre Reize sind

ja bekannt, und immer ist es der Mann selbst, der ihnen die Waffen in die Hände giebt, ihn zu besiegen.

Nur die Heucheley kann hintergehen, und diese Arglist ist in Frankreich zum Glück so selten, als die Schwachköpfigkeit der Leute, die sich dadurch anführen lassen.

Die klugen Frauenzimmer sind in Frankreich liebenswürdiger, als sonst wo, und die verschlagenen sind hier weniger verächtlich.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Dido, eine lyrische Tragödie in drey Akten. Eine neue dramatische Gattung auf dem Pariser Operntheater. Der Barbier von Sevilla, und die Verheirathung des Figaro, auf dem Theater der Comœdie françaiſe. Ein paar Worte über andere Schriftsteller und Personen von meiner Bekanntschaft.

Im Jahre 1783 gab man zu **Paris** die erste Vorstellung der Oper **Dido**, von der die Worte dem Herrn **Marmontel**, die Musik dem Herrn **Piccini** gehörten. Diese Oper ist in meinen Augen das Meisterstück des Dichters, und der Triumph des Künstlers.

Es giebt kein musikalisches Drama, das sich der wahren Tragödie mehr nähere, als dieses hier. Herr **Marmontel** hat niemand nachgeahmt. Er hat sich die Fabel ganz zu eigen gemacht, und ihr alle Wahrscheinlichkeit und Regelmäßigkeit, deren eine Oper fähig ist, gegeben.

Einige sagen, Herr **Marmontel** habe sein Stück nach dem **Metastasio** gearbeitet, allein sie irren sich sehr. **Dido** ist das erste Werk des italienischen Dichters, man erkennt darin Spuren eines vorzüglichen Genies, zugleich aber auch von

den Ausschweifungen der Jugend, und der französische Verfasser würde wenig Beyfall gefunden haben, wenn er ihn hätte nachahmen wollen.

Herr Piccini hatte vorher lange nur undankbare Gedichte bearbeitet, ehe er dieses fand, wo er seine Talente zeigen konnte, und er hat diese Gelegenheit zu benutzen verstanden. Madam Saint-Huberti, eine eben so gute Schauspielerin als Sängerin, spielte die Rolle der Dido vortreflich, und dieses Stück wird mit Recht als ein schätzbares Denkmal der französischen Oper betrachtet.

Seit einigen Jahren hatte dieses Schauspiel viel von seinem ehemaligen Ansehn verloren: von der Zeit aber an, wo man sich entschloß, mehr Neuigkeiten zu geben, und mit den Stücken mehr abzuwechseln, hat es von neuem großen und anhaltenden Beyfall gefunden.

Sonst gab man Eine Oper, sie mochte gut oder schlecht seyn, ganzer drey bis vier Monate hindurch, und der Zuschauer wurden täglich weniger: jezt ist das Haus immer voll, und man hat Mühe Logen für das künftige Jahr zu bekommen.

Was sehr viel dazu beytrug, diesem Schauspiel Liebhaber zu verschaffen, war eine neue dramatische Gattung, die man auf demselben einführte, und

der man den Namen Opera comique decoré geben könnte. Colinette à la Cour, l'Embarras des richesses, la Caravanne, Panurge dans l'isle des Lanternes, und eine Menge andere sind nichts als Skelette von Lustspielen, ohne Verwickelung, ohne Interesse; der Dialog ist nicht genug ausgeführt, um die Gegenstände in ihrem wahren Licht zu fassen. Allein die reizende Musik, Ballette von der größten Schönheit, prächtige Decorationen, geben dem Ganzen einen gewissen Werth, und dem Publiko Vergnügen. Hier kann man wohl sagen: die Brühe ist mehr werth, als der Braten.

Hiemit bin ich indeß keinesweges gesonnen, dem Verdienste der Schriftsteller, die an diesen Kleinigkeiten gearbeitet haben, zu nahe zu treten. Sie mußten sich nach den seltsamen Regeln der Gattung, die man von ihnen verlangte, bequemen: desto besser fiel ihre Arbeit für die andern Theile des Schauspiels, die den Hauptzweck desselben ausmachten, aus, und, was die Hauptsache ist, das Publikum schien zufrieden damit zu seyn.

Dieses Publikum, das man für so streng, für so schwer zu befriedigen ausgiebt, ist bisweilen sehr lenksam, sehr nachsichtig. Man darf ihm nur die Sachen für das geben, was sie sind, ohne Prah-

ſerey und Anſprüche, und es bezeigt ſeinen Beyfall gewiß bey den Stellen, die es amüſiren, ohne den Fond des Süjets zu unterſuchen.

Die Mariage de Figaro erhielt den größten Beyfall auf dem franzöſiſchen Theater, weil der Verfaſſer dieſem Titel noch einen andern la folle Journée vorgeſezt hatte.

Niemand kennt die Fehler dieſes Stücks beſſer, als Herr **von Beaumarchais** ſelbſt. Er hat Beweiſe von ſeinem Talente in dieſer Gattung gegeben, und wenn er aus ſeinem **Figaro** ein Luſtſpiel nach den Regeln der Kunſt hätte machen wollen, ſo hätte er es gewiß ſo gut als ein anderer gekonnt. Allein ſeine Abſicht war blos, dem Publiko ein Vergnügen zu machen, und dieſe Abſicht hat er vollkommen erreicht.

Der Beyfall, den dieſes Stück erhielt, hat in jeder Rückſicht nicht ſeines gleichen. Auf dem komiſchen Theater in **Paris** giebt man gewöhnlich zwey bis drey Stücke täglich. **Figaro** nahm das ganze Schauſpiel allein ein. Es machte, daß das Publikum zwey bis drey Stunden vor Anfang des Spiels ins Theater eilte, daß es drey Viertelſtunden länger, als gewöhnlich, blieb, ohne Langeweile zu haben. Heut erlebt es ſeine ſechsundachtzigſte Vorſtellung, und iſt noch immer neu, wird noch

immer mit Vergnügen gesehen. Das sonderbarste ist, daß dieselben Personen, die es bey Endigung der Vorstellung kritisiren, doch nicht aufhören wiederzukommen, und sich an dem, was sie kritisirten, zu ergötzen.

Herr von **Beaumarchais** hatte einige Zeit vorher ein Lustspiel unter dem Titel **der Barbier von Seville** gegeben, und eben dieser Spanier, Namens **Figaro**, gab auch den Stoff zu der folle Journée.

Das erste dieser beiden Stücke erhielt Beyfall, und ward sehr gut aufgenommen. Der Verfasser bekam einen Prozeß. Er vertheidigte seine Sache selbst; seine Plaidoyers waren munter, lustig und gut geschrieben. Man las sie allenthalben, und sprach in allen Gesellschaften darüber. Der Verfasser war schlau genug, verdeckte Anekdoten, die an seinen Prozeß erinnerten, und seine Gegner lächerlich machten, in dem **Barbier von Seville** anzubringen. Alles das trug unendlich viel zum Beyfall des Stücks bey.

In der **Verheirathung** des Figaro kommen keine Sarcasmen auf einzelne Personen, aber wohl auf die ganze Welt vor. Niemand kann sich indeß beklagen. Der Tadel fällt auf Laster, auf Thorheiten, die man bey jedem Schritte antrifft. Dest-

schlimmer für diejenigen, die sich in diesem Spiegel erkennen.

Die Kenner und Liebhaber der ächten Gattung ließen ihre Klagen gegen diese Stücke erschallen, die, ihrer Meynung nach, ganz dazu gemacht waren, das französische Theater herabzuwürdigen: sie glaubten ihre Landsleute von einer Art von Fanatismus hingerissen zu sehen: sie fürchteten, die Krankheit möchte ansteckend werden.

Die Erfahrung lehrte das Gegentheil. Um dieselbe Zeit gab man auf dem französischen Theater einige neue Stücke, die mit dem verdientesten Beyfall aufgenommen wurden. Z. B. den Coriolan des Herrn de la Harpe, den Seducteur des Herrn de Bievre, les Aveux difficiles und la fausse Coquette von Herrn Vige'. Dieser lezte Dichter wurde sogar von dem Publiko aufgemuntert. Man fand die ersten Versuche seines Talents im besten Geschmack, vom besten Ton und Styl. Mit Recht verspricht man sich von ihm eine Stütze der guten Komödie.

Ich interessire mich sehr für diesen jungen Autor, weil ich die Ehre habe, ihn persönlich zu kennen. Er ist ein Bruder der Madam le Brün, Mitglied der königlichen Malerakademie, deren Arbeiten ihrem Geschlecht, ihrem Vaterlande und

unserm Jahrhundert Ehre machen. Er ist der Schwiegersohn des Herrn **Riviere**, Raths und Legations-Sekretärs vom sächsischen Hofe. Er ist der Mann einer Dame, die ich in der Wiege gesehen habe, die Tugenden und Talente besitzt, die Beweise von der Erziehung ihrer unvergleichlichen Mutter abgeben, der Mutter von neun Kindern, unter denen auch nicht Eines ist, das nicht ihrer Sorgfalt und Aufmerksamkeit würdig wäre, nicht seinen Aeltern Trost und Freude verspräche.

Diese glückliche Bekanntschaft machte ich bey Madam **Bertinazzi**, Wittwe des Herrn **Carlin**. Ich besuchte dieses Haus bey Lebzeiten des Mannes, und besuche es auch jezt noch eben so fleißig.

Man kann nicht liebenswürdiger seyn, als Madam **Carlin**. Sie hat viel Witz, viel Laune, ist sich immer gleich, immer gefällig, immer zuvorkommend. Ihre Gesellschaft ist nicht zahlreich, aber ausgesucht. Ihre alten Freunde bleiben ihr immer treu: sie liebt das Spiel, und ich nicht weniger: sie ist eine gute Spielerin, und ich gebe mir Mühe, sie nachzuahmen.

Reversi ist das einzige Spiel, das selbst die phlegmatischsten Spieler zur Verzweiflung bringen

kann. Madam Carlin ist sehr lebhaft, sie kann eben nicht mehr an sich halten, als eine andere, allein sie weiß so viel Anmuth in ihre Hitze, so viel Süßes in ihre Vorwürfe zu mischen, daß man mit Recht sagen kann, auch im Zorn ist sie schön.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Französische Uebersetzung von einem meiner Stücke. Fällt auf dem italienischen Theater. Geburt des Duc de Normandie. Neue Art von Illumination. Einige Betrachtungen über die Moden.

Gegen das Ende des Jahres 1784, wo ich an dem zweiten Theile meiner Memoiren arbeitete, und Auszüge aus meinen Theaterstücken machte, kam einer meiner Freunde zu mir, und sprach von einer Sache mit mir, die mit der Arbeit, die mich eben beschäftigte, in der genauesten Verbindung stand.

Ein Gelehrter, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, hatte eins von meinen Lustspielen, das er ins Französische übersezt hatte, an Herrn Courcelle, Schauspieler der italienischen Komödie, geschickt. Er bat den Acteur, mir es zu zeigen, und wenn ich mit der Uebersetzung zufrieden wäre, auch spielen zu lassen: wohlverstanden, sezte er sehr artig hinzu, Ehre und Gewinn müßten dem Verfasser allein zufallen.

Das Stück, von dem die Rede war, heißt im Italienischen un Curioso Accidente (**ein lustiger Vorfall**). Einen Auszug davon findet man

im zweiten Bande dieser Memoiren, mit historischen Notizen, welche die Grundlage des Stücks betreffen.

Die Uebersetzung kam mir genau und richtig vor, der Dialog war nicht nach meiner Art zugeschnitten, allein jeder hat seine eigene. Den Titel hatte der Uebersetzer in la Dupe de soi même verändert, auch damit war ich zufrieden. Ich gab meine Einwilligung zur Aufführung. Die Schauspieler nahmen das Stück bey der Vorlesung mit allgemeinem Beyfall an. Im folgenden Jahre ward es gegeben, und fiel gerade zu.

Eine Stelle darin, die in Italien sehr gefallen hatte, empörte das Pariser Publikum. Ich kannte die französische Delicatesse, und hätte es voraussehen sollen. Allein da ein Franzose die Uebersetzung verfertigt, und die Schauspieler sie unverbesserlich gefunden hatten, so ließ ich mich hinreissen.

Vielleicht würde ich die Gefahr geahndet haben, wenn ich den Proben hätte beywohnen können: zum Unglück aber war ich krank, und die Schauspieler wollten keine Zeit verlieren, das Stück auf die Bühne zu bringen.

Bey der ersten Vorstellung theilte ich einige Billets für das Amphitheater und Parterr aus. Niemand ließ sich sehen, mir Nachricht vom Er-

folg zu bringen. Das war ein schlimmes Zeichen, ich legte mich indeß nieder, ohne weitere Erkundigung einzuziehen. Mein Friseur war der erste, der mir am folgenden Morgen, mit Thränen in den Augen, eine ausführliche Beschreibung von dem Falle des Stücks machte. Ich nahm es auf der Stelle zurück, und da ich mich diesen Tag schon wieder weit besser befand, so speiste ich mit großem Appetite zu Mittag.

Seit langer Zeit an Schicksale aller Art, gute und böse gewöhnt, hab' ich es endlich dahin gebracht, dem Publiko Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ohne meine Ruhe dabey zuzusetzen. Was mich am meisten verdroß, war, daß sich niemand sehen, niemand nach meinem Befinden erkundigen ließ. Ich schrieb an meine Freunde, und fragte, ob mein Stück sie auf irgend eine Art beleidigt habe? Nichts weniger als das; aus zu großer Freundschaft, aus zu großer Empfindsamkeit wagten sie es nicht, ihren Verdruß in meiner Gegenwart zu äußern. Endlich sahen wir uns wieder, und ich verrichtete das Amt des Trösters.

Oeffentliche Freudensbezeigungen machten, daß ich mein Zimmer verließ, und entschädigten mich für die Krankheit und die Unannehmlichkeiten, die ich hatte ertragen müssen.

Die Königin schenkte dem Staate einen neuen Prinzen. Den 27sten März 1785 kam sie mit dem Duc de Normandie nieder. In Paris wurden, wie gewöhnlich, Illuminationen veranstaltet: einige reiche Privatpersonen zeichneten sich bey dieser Gelegenheit auf eine ganz neue und edle Art aus. Die Vorderseiten ihrer Häuser waren von oben bis unten mit neuen Zeichnungen und Gemälden, die auf das vortreflichste und künstlichste erleuchtet waren, geschmückt. Man kann sich keine auffallendere noch glänzendere Decoration denken.

Wahrscheinlich wird dieser neue Geschmack in Paris nicht ohne Nachahmer bleiben, und jeder wird, nach Verhältniß seiner Kräfte, künftig eine modische Illumination haben wollen.

Mode ist immer die große Triebfeder der Franzosen gewesen. Sie geben in ganz Europa, in Rücksicht auf Schauspiele, Verzierungen, Kleider, Putz, und alle ähnliche Dinge, den Ton an: allenthalben sucht man nur den Franzosen nachzuahmen.

Zu Anfang jeder Jahrszeit sieht man zu Venedig in der Kaufmannsstraße eine gekleidete Figur, die man die französische Puppe nennt. Dieß ist das Vorbild, nach dem alle Frauenzim-

mer sich richten, und jede Ausschweifung, die von diesem Original kopirt ist, gilt für schön. Die Frauenzimmer in **Venedig** lieben die Veränderung nicht weniger, als die Pariser Frauenzimmer. Die Schneider, die Stickerinnen, die Modehändler haben ihren guten Profit dabey, und wenn Frankreich nicht genug Moden liefert, so sind die Putzhändlerinnen von **Venedig** schlau genug, selbsteigne Veränderungen mit der Puppe vorzunehmen, und ihre Erfindungen für Pariser Moden auszugeben.

Als ich in **Venedig** mein Lustspiel, **die Sucht auf dem Lande zu leben**, gab, so erwähnte ich darin öfters einer Frauenzimmertracht, die man le Mariage nannte. Sie bestand aus einer Robe von einfärbigem Stoffe, mit einer Besetzung von zwey Bändern von verschiedener Farbe. Das Muster dazu war gleichfalls die Puppe gewesen. Bey meiner Ankunft in Frankreich erkundigte ich mich, ob die Mode noch existire. Niemand wollte etwas davon wissen, sie hatte niemals existirt, man fand sie sogar lächerlich, und machte sich über mich lustig.

Nicht besser ging mir's, als ich von den **Polonoisen** sprach, welche die Damen in Italien bey meiner Abreise eben angelegt hatten. Allein zwölf Jahre nachher sah ich diese **Polonoisen** in **Paris**

als

als eine neue Mode, die allgemeinen Beyfall erhielt.

Die Mode in der Kleidertracht hat, die Wahrheit zu gestehen, ein langes Interregnum in Frankreich gehabt, jezt aber scheint sie ihre alte Herrschaft wieder zu gewinnen.

Wie viel Veränderungen und Abwechselungen in wenig Tagen! Polonoisen, Levites, Fourreaux, englische Roben, Chemisen, Pierrots, türkische Roben, Hüte von hunderterley Formen, Hauben, die man nicht zählen könnte, und Coeffüren! . . Coeffüren! . .

Dieser Theil der weiblichen Tracht, der so wesentlich ist, ihre Reize, ihre Schönheit zu erheben, hatte seit einiger Zeit den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht: jezt aber, die Damen mögen mirs vergeben, jezt ist er meinen Augen unerträglich.

Diese zerzaußten Haare, diese Toupets, die bis auf die Augenbraunen hereinfallen, rauben ihnen manchen Reiz, den sie sich nicht nehmen lassen sollten.

Die Frauenzimmer haben sehr Unrecht, wenn sie, was den Kopfputz betrifft, einer allgemeinen

Mode folgen. Jede sollte ihren Spiegel zu Rathe ziehen, ihre Züge untersuchen, den Putz ihrer Haare nach dem Zuschnitt ihres Gesichts einrichten, und die Hand ihres Friseurs leiten.

Doch, ehe diese Memoiren die Presse verlassen, ist vielleicht von dieser Art des Kopfputzes, so wie von mancher andern Mode, keine Spur mehr zu entdecken. Man wird die Größe der Locken verringern, die Hüte kleiner machen, der weiblichen Kleidung mehr Adel und Anstand, und den Unterkleidern der Mannspersonen mehr Umfang geben.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein paar Worte über ein ganz ungewöhnliches gerichtliches Verfahren. Der Geschmack der Franzosen an Vaudevilles. Ein paar Worte über zwey schätzbare Schriftsteller. Bemerkungen über die Stadt Saint = Germain = en = Laye. Erkenntlichkeit gegen einige meiner Freunde. Mein gewöhnliches Leben. Mein Geheimniß, mir Schlaf zu machen. Mein Temperament.

Noch in diesem Jahre (1785) ereignete sich ein wichtiger Vorfall in Paris. Verschiedene Staatsgefangene wurden in die Bastille gesezt. Der König befahl seinem Parlamente, sie zu richten, und der Ausspruch desselben geschah den 30sten May des folgenden Jahres.

Ich werde mich nicht bey dem Gegenstande dieses Prozesses verweilen, weil er jedermann bekannt ist. Die Zeitungen haben genug davon gesagt, und die Vertheidigungsschriften der Angeklagten sind allenthalben herumgekommen.

Eine vornehme Person, die das Opfer einer unbegreiflichen Betrügerey worden war, wurde von aller Schuld losgesprochen.

Ein Ausländer, der ganz unschuldigerweise in den Handel verwickelt worden, wurde gleichfalls für unschuldig erkannt.

Eine ränkevolle, boshafte, strafbare Frau wurde gestraft. Der Name ihres böslicherweise ausgetretenen Mannes ward öffentlich ausgehängt, und für ehrlos erklärt.

Ein Mann, der seine Feder zu diesen Bübereyen geliehen, ward auf immer verwiesen, und eine junge unbesonnene Person, die sich ohne ihr Wissen zum Betrug hatte brauchen lassen, ward aus Mitleid mit ihrer Schwachheit vom Hofe verbannt.

Dieser auf eine ganz sonderbare Art verwickelte Handel beschäftigte das Publikum ganzer zehn Monate lang. Er war der tägliche Gegenstand des Gesprächs in allen Zirkeln und Gesellschaften von Paris. Personen, die, wegen ihrer Verbindung mit den Angeklagten, noch ein stärkeres Interesse bey der Sache hatten, lebten in einer beständigen Unruhe, und die schönen Geister machten Couplets.

Das ist der Ton der Nation. Wenn die Franzosen eine Schlacht verlieren, sa ist ein Epigramm hinreichend, sie zu trösten: wenn eine neue Auflage sie drückt, so entschädigt sie oft Ein Vaudevill

wenn eine ernsthafte Sache sie beschäftigt, so versezt ein Liedchen sie gleich in die muthwilligste Laune, und der simpelste, naivste Styl wird immer durch kleine boshafte Züge, und pikante Einfälle gehoben.

Frankreich ist reich an Talenten. Einige arbeiten für den Ruhm, andere amüsiren sich zum Vergnügen der Gesellschaft.

Der Herr Graf **de Rivarol** ist ein junger Autor, der sich dem Publiko durch eine Schrift, die ihm zur größten Ehre gereicht, und einen Beweis von dem Umfange seiner Kenntnisse, und der Kraft seines Styls giebt, bekannt gemacht hat.

Jedermann kennt seinen Discours sur la preference de la langue française, (**Abhandlung über den Vorzug der französischen Sprache**) der den Preis der Berliner Akademie erhalten hat. Er ist jezt mit einer Uebersetzung des **Dante** beschäftigt. Mit Recht kann man in ihm einen Nachfolger der großen Meister in der Litteratur erwarten.

Noch erwähne ich eines Dichters, der in zwey Gattungen von Gedichten glücklich ist. Herr **Robet** ist ernsthaft und männlich in seinen größern Gedichten, und munter und angenehm in seinen Erzählungen. Er ahmt niemand nach. Sein

Styl ist original, seine Verse sind mehr kräftig, als fließend; an Reimen besitzt er einen großen Reichthum, sie sind ausgewählt, und äußerst glücklich und überraschend. Seine Gelehrsamkeit ist unermeßlich, und sein Verstand hell und durchdringend.

Seine Arbeiten sind nicht gedruckt. Oft habe ich etwas davon von dem Verfasser selbst vorlesen hören, aber doch nicht so oft, als ich gewünscht hätte: denn Herr Robet theilt seinen Aufenthalt zwischen der Hauptstadt und St. Germain en Laye.

Die Veranlassung, die mich nöthigt diese Stadt zu nennen, erinnert mich, daß ich vergessen habe, in meinen Memoiren etwas von ihr zu sagen.

Sie ist ein königlicher Aufenthalt, vier Meilen von Paris, dessen Lage unter die angenehmsten gehört. Er ist auf einer Anhöhe gebaut, von der man die Aussicht über eine ungeheure Ebene genießt, die von der Seine gewässert wird. Die Luft ist deshalb hier sehr gesund, und die Gegend reizend.

Der nahe, doch nicht zu nahe Wald ist sehr weitläuftig, von häufigen Wegen durchkreuzt, wird öfters ausgeschlagen, in guter Ordnung gehalten, und hat einen Ueberfluß an Roth- und Federwild.

pret. Das Schloß ist im alten Geschmack, aber prächtig gebaut. Es ist der Geburtsort **Ludwigs** des XIV.

Hätte dieser Monarch mehr Liebe für den Ort, wo er das Licht der Welt erblickte, gehabt, so würde er manche Million haben ersparen können, die er aufopferte, um die Sümpfe von **Versailles** auszutrocknen. Er würde hier einen weit dankbarern Boden, und die glücklichsten Anlagen zur Ausführung der herrlichsten Ideen gefunden haben.

Heutzutage ist **St. Germain** eine angenehme Retirade für viele Leute. Einige gehen dorthin, um Ruhe zu suchen, andere aus ökonomischen Absichten. Jedermann findet hier Gesellschaft, wie er sie wünscht. Fesselten meine Geschäfte mich nicht an **Paris**, so würde ich gewiß hieher ziehen, und den Rest meiner Tage in diesem angenehmen Aufenthalte zubringen.

Noch ein anderer Bewegungsgrund würde die Gelegenheit seyn, mich dadurch einem schätzbaren Freunde zu nähern, den ich aus Neigung und Dankbarkeit zärtlich liebe.

Herr **Huet** nämlich wohnt seit einigen Jahren hier. Bey seinem Aufenthalte in **Paris** sah ich ihn öfters. Es muß keinen liebenswürdigern Mann,

keinen zuverlässigern Freund, als ihn geben. Zu der Zeit, wo der königliche Schatz nicht in so guten Umständen war, wie jezt, weigerte er sich doch nie, mir die Summe, die ich eben nöthig hatte, vorzuschießen, und als der König mir für meinen Bourru bienfaisant ein Geschenk von hundertundfunfzig Louisdor's machte, schickte mir dieser edelmüthige Freund auf der Stelle drey Säcke mit 1200 Livres, und erbot sich, sie nach Bequemlichkeit des Kassirers der menus-Plaisirs abzuziehen. Das sind Dienste, die man nicht vergessen kann.

Es macht mir immer mehr Vergnügen, diese Arbeit unternommen zu haben, da sie mir Gelegenheit verschafft, mich gegen die Personen, denen ich Verbindlichkeit schuldig bin, dankbar zu erzeigen.

Die Leser meiner Memoiren, die keine Ursache haben, sich für die Personen, deren Namen zu nennen ich mir ein Vergnügen und eine Ehre mache, zu interessiren, können doch nicht übel damit zufrieden seyn, daß ich ihnen Leute bekannt mache, die gekannt zu werden verdienen.

In dieser Reihe werde ich Madam de la Bergerie nicht vergessen. Herr und Madam Haudry, ihre Aeltern, waren meine ersten Bekannten mit in Paris. Ich war bey ihnen, wie bey

mir selbst: ich sah ihre Tochter geboren werden, und täglich zunehmen an Schönheit, Klugheit und Verstand.

Mamsell **Haudry** verlor in der Blüthe ihrer Jahre ihren Vater, ihre Mutter, und ihren Onkel väterlicher Seite. Dieser Verlust zog den Verlust eines Theils ihres Vermögens nach sich.

Herr **de la Bergerie**, ein junger Mann von ausgezeichnet gutem Betragen, mit einem gründlichen Verstand und vortreflichem Herzen, erkannte das Verdienst der jungen Person, hielt um sie an, und heirathete sie. Er nahm sich der Affären seiner Frau an, und sezte sie wieder in den Besitz ihres Gutes **Bleneau**. Diese Ehe gehört zu den glücklichsten. Den Winter über genieße ich ihren Umgang, und im Sommer vermisse ich ihn sehr.

Viele meiner Bekannten bringen die schöne Jahrszeit auf dem Lande zu; ich bleibe aber in **Paris**. Gern würde ich ein paar Tage bey diesem und jenem von meinen Freunden zubringen, allein die schwächliche Gesundheit meiner Frau hindert mich daran.

Eben in diesem Jahre hatte sie eine heftige Krankheit auszustehen. Herr **de Longlois**, ihr Arzt, entriß sie der Gefahr. Auch außer seiner großen Kenntniß besitzt dieser Mann eine Genauig-

keit und Sanftheit, welche die Kranken tröstet und beruhigt. Doch Seitenstechen läßt immer gefährliche Folgen zurück, und ich wage es nicht, sie zu verlassen. Meine Frau hat so viel Aufmerksamkeit für mich gehabt! billig ist es also, daß ich auch welche für sie habe.

Zur Veränderung der Luft bringe ich einige Tage in der Gegend um **Paris** zu. Bald in **Belleville** bey Madam **Bouchard** und Madam **Legendre**, ihrer Tochter, ein herrliches Haus, wo man alle Talente und alle gesellschaftliche Annehmlichkeiten beysammen findet.

Bald in **Passy** bey Madam **Alphand** oder bey Mamsell **Desglands**, zwey liebenswürdige Nachbarinnen! Die Lebhaftigkeit der einen steht mit dem sanften Wesen der andern beständig in der vollkommensten Harmonie. Denn sie haben beide gleich viel Verstand, und gleich vortrefliche Herzen.

Bisweilen gehe ich auch nach **Elignancour**, den prächtigen Garten des Herrn **Angironi** zu genießen. Dieser Mann ist ein rechtschaffener Venetianer, der von dem König ein Privilegium hat, ein gewisses Gesundheitswasser, das er verfertigt, zu verkaufen. Dieses Mittel muß wohl gut seyn, denn er verkauft es nunmehr schon seit zwanzig

Jahren in Paris, und es hat ihm ein ansehnliches Vermögen erworben.

Den übrigen Theil der Zeit lebe ich gewöhnlich in der Stadt. Um neun Uhr des Morgens stehe ich auf, mein Frühstück besteht aus ein paar Tassen Gesundheitschokolade. Madam Toutain in der Straße des Arcis liefert mir sie von vorzüglicher Güte. Dann arbeite ich bis Mittag, und gehe dann bis gegen zwey Uhr spazieren. Ich liebe die Gesellschaft, ich suche sie auf, und speise oft in der Stadt, oder zu Hause mit den Bekannten meiner Frau.

Madam und Mamsell Farinelli gehören unter diese Zahl. Die Mutter war eine von den ersten Schauspielerinnen der Oper in Italien. Ihre Tochter giebt Unterricht im Klavierspielen und in französischer und italienischer Musik in Paris. Sie hat viel Schülerinnen, und ihre Talente und Sitten machen ihr gleich viel Ehre.

Madam Rinaldi ist auch eine von unsern Landsmänninnen, die uns bisweilen besucht, und Herr Rinaldi hat aus Freundschaft für mich die Mühe über sich genommen, meine Arbeiten abzuschreiben. Er ist ein sehr beliebter italienischer Sprachmeister. Es giebt ihrer mehrere in Paris, ich glaube auch, daß sie alle vortreflich sind; dieser

aber ist mein Freund; ich schätze ihn sehr, und alle diejenigen, denen ich ihn empfohlen habe, wußten mir's Dank.

Was für Ausschweifungen! was für Geschwätz! . . Verzeihen Sie, meine Herren, es ist kein Geschwätz. Ich lebe in Paris. Ich mache den Parisern brauchbare Personen bekannt, und es würde mich sehr freuen, wenn ich zu dieser ihrem Vortheil, und zu jener ihrer Zufriedenheit etwas beytragen könnte.

Ich komme auf meine Lebensart zurück. . . Sie glauben, daß ich mir auch diese Mühe ersparen könnte? Sie haben Recht: allein alles das steckt mir nun einmal im Kopfe, es muß nach und nach heraus, und ich bin fest entschlossen, Ihnen keine Sylbe zu schenken.

Nach dem Mittagsessen liebe ich weder die Arbeit noch die Promenade. Bisweilen gehe ich ins Schauspiel, am häufigsten aber mache ich meine Partie bis neun Uhr Abends. Vor zehn Uhr gehe ich immer nach Hause, und nehme zwey oder drey **Diablotins** *) mit einem Glase Wein und Wasser zu mir. Das ist mein ganzes Abendessen. Ich plaudere bis gegen Mitternacht mit meiner

*) Diablotins, kleine, mit einer Zuckerrinde überzogene Tafeln von Chokolade.

Frau, hierauf legen wir uns im Winter in ein, und im Sommer in zwey Betten, die in Einer Kammer stehen. Ich schlafe geschwind ein, und bringe die Nächte ruhig zu.

Bisweilen geht mirs auch wohl, wie jedermann, daß mir etwas im Kopfe steckt, und den Schlaf verscheucht. In diesem Falle habe ich ein sicheres Mittel, mir Schlaf zu verschaffen.

Schon seit langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, ein Wörterbuch des venetianischen Dialekts zu verfertigen. Ich hatte es auch angekündigt, und das Publikum erwartet es noch. So oft ich mich mit dieser langweiligen, ekelhaften Arbeit beschäftigte, bemerkte ich auch, daß mir der Schlaf in die Augen kam: ich legte es also bey Seite, benutzte aber dieses schlafmachende Mittel.

Geschieht es nun einmal, daß mein Geist in einiger Wallung und Bewegung ist, so nehme ich auf gerathewohl ein Wort aus meiner Muttersprache, und übersetze es ins Toskanische und Französische. Auf eben diese Art gehe ich noch einige Wörter durch, wie sie in alphabetischer Ordnung auf einander folgen. Ich kann sicher rechnen, bey der zweiten oder dritten Uebersetzung einzuschlummern. Dieses Opiat verfehlt niemals seine Wirkung.

Es ist nicht schwer, die Ursache und Wirkung dieses Phänomens zu erklären. Eine lästige Idee braucht nur durch eine entgegengesezte oder gleichgültige verdrängt zu werden. Ist die Unruhe des Geistes einmal gestillt, so kommen auch die Sinnen zur Ruhe, und der Schlaf spannt sie bald gänzlich ab.

So vortreflich aber dieß Mittel auch ist, so würde es doch nicht jedermann helfen. Ein allzu lebhafter, reizbarer Mann würde nicht weit damit kommen. Man muß das Temperament haben, mit welchem die Natur mich begünstigt hat. Das Moralische stimmt bey mir mit dem Physischen überein. Ich scheue weder die Wärme noch die Kälte, und ich lasse mich weder vom Zorn außer Fassung bringen, noch von der Freude berauschen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Ankunft des Herrn Ritter Cappello, venetianischen Gesandten in Paris. Ein paar Worte über den Hafen von Cherbourg. Neue Vorstellung meines Bourru bienfaisant in Versailles. Entfernung von vier Schauspielern von der französischen Komödie. Stücke, die seit kurzem auf diesem Theater gegeben worden. Andere Stücke, die auf dem italienischen Theater gespielt worden.

Da ich mich dem Ende meiner Memoiren nähere, so treffe ich immer mehr auf angenehme Gegenstände, die ich zu behandeln habe.

Herr Ritter **Cappello**, venetianischer Gesandter am hiesigen Hofe, kam im Monat December 1785 hier an. Er ist der siebente Minister, den ich von meiner Nation in Frankreich sehe.

Ich habe alle vorige gesehen, und ihnen meine Aufwartung gemacht; sie haben sich alle sehr gütig gegen mich bewiesen, dieser aber empfing mich gleich das erstemal mit so viel Freundlichkeit, Zärtlichkeit und Interesse, daß ich meiner Freude, meiner Achtung, meinem Dankgefühl keine Gränzen zu setzen wußte.

In **Venedig** hatte ich nicht die Ehre gehabt, ihn zu kennen. Die Familie **Cappello**, die zu

den ältesten und ansehnlichsten der Republik gehört, kannte ich wohl, der Herr Ritter aber war damals, als ich mein Vaterland verließ, noch jung. Desto größer war meine Ueberraschung, als ich in diesem vornehmen Manne einen meiner eifrigsten Beschützer fand.

Ich will hier keine Lobrede auf ihn halten. Ich kenne seine Bescheidenheit, er würde es nicht zugeben. Ueberdieß, ist er weise, ist er gerecht, so erfüllt er nur die Pflichten der Menschheit — ist er edel, großmüthig, so befriedigt er die Forderungen, die man an seinen Stand macht. Allein die Eigenschaften seines Herzens machen eine seltne Vereinigung aus. Es giebt wenig Personen, die sich so sehr wie er für den dürftigen Theil der Menschheit interessiren. Seine Thüre ist den Unglücklichen niemals verschlossen, er ist für jedermann, auch für den schlechtgekleideten zu sprechen; man braucht nur aus seinem Lande zu seyn, um ein Recht auf seine Gunst zu haben. Er mag mir's verzeihen, allein ich konnte mich nicht enthalten, eine kleine Probe von seinen Tugenden zu geben: ich werde nichts mehr davon sagen.

Ich verlasse einen angenehmen Gegenstand, und gehe zu einem andern über, der mich nicht weniger freut. Ich liebe Frankreich, und interessire

mich

mich für den Ruhm seines Monarchen, und den Vortheil seiner Unterthanen.

Allenthalben, wo ich hinkomme, höre ich von nichts, als von dem Hafen von **Cherbourg** sprechen. Diese Stadt hatte schon vormals einen, der vermöge seiner glücklichen Lage in diesem wichtigen Theile des Oceans beträchtliche Vortheile gewährte: er hatte aber weder Umfang noch Tiefe genug, große Schiffe aufzunehmen, man sezt ihn deshalb jezt in den Stand, eine ganze Flotte fassen zu können.

Diese unermeßliche Arbeit ist schon weit vorgerückt. Man hat in drey Jahren wahre Wunder gethan, man hat die Hindernisse, die aus der Tiefe des Meeres entsprangen, weggeräumt, und einen Boden gewonnen, der fest genug ist, Batterien und Befestigungswerke zu tragen. Man will ihn nun nach beiden Seiten ausdehnen, und auf diese Weise die Schiffe gegen die Gewalt der Winde und Wellen sichern.

Dieses Werk wäre der Hände der Römer würdig. **Ludewig der XVI.** versäumt nichts, was zu der Sicherheit und Ruhe seiner Staaten dienen kann. Er ist selbst nach **Cherbourg** gegangen, die Arbeit in Augenschein zu nehmen, und die Arbeiter aufzumuntern: er hat allenthalben

Freude und Wohlthun um sich verbreitet. Wie viel Lobeserhebungen, wie viel Dank und Segen hat er nicht zurückgebracht!

Ich nahm Theil an der öffentlichen Freude, wurde aber dadurch nicht unempfindlich gegen eine angenehme Neuigkeit, die mich besonders anging. Man war im Begriff, für einige hohe Fremden, denen der französische Hof alle mögliche Ehre erzeigte, auch Schauspiele in **Versailles** aufzuführen. Mein **wohlthätiger Murrkopf** war eins von den Stücken, die man für diese Gelegenheit ausgesucht hatte.

Dieses schmeichelte wegen der besondern Umstände, und weil Herr **Preville**, der eben im Begriff stand, das Theater zu verlassen, darin spielen sollte, meiner Eigenliebe nicht wenig.

Dieser außerordentliche Mann gefiel nicht nur, sondern überraschte auch, wie gewöhnlich. Mein Stück erwarb sich neue Liebhaber, und ich mir neue Gönner.

Durch den Abschied des Herrn und der Madam **Preville**, des Herrn **Brisard** und der Mamsell **Fanie'** vom Theater, erleidet die französische Komödie einen großen Verlust. Sie behält indeß noch gute Schauspieler und vortrefliche Schau-

spielerinnen genug, das Ansehen, das sie beständig mit dem größten Rechte genossen hat, zu unterstützen.

Man hat seitdem verschiedene komische und tragische Stücke auf diesem Theater gegeben, von denen der größte Theil den Beyfall des Publikums erhalten hat.

Ich gehe selten ins Schauspiel, kann also auch von den Stücken, die ich nur aus Erzählungen kenne, keine Rechenschaft geben. Doch habe ich **den Unbeständigen** des Herrn Collin gesehen, und das Stück allerliebst, und die Schauspieler vortreflich gefunden. Herr **Molle** unter andern ist mir immer neu, immer bewundernswürdig vorgekommen. Er ist noch immer derselbe junge, angenehme, lebhafte, schöne Mann, der er vor zwanzig Jahren war.

Sollte man diesen berühmten Schauspieler für Eine und dieselbe Person halten, wenn er **den Unbeständigen**, und wenn er die Rolle des **Dorval** im wohlthätigen **Murrkopf** spielt? Ich glaube, die Rolle des **Geronte** würde ihm eben so gut glücken.

Die Italiener sind diese leztere Zeit über nicht weniger glücklich gewesen.

Richard Löwenherz (Richard Cœur de Lion) hat den glänzendsten Beyfall erhalten. Herr Sedaine, Mitglied der französischen Akademie, und Herr Gretry übertrafen sich beide selbst in dieser reizenden komischen Oper, und Herr Clairval sezte durch sein vortrefliches Spiel das Verdienst des Dichters und Componisteu noch mehr ins Licht.

Als man die Oper Richard zurücknahm, schien es schwer zu seyn, eine andre zu finden, die sie mit eben so viel Glück ersetzen könnte. Ninna ou la folle par amour that dieses Wunder, und wenn der Beyfall dieses Stücks den Beyfall des vorigen nicht überstieg, so war er ihm wenigstens vollkommen gleich.

Dieses Stück des Herrn Marsoiller hat das Verdienst, ein unglückliches Geschöpf ohne Verbrechen und Vorwurf auf der Bühne erträglich zu machen. Die Musik des Herrn Alerac fand man gut, und dem Gegenstand angemessen.

Madam du Gazon, die schon in allen Gattungen, in allen Charakteren, in allen auch den schwersten und interessantesten Situationen so viel Beweise ihrer Talente gegeben hatte, spielte die

außerodentliche Rolle der Ninna mit so viel Kunst und Wahrheit, daß man eine ganz neue Schauspielerin, oder besser zu sagen, daß man das unglückliche Mädchen, deren Person sie vorstellte, und deren Wahnsinn sie nachahmte, selbst zu sehen glaubte.

Vierzigstes und leztes Kapitel.

Dank des Verfassers. Seine Entschuldigungen. Ein paar Worte über zwey italienische Schriftsteller. Beschluß des ganzen Werks.

Endlich bin ich nun zum Jahre 1787, und dem achtzigsten meines Lebens, über welches hinaus sich auch meine Memoiren nicht erstrecken sollen, vorgerückt.

Meine achtzig Jahre sind voll, mein Werk ist fertig. Der Prospectus ist ausgetheilt, die Anzahl der Subscribenten übersteigt meine Erwartungen, und die Zeichnung meines Portraits ist vollendet.

Herr **Cochin** hat die Güte gehabt, seinen Crayon zur Zierde meiner Arbeit zu brauchen. Dieser berühmte Mann, Sekretär und Historiograph der königlichen Malerakademie, und Ritter des königlichen Ordens, hat nicht blos mein Verlangen und die Wünsche meines Ehrgeizes erfüllt, sondern er ist mir selbst mit der reinsten Freundschaft, und der verbindlichsten Großmuth zuvorgekommen.

Alles ist fertig, alles ist bereit. Ich bin eben im Begriff, meine drey Bände unter die Presse, und mein Porträt zum Kupferstecher zu schicken.

Dieses lezte Kapitel kann sich also nicht mit den Vorfällen des jeztlaufenden Jahres beschäftigen. Ich will es dazu anwenden, einige Schulden, die ich noch auf mir habe, abzutragen.

Ich mache den Anfang damit, daß ich den Personen, die Zutrauen genug in mich gesezt haben, mich mit ihrer Subscription zu beehren, meinen Dank abstatte.

Ich sage nichts von der Gnade und den Wohlthaten des Königs und des Hofes. Hier ist nicht der Ort, davon zu reden.

Ich habe in diesem Werke einige von meinen Freunden, selbst einige von meinen Gönnern genannt. Ich bitte sie um Verzeihung, daß ich dieß ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß gethan. Es ist nicht aus Eitelkeit geschehen. Ganz natürliche Veranlassungen haben mich dazu gebracht. Ihre Namen sind mir in die Feder gekommen, das Herz hat den Augenblick ergriffen, und die Hand hat sich nicht dagegen gesträubt.

Hier ist z. B. eine von den glücklichen Veranlassungen, von denen ich spreche. Ich war vor einigen Tagen krank. Der Herr Graf Alfieri erzeigte mir die Ehre, mich zu besuchen. Ich kannte seine Talente schon längst, allein die Unterredung mit ihm überzeugte mich vollends, wie unrecht ich

thun würde, wenn ich ihn hier zu nennen vergäße.

Er ist ein Gelehrter von großen und mannichfaltigen Kenntnissen, der vorzüglich in der Kunst des **Sophokles** und **Euripides** Meister ist. Nach diesen großen Mustern hat er seine Trauerspiele verfertigt.

In Italien haben sie zwey Ausgaben erhalten, und jezt sind sie in **Paris** bey **Didot** unter der Presse. Ich brauche weiter nichts von ihnen zu sagen, da jedermann Gelegenheit hat, sie zu sehen und zu beurtheilen.

Kurz darauf, als ich wieder anfing, mich zu erholen, schickte mir Herr **Caccia**, Banquier in **Paris**, mein Landsmann und Freund, ein Buch, das man aus Italien an ihn addressirt hatte.

Es enthält eine Sammlung französischer Sinngedichte und Madrigalen, die von dem Herrn Grafen **Roncali**, aus **Brescia** in den Staaten von **Venedig**, ins Italienische übersezt worden.

Dieser angenehme Dichter hat nichts als die Gedanken übersezt. Er hat dieselben Sachen in weniger Worten gesagt, und in seiner Sprache eben so glänzende, hervorstechende Pointen gefunden, als man an den Originalstücken bewundert.

Ich habe die Ehre gehabt, den Herrn Roncali vor zwölf Jahren in Paris zu sehen, wo er mir Hofnung machte, ihn hier wieder zu sehen. Ich freue mich sehr darauf, ich bitte ihn aber, nicht zu lange zu zögern. Ich bin nah am Ziele meiner Laufbahn, und, was noch schlimmer ist, ich bin sehr abgemattet.

Ich habe eine Arbeit unternommen, die, für meine Jahre, zu lang und mühsam war. Ich habe drey Jahre darauf verwendet, und mußte immer fürchten, daß ich nicht das Vergnügen haben würde, sie vollendet zu sehen.

Indeß bin ich doch, Gott sey Dank, noch am Leben, und ich schmeichle mir noch, meine drey Bände gedruckt zu sehen, ausgegeben, gelesen = = und wenn man sie gleich nicht loben sollte, so hoffe ich wenigstens, daß man sie nicht verachten wird.

Man wird mich nicht der Eigenliebe und Zuversichtlichkeit beschuldigen, wenn ich einige Funken Nachsicht für diese Memoiren zu erhalten hoffe. Hätte ich geglaubt, ganz und jedermann zu mißfallen, so würde ich mir nicht so viel Mühe gegeben haben, und sollte etwa in dem Guten und Bösen, das ich von mir selbst sage, die Wagschale sich auf die gute Seite neigen, so gestehe ich, daß ich

der Natur mehr, als dem Studium zu danken habe.

Alle Mühe, die ich mir bey Verfertigung meiner Stücke gegeben, bestand darin, die Natur nicht zu verderben, und mein ganzes Bestreben bey diesen Memoiren ging dahin, nichts als die Wahrheit zu sagen.

Kritiken über meine Stücke könnten die Verbesserung und Vollkommenheit der Komödie zum Endzweck haben, Kritiken über meine Memoiren aber können der Litteratur keinen Vortheil gewähren.

Sollte sich indeß doch irgend ein Schriftsteller, blos in Absicht mir Verdruß zu machen, mit diesem Werke beschäftigen, so würde er seine Zeit umsonst verderben. Ich bin von Natur zum Frieden geneigt; ich habe immer mein kaltes Blut erhalten. In meinem Alter lese ich wenig, und lese nichts, als unterhaltende Schriften.

Ende des dritten und lezten Theils.

Chronologisches Verzeichniß
der
sämtlichen
Theaterstücke
des
Herrn C. Goldoni.

Wenn der Beyfall des Publikums mich in den Stand setzen wird, den in der Vorrede zum ersten Theile dieser Memoiren angegebenen Plan auszuführen, und einen kritischen Anhang zu diesem Werke zu liefern; so werde ich zugleich umständliche Nachricht von den sämtlichen Uebersetzungen und Nachahmungen geben, welche die Stücke des Herrn Goldoni in den übrigen europäischen Sprachen erhalten haben. Hier begnüge ich mich, die deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen

kurz zu erwähnen, und einige kleine litterarische Notizen beyzufügen, die mir größtentheils von meinem Freunde, Herrn M. Dyk in Leipzig, dessen eigene Verdienste um das Theater bekannt genug sind, mitgetheilt worden. — Die vollständigste, obgleich nichts weniger als ganz vollständige, Uebersetzung der Goldonischen Lustspiele, ist die Saalische, die in den Jahren 1767 - 1777 in eilf Theilen in 8. zu Leipzig herauskam. Der Verfasser hielt sich dabey an die venetianische Ausgabe des Pasquali, doch beobachtete er die Ordnung nicht, in welcher die Stücke in dieser Ausgabe auf einander folgen, und ließ auch überdieß alle dort befindlichen historischen Nachrichten hinweg, welche die Grundlage gegenwärtiger Memoiren ausmachen. Man muß dem Uebersetzer die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sein Original verstanden, und größtentheils in den Sinn desselben eingedrungen ist. Viele, sehr viele Stellen seiner Arbeit zeugen von der Laune, die dem Verfasser Lessings Vertraulichkeit erwarb, der

ihn auch zur Uebersetzung Goldoni's aufmunterte. Unbegreiflich aber ist es freylich, daß sein Styl und Dialog so ganz das Widerspiel des Lessingischen ist, und warum er diesen gar nicht studirt zu haben scheint. Den pathetischen Stellen fehlt es daher durchgehends an Kraft, den komischen oft an der so nöthigen Kürze, und dem Tone überhaupt an Feinheit und Eleganz. Immer aber wäre es doch zu wünschen gewesen, daß er seine Arbeit fortgesezt und vollendet haben möchte. — Zu Wien sind, vor Erscheinung der Saalischen Uebersetzung, verschiedene übersezte Stücke von Goldoni einzeln gedruckt erschienen, zu einer Zeit also, wo man in Wien noch gar nicht schreiben konnte. — Nach Saal hat niemand weiter etwas von Goldoni übersezt, desto fleißiger aber sind verschiedene von ihm übersezte Stücke umgearbeitet und nachgeahmt worden. — Da die Ausgabe des Pasquali unter uns die bekannteste ist, und am häufigsten angetroffen wird, so habe ich im folgenden Verzeichnisse bey jedem

Stücke den Theil, in welchem es in dieser Sammlung befindlich ist, angegeben. — Die Abkürzung A. d. P. bedeutet Ausgabe des Pasquali. Die Bezeichnung I. II. III. Th. bezieht sich auf die drey Theile dieser Memoiren. Der Buchstabe S. bedeutet die Saalische Uebersetzung.

S.

I. Ver-

I.

Verzeichniß der Stücke,

deren in diesen Memoiren erwähnt wird.

1.

Ein Lustspiel ohne Titel, vom Dichter in seinem achten Jahre verfertigt.

I. Th. 1 K.

2.

Il buon padre, (der gute Vater) ein Lustspiel in zwey Aufzügen in Prosa.

I Th. 20 K.

3.

La Cantatrice. (die Sängerin) ein Intermezzo in zwey Aufz. in Versen.

I Th. 20 K.

4.

Amalasſunta, (Amalasonte) eine Oper in drey Aufz. in lyrischen Versen.

I Th. 24 K.

5.

Il Gondoliere Veneziano, (der venetianische Gondelier) ein Intermezzo in zwey Aufz. und in freyen Versen.

I Th. 29 K.

6.

Bellisario, (Belisar) Tragikomödie in 5 Aufz. in reimlosen Versen.

I Th. 29. 31. 33. 34. 36 K.

7.

La Pupilla, (die Pupille) Intermezzo in 2 Aufz. und in Versen.

I Th. 35 K.

8.

Rosmonda, (Rosamunde) ein Trauerspiel in 5 Aufz. in reimlosen Versen.

I Th. 36 K.

9.

La Birba, (die Bettler) Intermezzo in 2 Aufz. in Versen.

I Th. 36 K. Nachgeahmt von Bock: der Bettler. I Sammlung fürs deutsche Theater.

10.

Griselda. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. in reimlosen Versen.

I Th. 37 K.

11.

La Fondazion di Venezia, (die Gründung von Venedig) eine komische Oper in 1 Auf.

I Th. 37 K.

12.

Don Giovanni Tenorio o il Dissoluto, (Don Juan Tenorio oder der Lüderliche) ein Lustspiel in 5 Aufz. in reimlosen Versen.

I Th. 39 K. — A. d. P. XIV Th.

13.

Rinaldo di Montalbano, (Rinald von Montauban) Tragikomödie in 5 Aufz. in reimlosen Versen.

I Th. 40 K.

14.

Enrico, Ré di Sicilia, (Heinrich, König von Sicilien) Trauerspiel in 5 Aufz. in reimlosen Versen.

I Th. 40 K.

15.

El Cortesan Venezian, o l'Uomo di mondo, (der vollkommene Mann) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

I Th. 40 K.

16.

Gustavo, (Gustav von Wasa) Oper in 3 Auf.
1 Th. 41 K.

17.

Il Prodigo, (der Verschwender) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
1 Th. 41 K.

18.

Le Trentadue Disgrazie d'Arlechino, (Harlekins zweyunddreißig Unglücksfälle) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz.
1 Th. 41 K.

19.

Cento et quattro accidenti in una notte, o la notte critica, (Hundertundvier Abentheuer in Einer Nacht, oder die kritische Nacht) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz.
1 Th. 41 K.

20.

Oronte, Ré de Sciti, (Oront, König der Scythen) eine Oper in 3 Aufz.
1 Th. 42 K.

21.

La Banca rotta, (der Bankerut) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
1 Th. 42 K.

22.

La Donna di Garbo, (die brave Frau) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

I Th. 43. 52 K. — A. d. P. IX. Th. — S. unter dem Titel: das wackere Mädchen. Th. IX. — Nachgeahmt von Bock u. d. T. Wissenschaft geht vor Schönheit. Vermischtes Theater der Ausländer. I B. (Die bekannte Schauspielerin Mecour spielte die Hauptrolle dieses Stücks meisterhaft.)

23.

Statira. Eine Oper in 3 Auf.

I Th. 44 K.

24.

L'Impostore, (der Betrüger) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa, ohne Frauenzimmer.

I Th. 45 K. — A. d. P. XVII Th.

25.

Il Mondo della Luna, (die Welt im Monde) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

I Th. 45 K.

26.

Il Servitore di due Patroni, (der Diener zweyer Herren) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 10 K. — A. d. P. V Th. — Das dritte Stück, das von Goldoni auf die

deutsche Bühne kam, zu Hamburg den 18ten Febr. 1762.

27.

Il Figlio d' Arlecchino perduto e ritrovato, (Harlekins verlornes und wiedergefundenes Kind) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa. Theils geschrieben, theils skizzirt.

I Th. 50 K. III Th. 3 K.

28.

Tonin Bella Grazia, o il Frappatore, (Schön Antonchen oder der Betrüger) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

I Th. 51 K. II Th. 1 K.

29.

L'Uomo prudente, (der vorsichtige Mann) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 1 K. — A. d. P. XIV Th.

30.

I due Gemelli Veneziani, (die venetianischen Zwillinge) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 1 K.

31.

La Vedova scaltra, (die schlaue Wittwe) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 2. 5 K. — A. d. P. V Th. — S. III Th. — von Gotter. Noch im Ma-

nuscript. — Dieses Stück hat auf den deutschen Bühnen wenig Beyfall gefunden.

32.

La Putta Onorata, (das ehrliche Mädchen) ein venetianisches Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 2 K.

33.

La Buona Madre, (die gute Mutter) ein venetianisches Lustspiel, Fortsetzung des **ehrlichen Mädchens**, in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 4 K. — A. d. P. IX Th. — S. V Th.

34.

Il Cavalier e la Dama, o I Cicisbei, (der Cavalier und die Dame, oder die Cicisbeo's) ein Lustspiel in 3. Aufz. in Prosa.

II Th. 4 K. — A. d. P. II Th. — S. X Th. (Das erste Stück, das von Goldoni auf die deutsche Bühne kam: **Leipzig**, den 19ten Jul. 1756.)

35.

L'Erede fortunata, (die glückliche Erbin) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 6 K: — A. d. P. XV Th.

36.

Il Theatro comico, (das komische Theater) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 7 K. — A. d. P. I Th. — S. X Th.

37.

Le Donne pontigliose, (die ahnenstolzen Weiber) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 7 K. — A. d. P. VI Th. — S. unter dem Titel: die eigensinnigen Weiber. IV Th.

38.

La Bottega di Caffé, (das Kaffeehaus) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 7 K. — A. d. P. I Th. — S. IX Th.

39.

L'Adulatore, (der Schmeichler) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 8 K. — A. d. P. III Th. — S. X Th.—(Mit diesem Stücke hatte Koch die Unvorsichtigkeit, einst seine Vorstellungen in Dresden zu eröffnen. Man hielt es für eine Satyre auf August III. und den Grafen Brühl, welches ihm in der Folge viel Schaden that.) Zum erstenmal in Deutschland gespielt den 13ten Febr. 1764. zu Leipzig. Ist das sechste Stück der Reihe nach, das von Goldoni auf das deutsche Theater kam.

40.

Il Bugiardo, (der Lügner) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 8 K. — A. d. P. II Th. — S. II Th. — Nachgeahmt von Schletter. Wien 1778. In Deutschland zum erstenmale gespielt in Leipzig d. 25. May 1768.

41.

La Famiglia dell' Antiquario, o la Suocera e la Nuora, (die Familie des Antiquars, oder die Schwiegermutter und die Schwiegertochter) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 8 K. — A. d. P. VII Th. — S. unter dem Titel: die Familie des Antiquitätensammlers. X Th. — Von Hrn. Kretschmann sehr glücklich nachgeahmt unter dem Titel: die Hauskabale, oder die Schwiegermutter und die Schwiegertochter. Einzeln gedruckt, Leipzig 1786. Steht auch im 4ten Bande seiner Werke.

42.

Pamela, ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 9 K. — A. d. P. I Th. — S. unter dem Titel: die ledige Pamela. VI Th. — In Deutschland zum erstenmale gespielt zu Hamburg d. 31. Aug. 1758. Das zweite Stück der Reihe nach, das von Goldoni auf die deutsche Bühne kam.

43.

L'Avventuriere Onorato, (der ehrliche Abentheurer) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 11 K. — A. d. P. IV. Th. — S. unter dem Titel: der ehrliche Avantürier. III. Th. — Nachgeahmt von Schletter. Wien, 1777. — Aus diesem Stücke hat Herr Wezel den Plan zu seinem Lustspiel: Eigensinn und Ehrlichkeit entlehnt. — Ward das erstemal in Deutschland gespielt zu Leipzig, den 23. Jul. 1768.

44.

Il Cavalier di buon Gusto, (der Mann von Geschmack) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 9 K. — A. d. P. IV Th. — S. unter dem Titel: der Cavalier von gutem Geschmack, V Th. — Uebersezt von Laudes. Wien, 1764. 8.

45.

Il Giocatore, (der Spieler) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 9 K. — A. d. P. XII. Th. — S. XI. — Spielerglück, ein Lustspiel von Dyk in 5 Aufz. nach Goldoni und Regnard. Lpz. 1786. Steht auch im vierten Bande des Nebentheaters.

46.

Il vero Amico, (der wahre Freund) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 10 K. — A. d. P. VII Th. — S. I Th. — In Deutschland zum erstenmale gespielt zu Leipzig, 1767.

47.

La finta Ammalata, (die verstellte Kranke) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 10 K. — A. d. P. VI Th. — S. II Th. — Uebersezt von Laudes. Wien. 1765. 8. In Deutschland zum erstenmale gespielt in Leipzig 1767.

48.

La Donna volubile, (das veränderliche Frauenzimmer) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 10 K.

49.

L'Incognita perseguitata, (die verfolgte Unbekannte) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 11 Kap.

50.

I Pettegolezzi delle Donne, (Weibergeschwätz) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 11 K. (Dieses Stück ward von dem jüngern Riccoboni ins Französische übersezt. Nach dieser Uebersetzung hat es Herr Weiße bearbeitet, den Juden herausgelassen, und das Stück in Einen Aufzug zusammengezogen. Der Titel desselben ist: Weibergeklatsche oder ein Qui pro quo.)

51.

Moliere, ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 12 K. — A. d. P. III Th. — S. IV Th.

52.

Il Padre di Famiglia, (der Hausvater) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 13 K. — A. d. P. VII Th. — S. XI Th. Zum erstenmal in Deutschland aufgeführt zu Hamburg den 25sten Oct. 1762, nach einer Wiener Uebersetzung, unter dem Titel: das **Muttersöhnchen**, um es von dem Hausvater des Herrn **Diderot** zu unterscheiden.

53.

L'Avvocato Veneziano, (der venetianische Advokat) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 13 K. III Th. 20 K. — A. d. P. VIII Th. — S. VIII Th.

54.

Il Feudatario, (der Lehnsherr) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 13 K. — A. d. P. VIII Th. — S. VI Th. — Nachgeahmt von Hrn. Hermann, unter dem Titel: **die Dorfdeputirten, eine Operette**, in 3 Aufz. **Weimar** 1773. 8.

55.

La Figlia obbediente, (die gehorsame Tochter) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 13 K. — A. d. P. VIII Th. — S. VIII Th.

56.

La Serva amorosa, (das edelmüthige Dienstmädchen) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 14 K. — A. d. P. III Th. — S. unter dem Titel: die gutherzige Magd. VII Th.

57.

La Moglie saggia, (die kluge Frau) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 14 K. — A. d. P. V Th. — S. unter dem Titel: die gelassene Frau. V Th. — Uebersezt von Laudes, unter dem Titel: die tugendhafte Ehefrau. Wien, 1764. 8. — Nachgeahmt von Engel und Gotter unter dem Titel: die sanfte Frau. Scene und Gang der Handlung ist unverändert geblieben, nur der Dialog ist neu. — Das vierte Stück in der Reihe, das von Goldoni auf die deutsche Bühne gekommen ist. Zum erstenmal in Deutschland gespielt, den 14. Jul. 1762. zu Hamburg.

58.

I Mercatanti, (die Kaufleute) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 14 K. — A. d. P. IX Th. — S. VIII Th. — Die Holländer, oder was vermag eine vernünftige Frau nicht? Vermischtes Theater der Ausländer. 2ter Band. Leipz. 1779. Eine glückliche Nachahmung von Bock, die sehr gefallen hat.

59.

Le Donne gelose, (die eifersüchtigen Weiber) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 14 K.

60.

I Pontigli domestici, (die häuslichen Zwistigkeiten) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 15 K. — A. d. P. X Th. — S. IV Th.

61.

Il Poeta fanatico, (der fanatische Dichter) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 15 K.

62.

La Locandiera, (die schöne Wirthin) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 16 K. — A. d. P. IV Th. — S. unter dem Titel: die Gastwirthin. VII Th.

63.

L'Amante militare, (der Liebhaber ein Soldat) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 16 K. — A. d. P. X Th. — S. unter dem Titel: **der militärische Liebhaber.** V Th.

64.

Le Donne curiose, (die neugierigen Frauenzimmer) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 16 K. — A. d. P. VI Th. — S. II. Th. Zum erstenmal in Deutschland gespielt zu Leipzig, 1767.

65.

La Castalda, (die Haushälterin) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 16 K.

66.

Il Contratempo, o il Chiacchirone, (das Contratempo oder der unvorsichtige Schwätzer) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 16 K.

67.

La Donna vendicativa, (die rachsüchtige Frau) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 16. K. — A. d. P. XVI Th.

68.

Il Geloso Avaro, (der eifersüchtige Geizige) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 17 K. — A. d. P. XII Th. — S. XI Th.

69.

La Donna di testa debole, (die schwachköpfige Frau) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 17 K. — A. d. P. XIV Th.

70.

La Sposa Persiana, (die persische Braut) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 18 K.

71.

Ircana in Julfa, (Hirkana in Julfa) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen. Fortsetzung des vorigen Stücks.

II Th. 19 K.

72.

Ircana in Ispaan, (Hirkana in Ispahan) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen. Fortsetzung und Schluß der beiden vorigen Lustspiele.

II Th. 20 K.

73.

La Cameriera brillante, (das geistreiche Kammermädchen) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
II Th. 21 K. — A. d. P. XVI Th.

74.

Il Filosofo Inglese, (der englische Philosoph) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.
II Th. 21 K.

75.

La Madre amorosa, (die zärtliche Mutter) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
II Th. 21 K. — A. d. P. XV Th.

76.

Le Massere, (die Köchinnen) ein venetianisches Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.
II Th. 21 K.

77.

La Villeggiatura, (die Landpartie) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
II Th. 23 K.

78.

La Donna forte, (die entschlossene Frau) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.
II Th. 23 K.

79.

Il Vecchio Bizarro, (der liebenswürdige Alte) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 23 K. — A. d. P. XVII Th.

80.

Il Festino, (der Bürgerball) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 23 K.

81.

Terenzio, (Terenz) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 25 K. — A. d. P. XI. Th.

82.

Il Cavalier Giocondo, (der Ritter Giocondo) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 26 K.

83.

Le Smanie della Villeggiatura, (die Sucht des Landlebens) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 26. 27 K. — A. d. P. XI Th. — S. unter dem Titel: die thörigte Neigung zur Landlust, XI Th.

84.

Le Avventure della Villeggiatura, (die Abentheuer auf dem Lande) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa. Fortsetzung des vorigen Stücks.

II Th. 26. 28. K. — A. d. P. XI Th.

85.

Il Ritorno della Villeggiatura, (die Rückkehr vom Lande) Fortsetzung und Schluß der beiden vorigen Lustspiele.

II Th. 26. 29 K. — A. d. P. XI Th.

86.

La Peruviana, (die Peruvianerin) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 30 K. — A. d. P. XV Th.

87.

Un curioso accidente, (ein lustiges Abentheuer) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 30 K. III Th. 37 K. — A. d. P. VII Th. — S. unter dem Titel: der seltsame Zufall. I Th. — Nachgeahmt von Bock unter dem Titel: Geschwind, eh es jemand erfährt. Hamburgisches Theater. 2. B. — Zum erstenmal in Deutschland aufgeführt zu Leipzig 1767.

88.

La Donna di Maneggio, (die Frau von Wichtigkeit) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 30 K. — A. d. P. VIII Th. — S. unter dem Titel: die Frau von vielen Geschäften. VIII Th. — Uebersezt von Laudes. Wien, 1764. 8.

89.

L'Impresario delle Smirne, (der Operndirecteur für Smyrna) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
II Th. 30 K. — A. d. P. XII Th. — S. unter dem Titel: der Schauspieldirecteur aus Smyrna. XI Th.

90.

Le Donne di Casa soa, (die guten Haushälterinnen) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.
II Th. 30 K.

91.

La buona Figliuola, (die gute Tochter) eine komische Oper in 3 Aufz. in Versen.
II Th. 31 K.

92.

Il Festino, (der Bürgerball) eine komische Oper in drey Aufz. in Versen.
II Th. 31 K.

93.

Il Viaggiatori ridicoli, (die lächerlichen Reisenden) eine komische Oper in 3 Aufz. in Versen.
II Th. 31 K.

94.

Il Padre per amore, (der Vater aus Zuneigung) ein Lustspiel in 5 Aufzügen in Versen.

II Th. 31 K. — A. d. P. IX Th. — S. V Th.

95.

La Guerra, (der Krieg) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 31 K. — A. d. P. VI Th. — S. I Th. — Nachahmung: der Krieg, eine komische Oper von Weiße, Ramler und Hiller. Leipzig, 1773. 8. (Ohne ihr Vorwissen gedruckt. Der Dialog ist nach Saals Uebersetzung unverändert geblieben. Die Herren Weiße und Ramler verfertigten die Gesänge zum Behuf des Kochischen Theaters) — Zum erstenmal in Deutschland gespielt zu Leipzig, 1767, und das Jahr darauf als Oper.

96.

Il Medico Olandese, (der holländische Arzt) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 31 K.

97.

Torquato Tasso, ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 32 K. — A. d. P. XVI Th.

98.

L'Amante di se stesso, o l'Egoista, (der Egoist) ein Lustspiel in fünf Aufzügen in Versen.

II. Th. 33 K.

99.

La Bella Selvaggia, (die schöne Wilde) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 33 K.

100.

Il Campiello, (der Marktplatz) ein venetianisches Lustspiel in 5 Aufzügen in Versen.

II Th. 33 K. — Nachahmung: die Liebe unter den Handwerksleuten. Operette. Mannheim, 1773. 8.

101.

La Buona Famiglia, (die gute Familie) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 33 K.

102.

La Dalmatina, (die Dalmatierin) ein Lustspiel in fünf Aufzügen in Versen.

II Th. 34 K.

103.

I Rusteghi, (die Grobiane) ein venetianisches Lustspiel in fünf Aufzügen in Versen.

II Th. 34 K. — A. d. P. III Th. — S. VII Th.

104.

Il Ricco insidiato, (der belagerte Reiche) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 35 K.

105.

La Vedova spiritosa, (die geistreiche Wittwe) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 35. 36. 38 K.

106.

La Donna di Governo, (die Guvernante) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 35 K.

107.

I Morbinosi, (die Freunde vom Vergnügen) ein venetianisches Lustspiel in fünf Aufzügen in Versen.

II Th. 35 K.

108.

Pamela maritata, (die verheirathete Pamela) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 38 K. — A. d. P. I Th. — S. VI. Th. — Uebersezt von Laudes. Wien, 1764. 8. (Dieses Stück ist auf mehrern deutschen Theatern gespielt worden, hat aber nirgends gefallen wollen.)

109.

La Donna sagace, (die verschlagene Frau) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 40 K.

110.

Lo Spirito di contradizione, (der Geist des Widerspruchs) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.
II Th. 40 K.

111.

La Donna sola, (das einzige Frauenzimmer) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.
II Th. 40 K.

112.

La Madre amorosa, (die zärtliche Mutter) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
II Th. 40 Kap.

113.

Le Morbinose, (die muntern Frauenzimmer) ein venetianisches Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.
II Th. 40 K.

114.

Gl' inamorati, (die Verliebten) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.
II Th. 41 K. — A. d. P. II Th. — S. IV Th. — Ueberſezt von Laudes: die verliebten Zänker. Wien, 1764. 8.

115.

La Casa nova, (das neue Haus) ein venetianisches Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 41 K. — A. d. P. X Th. — S. III Th.

116.

La Donna capricciosa, (das eigensinnige Mädchen) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 42 K.

117.

Le Baruffe Chiozzote, (die Zänkereyen des Pöbels in Chiozza.)

II Th. 42 K. — A. d. P. XV Th.

118.

Todaro Brontalon, (Theodor der Murrkopf) ein venetianisches Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

I Th. 43. K. — A. d. P. XIV Th.

119.

La Scozzase, (die Schottländerin) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 44 K.

120.

Una delle ultime sere di Carnovale, (Einer von den lezten Abenden des Carnevals) ein venetianisches Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

II Th. 45. K. — A. d. P. XVI Th.

121.

Il Cavaliere di Spirito, (der Mann von Geist) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 45 K.

122.

La Donna Bizarra, (das schöngeisterische Frauenzimmer) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 45 K.

123.

L'Apatista, (der Apathist) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 45 K.

124.

L'Osteria della Posta, (das Postwirthshaus) ein Lustspiel in 1 Aufz. in Prosa.

II Th. 45 K.

125.

L'Avaro, (der Geizige) ein Lustspiel in 1 Aufz. in Prosa.

II Th. 45 K. — A. d. P. IV Th. — S. VII Th.

126.

La Pupilla, (die Pupille) ein Lustspiel in 5 Aufz. in Versen.

II Th. 45 K. — A. d. P. XVII Th. — S. II Th. — Uebersezt von Schletter. Frankf. 1781. — Zum erstenmale gespielt in Deutschland zu Leipzig den 18. Aug. 1768.

127.

L'Amor paterno, (die väterliche Liebe) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

III Th. 4 K. — A. d. P. V. Th. — S. I Th.

128.

I due Fratelli Rivali, (die beiden Brüder als Nebenbuhler) Ein skizzirtes Lustspiel in Einem Aufzuge.

(Dieses Stück und Nr. 129. 130. 131. 132. 133. 137 - 144. verfertigte Goldoni für die italienische Komödie in Paris, wird ihrer aber nicht namentlich in diesen Memoiren gedacht.)

129.

Arlecchino, Erede ridicolo, (Harlekin, der lächerliche Erbe) ein skizzirtes Lustspiel in 5 Aufz.

130.

La Famiglia in discordia, (die Familie im Zwist) Ein skizzirtes Lustspiel in 1 Aufz.

131.

Il Ventaglio, (der Fächer) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz.

131.

Le due Italiane, (die beiden Italiener) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

(Ist nicht gespielt worden.)

133.

Le Schiava generosa. (die edelmüthige Sklavin) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

(Ist nicht gespielt worden)

134.

Gli Amori d'Arlecchino e di Camilla, (die Liebesabentheuer Harlekins und Camillens) ein skizzirtes Lustspiel in 5 Aufz.

III Th. 11 K.

135.

La gelosia d'Arlecchino, (Harlekins Eifersucht) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz. Fortsetzung des vorhergehenden.

III Th. 11 K.

136.

L'Inquietudine di Camilla, (Camillens Besorglichkeiten) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz. Fortsetzung der beiden vorhergehenden.

III Th. 11 K.

137.

L'Inganno vendicato, (der gerächte Betrug) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz.

138.

Il Ritratto d'Arlecchino, (Harlekins Gemälde) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz.

139.

L'Appuntamento notturno, (die nächtliche Bestellung) ein skizzirtes Lustspiel in 1 Aufz.

140.

L'Inimizia d'Arlecchino e di Scapino, (die vertraute Freundschaft Harlekins und Scapins) ein skizzirtes Lustspiel in zwey Aufz.

141.

Arlecchino e Camilla Schiavi in Barbaria, (Harlekin und Camille, Sklaven in der Barbarey) ein skizzirtes Lustspiel in 3 Aufz. mit einem Divertissement.

142.

Arlecchino Carbonajo, (Harlekin, ein Kohlenbrenner) ein skizzirtes Lustspiel in 1 Aufz.

143.

L'Anello magico, (der magische Ring) ein skizzirtes Lustspiel in 2 Aufz.

144.

Le cinqe età d'Arlecchino, (Harlekins fünf Lebensalter) ein skizzirtes Spektakelstück in 5 Aufz.

145.

Gli amori di Zelinda e di Lindoro, (Lindors und Zelindens Liebe) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

146.

La Gelosia di Lindore, (Lindors Eifersucht) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa. (Fortsetzung des vorhergehenden Stücks.)

III Th. 11 K.

147.

Le Inquietudini di Zelinda, (Zelindens Unruhe) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa. (Fortsetzung der beiden vorhergehenden Stücke.)

III Th. 11 K.

148.

Gli Amanti timidi, (die furchtsamen Liebenden) ein Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

III Th. 11 K. — A. d. P. XVII Th.

149.

Il Genio buono ed il Genio cattivo, (der gute und der böse Genius) ein Spektakelstück in 5 Aufz. in Prosa.

III Th. 11 K.

150.

Vittorina, (Viktorine) eine komische Oper in 3 Aufz.

III Th. 12 K.

151.

Il Ré alla Caccia, (der König auf der Jagd) eine komische Oper in 3 Aufz.

III Th. 13 K.

152.

La Bouillotte. Entwurf einer komischen Oper in 2 Aufz.

III Th. 14 K.

153.

Le Bourru bienfaisant, (der wohlthätige Murrkopf) ein französisches Lustspiel in 3 Aufz. in Prosa.

III Th. 15. 16. 17. 39 K. — Nachahmungen und Uebersetzungen. 1) Von Herrn **von Einsiedel** in Weimar zum Behuf der Seilerschen Gesellschaft. Noch ungedruckt. 2) Von Herrn Stephanie dem ältern. S. Neue Schauspiele aufgeführt auf dem K. K. Nationaltheater in Wien. 3) Von Herrn Andre. Frankf. 1772. 8. 4) Von Herrn Bock nationalisirt unter dem Titel: **Paridom Wrantpott, oder wer schilt, wird wieder gut.**

154.

L'Avare fastueux, (der prächtige Geizige) ein französisches Lustspiel in 5 Aufz. in Prosa.

III Th. 20 K.

155.

I Volponi, (die Füchse) eine komische Oper in 3 Aufz.

III Th. 26 K.

II.

Verzeichniß der komischen Opern des Herrn C. Goldoni, deren in diesen Memoiren nicht erwähnt worden.

Nach der Turiner Ausgabe, in sechs Bänden, 1777. 8.

156.

Il Filosofo di Campagna. (Der Philosoph auf dem Lande.)

157.

Gli Uccellatori. (Die Vogelsteller.)

158.

Arcifanfano, Ré de Matti. (Arcifanfanus, König der Narren.)

159.

Il Mercato di Malmantile. (Der Handel mit Malmantile.)

160.

L'Isola disabitata. (Die unbewohnte Insel.)

161.

La Calamita de' Cuori. (Der Herzensmagnet oder das liebenswürdige Frauenzimmer.)

162.

Il Negligente. (Der Nachläßige.)

163.

La buona Figliuola. (Die gute Tochter.)
(Ist schon unter Nr. 91. angeführt.)

164.

Il Mondo della Luna. (Die Welt im Monde.)

165.

La buona Figliuola maritata. (Die gute Tochter in der Ehe.)
(Nach dem Lustspiel la Figlia obediente, S. Nr. 55.

166.

I Bagni d' Abano. (Die Bäder von Abano.) [ein Dorf im paduanischen Gebiete]
(Von Goldoni nicht für sein Werk anerkannt.)

167.

Statira.
(S. Nr. 23. keine komische, sondern eine ernsthafte Oper.)

168.

Le Virtuose ridicule. (Die lächerlichen Virtuosinnen.)

169

L'Arcadia in Brunta. (Arkadien in Brenta.) (Eine Akademie in Brenta, einem schönen Fluß im paduanischen Gebiete, einige Meilen von Venedig.)

170.

Il finto Principe. (Der falsche Fürst.)

171.

L'Astusia felice. (Die glückliche List.)

172.

Bertoldo, Bertoldino e Cacasenno. (Die drey Bertolde.)

173.

I portentosi effetti della madre natura. (Die bewundernswürdigen Wirkungen der Mutter Natur.)

174.

Lucrecia Romana. (Die römische Lucretia.) (Dieses Stück hätte nicht in die Sammlung der komischen Opern aufgenommen werden sollen. Der Verfasser hatte es mehrere Jahre vor seiner Reform fürs Theater gearbeitet, und war sehr ungehalten, als er es gedruckt zu Gesicht bekam.)

175.

Il Mondo alla rovescia. (Die umgekehrte Welt.)

176.

Buovo d'Antona.

177.

Il Paese di Cucagna. (Das Land Cucagna.)

178.

Le Donne vendicate. (Die gerächten Weiber.)

179.

La Mascarada. (Die Maskerade.)

180.

Le Pescatrici. (Die Fischerinnen.)

181.

Il Conte Caramella. (Der Graf Caramello.)

182.

La Donna di Governo. (Die Gubernante.)

183.

Le Nozze. (Die Hochzeit.)

184.

La Fiera di Sinigaglia. (Der Jahrmarkt von Sinigaglia.)

(Die komischen Opern des Herrn Goldoni sind einen großen Theil von Italien durchwandert, und allenthalben haben sich die Schauspieler und Componisten Veränderungen darin vorzunehmen erlaubt. Die Drucker haben sie aufgerafft, wo und wie sie sie bekommen konnten. Daher kömmt es denn, daß sehr wenige dem Original gleichen.)

III.

Andere Theaterstücke

des Herrn C. Goldoni,

deren in diesen Memoiren nicht erwähnt worden.

185.

Il Talismano, (der Talisman) eine komische Oper in drey Aufzügen.

(Gespielt und gedruckt zu Mailand, bey Gelegenheit der Eröffnung des neuen Theaters dieser Stadt.)

186.

La Maschera, (die Maske) ein Lustspiel in drey Aufzügen, theils geschrieben, theils skizzirt.

(Gespielt zu Venedig auf dem Theater S. Lucas 1753.)

187.

Il buon Compatrioto, (der gute Mitbürger) ein Lustspiel in 3 Aufz. theils geschrieben, theils skizzirt.

(Gespielt zu Venedig auf dem Theater S. Lucas, 1756.)

188.

Enea nel Lazio, (Aeneas in Latium) ein Trauerspiel in fünf Aufzügen in Versen.

189.

Nerone, (Nero) ein Trauerspiel in fünf Aufzügen in Versen.

(Dieses und das vorige Trauerspiel sind in Venedig auf dem Theater S. Angelo gespielt worden. Der Verfasser hat vergessen, ihrer in seinen Memoiren zu gedenken.)

190.

La Scuola di Ballo, (die Tanzschule) ein Lustspiel in fünf Aufzügen in Versen.

(Für das Theater S. Lucas in Venedig verfertigt. Ist nicht gespielt worden.)

191.

La Guerra di Bergamaschi, (der Krieg der Bergameser) ein Spektakelstück in 5 Aufz. in Versen.

(Für das italienische Theater in Paris verfertigt. Ist nicht gespielt worden.)

192.

Artemisia, (Artemisia) ein Trauerspiel in fünf Aufzügen in Versen.

(Eine Nachahmung der Semiramis des Herrn von Voltaire. Ist weder gespielt noch gedruckt worden.)

193.

Gli Amori di Alessandro Magno, (die Liebe Alexanders des Großen) ein Trauerspiel in fünf Aufzügen in Versen.

(Für das Theater S. Lucas in Venedig verfertigt.)

194.

Il Quartiere fortunato, (das glückliche Quartier) ein Intermezzo in zwey Aufz. in Versen.

195.

Amor fa l'uomo cieco, (Liebe macht den Menschen blind) ein Intermezzo in 2 Aufz. in Versen.

196.

Il disinganno, (die Wahrheit, die den Betrug aufdeckt) ein Intermezzo in 2 Aufz. in Versen.

197.

Tal Padrona, tal Serva, (wie die Frau, so die Magd) ein Lustspiel in fünf Aufzügen in Prosa.

(Dieses und das vorige Stück wurden für das italienische Theater in Paris verfertigt, aber nicht aufgeführt.)

198.

I Nastri di color rosa, (die rosenfarbnen Bänder) ein Lustspiel in Einem Aufzuge in Prosa.

(Eben so wie die vorigen Stücke für das itallienische Theater in Paris verfertigt, und nicht gespielt.)

199.

La Favola di dre Gobbi, (das Mährchen von den drey Bucklichen) eine kom. Oper in 2 Aufz.

(Auf dem Theater S. Moses in Venedig gespielt, und 1750 gedruckt.)

Ende des ganzen Werks.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXXX (1-3) V.95

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldoni, Carlo,

Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters

Bd.: 3

Leipzig (1788)

Biogr. 464-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063510-5
VD18 80094430